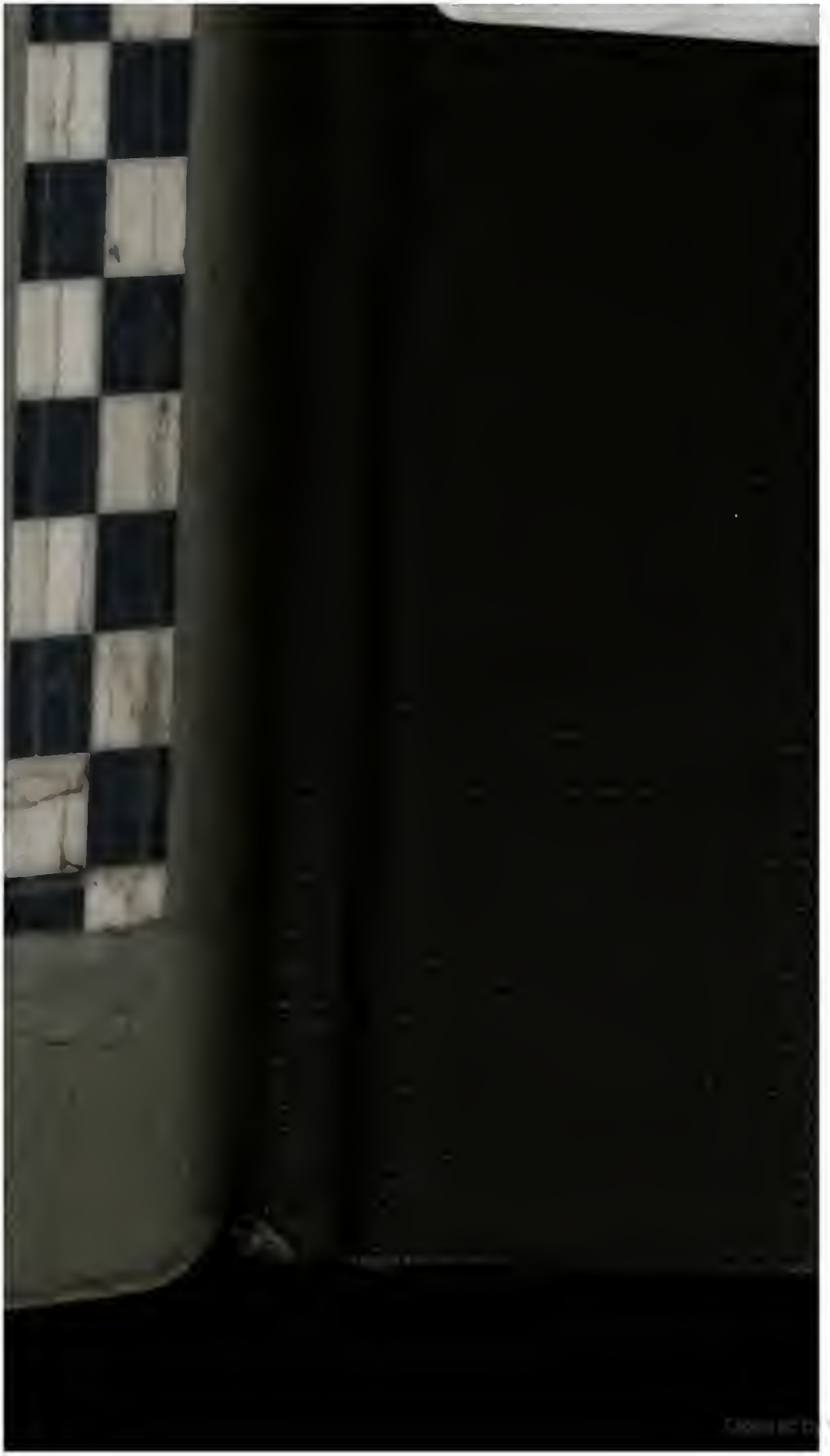

STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

~~843.5~~
~~L621m~~
~~V.12~~
8 33.708
PS38

Digitized by Google

~~843.5~~

~~L621m~~

~~V.12~~

8 33.708

P538

Digitized by Google

Phantasus.

Erzählende Dichtungen

von

L. Tieck, Novalis, A. v. Arnim, Cl. Brentano,
H. v. Kleist, A. W. v. Schlegel, Fouqué,
A. v. Chamisso, Eichendorff, E. T. A. Hoffmann,
J. Kerner, Steffens.

Mit einleitenden Bemerkungen über die
romantische Schule.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

Leipzig,
J. Glogau & Co.
1883.

LELAND STANFORD JUNIOR
LIBRARY
UNIVERSITY.

A. 32711.

Inhalt.

Inhalt.

	Seite
Phantasus Einkehr, nach L. Tieck	1
Die romantische Schule	13
Der Pokal, von L. Tieck	49
Sängerglück, von Novalis	77
Der tolle Invalide, von A. v. Arnim	105
Der Ring Salomonis, von C. Brentano	143
Das Erdbeben in Chili; von H. v. Kleist	201
Koravzela, von A. W. v. Schlegel	225
Des Fürsten Schwert, von Fouqué	273
Peter Schlemihl, von A. von Chamisso	300
Die wilde Spanierin, von v. Eichendorff	344
Antonie, von E. T. A. Hoffmann	381
Die Heimathlosen, von J. Kerner	421
Gebirgsmährchen, von Steffens	467

Phantasus' Einkehr.

(Nach Tieck.)

Betrübt saß ich in meiner Kammer,
Dacht' an die Noth, an all' den Jammer,
Der rund um drückt die weite Erde,
Mit peinlich lastender Beschwerde,
Daß Lust und Sang und frohe Weisen
Gezogen weit von uns auf Reisen;
Argwohn und Furcht bei jedem Feste
Einstellen sich als schlimme Gäste;
Daß Jedermann nur fragt in Sorgen:
Wie wird es mit dir heut' und morgen?
Dazu war ich noch schwach und krank,
Mir war so Tag wie Nacht zu lang.
So saß ich still in mich gebückt,
Den Kopf in meine Hand gedrückt,
Als ich halb träumend es vernahm,
Daß Jemand an die Thüre kam.

Es klopfte und ich rief: Herein!
Da öffnet ſchnell ein Händchen fein,
So weiß wie Baumesblüth': herfür
Trat dann ein Knäblein in die Thür',
Das Haupt gekränzt mit jungen Roſen,
Die eben aus den Knospen loſen;
Wie Roſengluth die Lippen hold,
Das krauſe Haar ein funkelnd Gold.

Er trat vor mich und thät ſich neigen,
Sprach freundlich dann nach kurzem Schweigen:
„Wie kommt's, mein lieber kranker Freund,
Daß du hier weilſt, da Sonne ſcheint?
Der Frühling geht umher mit Pracht,
Hat Laub des Waldes angefacht;
Es brennt das grüne Feuer wieder,
Und drin ertönen tauſend Lieder.
Die Erde trägt ihr feſtlich Kleid,
Der Plan erglänzt von Blumen weit;
Es ſpielt der Fiſch im blauen See,
Vom Obſtbaum hängt der Blüthenſchnee.
Der Jüngling ſieht ſein Herz und Lieben
In Blumenſchrift mit Glanz geſchrieben,
Und ahnungsvoll in Liebesluſt
Sich hebt der Jungfrau ſchöne Bruſt!"

Er ſchwang in ſeiner Rechten zart
Die Tulpenblume ſeltner Art:
Wie er ſie auf und nieder regte,
Ein farbig Feuer ſich bewegte,
Und lichte Sterne kreiſ'ten, welche
Entflogen aus dem goldnen Kelche,
Und flatterten, wie Vöglein, munter
Mir um das Haupt herauf, herunter.
Ich ſprach halb zornig: Wer biſt du,
Der mich hier ſtört in meiner Ruh?"

Der Knabe lacht, daß ſich das Gold
Der Locken in einander rollt,
Und ſprach: „Haſt ſonſt mich wohl gekannt!
Ich bin der Phantaſus genannt;
Sonſt war ich heimathlich bei dir,
Dein Spielgefährte für und für,
Als du mich noch am Herzen hegteſt
Und väterlich und freundlich pflegteſt:
Da war dein Sinn anders geſtellt,
Mit dir zufrieden und der Welt,
War dir die Arbeit Luſt und Scherz,
Friſch und geſund dein junges Herz!"

„Mein Auge, ſprach ich, iſt wohl blind;
Du alſo biſt daſſelbe Kind,

Das täglich Blumen mir gebracht,
Mich hold und lieblich angelacht,
Das mir verscherzt die muntern Stunden,
Vielfältig Spielzeug mir erfunden?
Seitdem du bist von mir entwichen
Und anderwärts umhergestrichen;
Da kamen Ernst, Vernunft, Verstand
Und gaben mir in meine Hand
Der Bücher viel und mancherlei
Voll tiefen Sinn's, Philosophei;
Hatt' viel Kunstworte bald erstanden,
Kam aber selber mir abhanden!
Vielleicht weil du, mein Sohn, gefehlt,
Hab' ich in Angst mich abgequält.
Doch länger soll es mich nicht plagen;
Komm', laß uns in den schönen Tagen,
Bist du mir etwas noch gewogen
So spielen, wie wir sonst gepflogen!"

Der Kleine schmiegte sich an mich,
Drückt' an mein Knie mit Lächeln sich,
Und zog mich fort zum Buchenhain
Tief in das frische Laub hinein.
Schön war mit Glanz das Grün gemischt,
Die stille Luft vom Wind' erfrischt;

Die wilden Tauben hört' ich girren,
Zeiſig und Fink durch's Dickicht ſchwirren.
Ein Duft ſüß aus den Zweigen floß,
Ein ſanftes Rieſeln ſich ergoß
Aus Tannenbäumen, die vom Winde,
Leiſ' angeregt, erklangen linde.
„Wo ſind wir, Liebſter? rief ich aus;
Sei mir gegrüßt, du grünes Haus,
Gegrüßt, ihr friſchen Bogengänge,
Willkommen mir, ihr Waldesklänge!"

Er ſagte nichts; nur freundlich winkt
Sein Aug', das mir in's Auge blinkt.
Einſamer ward der dichte Hain,
Geſpaltener des Lichtes Schein;
Wie Schatten zog es her und hin,
Ein Schauer flog durch meinen Sinn:
Dann auf that ſich des Waldes Dunkel
Und vor mir lag ein hell Gefunkel.
Roth ſah ich wilde Nelken blüh'n
Sammt lichten Sternen von Jasmin;
Aus einer Grotte kam Geſang,
Um die ſich hoch der Epheu ſchlang.
Ich ſchaute in den Fels hinein,
Da ſaß ein Bild mit lichtem Schein:

Ein hell Gewand den Leib umfloß,
An den ſich Spang' und Gürtel ſchloß;
Das Antlitz bleich, entfärbt die Wange.
Sie ſchien in Furcht und Zittern bange
Und ſchloß ſich an ein Mannsgebild,
Das ſchaute aus den Augen wild.
Doch lächelt' er mit Freundlichkeit;
Er war in ſchwarz Gewand gekleid't,
Ein dunkles Haar hing um das Haupt.
Er trug von wildem Wein umlaubt
Den güldnen Stab in ſeiner Hand;
Geflochten war um ſein Gewand
Epheu und Tannenzweig' in Kränzen,
Wozwiſchen rothe Roſen glänzen;
Er ſprach und ſang der Schönen vor
Und flüſterte ihr oft in's Ohr.

Da fragt' ich: Kind, wer ſind die beide?"
Der Knabe ſprach: „Im ſchwarzen Kleide
Der iſt der Schreck; von Mährchen, alten,
Beſchreibt er gern die Spukgeſtalten.
Das Mägdlein da im lichten Kleid'
Iſt meine liebe Albernheit.
Sie fürchtet ſich vor dem Erſchrecken,
Läßt ſich doch ſpielend davon necken;

Sie lächelt und vor Schauder weint
Ihr Lachen, das durch Thränen ſcheint.
Sie freut ſich und wird voraus bleich:
So ſpielt ſie mit dem Geiſterreich.
Wenn Schreck ihr ſagt: Nun kommt es, jetzt,
Was dich recht durch und durch entſetzt!
Dann bittet ſie: laſſ' es vorüber —
Nein, ſpricht ſie dann, erzähl' es, Lieber!
Dann rauſcht der ſchwarze Tannenhain,
Dann weinen Felſenbäche drein:
Sie meint, ſie ſtirbt vor Angſt und Schmerz
Und drückt dem Schreck ſich mehr an's Herz."

Drauf ſah ich einen Kleinen gaukeln
Und ſich in Blumenkronen ſchaukeln,
Ein herzig Kind, das auf und nieder
Im Tanze ſchwang die zarten Glieder.
Bald klettert' es in Epheuranken
Und ließ ſich kühn vom Winde ſchwanken,
Bald droben ſtand am Fels der Loſe
Und duckte ſich in eine Roſe,
So eilig, daß der Stengel knickte,
Wie er ſich in die Röthe bückte;
Dann fiel er lachend auf die Au'
Und war benetzt vom Roſenthau.

In Blättern, aus Jasmin gezogen,
Beſchifft' er dann des Baches Wogen
Und bracht' als Kriegsgefangne heim
Die Bienen mit dem Honigſeim.
Jetzt auf dem höchſten Tannenbaum
Stand er und überſah den Raum:
Mit Rieſenſtärke bog er dann
Des Baumes Wipfel auf den Plan
Und ließ ihn nun zurücke ſchießen.
Des Wildbachs Sturz und tobend Fließen
In Waſſerfällen laut und brauſend,
Der mächt'ge Wald dazwiſchen ſauſend,
Ein furchtbar Echo, das von oben
Hin durch den Thalgrund ſprach mit Toben,
Dazu des Donners Krachen viel,
Schien Alles ihm nur Harfenſpiel.
Da war ich bang' und furchtſam faſt;
Ich ſprach: Wer iſt der ſchlimme Gaſt,
Der erſt ein Kindlein thöricht ſpielte,
An Bienen nur ſein Müthlein kühlte,
Und dem, wie's ſcheint, nichts in der Welt
So wohl als arger Lärm gefällt?"
„Das iſt der Scherz, ſo ſprach mein Freund,
Der groß und klein in ſich vereint:
Oft iſt er zart und lieb unſchuldig,
Doch wird er wild und ungeduldig,

So kühlt er seinen Muth, den frechen,
Es mag nun biegen oder brechen."

Urplötzlich tausend Nachtigallen
Jetzt ließen süßen Sang erschallen,
Und aus dem grünen Waldesraum'
Erglänzt' ein leuchtend goldner Saum
Von Purpurkleidern, die erbeben
In Gluth, wie sich die Glieder heben
Vom schönsten weiblichen Gebilde.
Hernieder zu des Thal's Gefilde
Schritt sie aus dunkelm Wald hervor,
Wie Sonne durch des Morgens Thor;
Das goldne Haar in Wellen fließend,
Das lichte Aug' die Welt begrüßend,
Das rothe Lächeln Wonne streuend,
Des Leibes Glanz rings allerfreuend.
So wie die Augen leuchtend gingen,
Die Blumen an zu blühen fingen;
Das Gras ward grüner, Wonnebeben
Schien Stein' und Felsen zu beleben;
Die Wasser jauchzten und im Innern
Bewegt' ein seliges Erinnern
Der Erde allertiefstes Herz,
Demant erwuchs und Goldes Erz.

„Wer iſt, fragt' ich, die dort regieret
Mit wunderbarem Reiz gezieret,
Die Hehre, Holde, minniglich?
Nenn' ihren Namen, Knabe, ſprich!"

„Dir iſt es alſo nicht bewußt,
Sprach Phantaſus, in deiner Bruſt,
Was Thier' und Pflanzen, Stein' empfinden?
Ich muß dir ihren Namen künden?
Die Liebe iſt ſie!" — Und alsbald
Kannt' ich die göttliche Geſtalt.
Ich ſprach im Fleh'n zu ihr: „Demüthig
Komm' ich zu dir, o ſei mir gütig,
Wie du die ganze Welt beglückſt,
In jedes Herz die Wonne ſchickſt!
Gedenke mein, laß nicht mein Leben
Als liebeleeren Traum verſchweben!"

Holdſelig hob ſie auf die Hand:
Da kamen aus dem grünen Land
Von Bergen, aus dem niedern Thal,
Die Elfen wimmelnd ohne Zahl;
Aus Blumen huben ſie ſich ſchnell
Und leuchteten von Schimmern hell.

Sie ſonnten ſich in ihrem Lächeln,
Berauſcht von ihres Odems Fächeln,
Und alſo tönte ihr Geſang
Der hohen Göttin Lob und Dank:

„Sieh' die zarten Blüthen keimen,
Wie ſie aus ſich ſelbſt erwachen
Und wie Kinder aus den Träumen
Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe iſt im Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heißen Kuß zu fühlen,
Das iſt ihre höchſte Wonne:

An den Küſſen zu verſchmachten,
Zu vergeh'n in Lieb' und Wehmuth;
Alſo ſteh'n, die eben lachten,
Bald verwelkt in ſtiller Demuth.

Das iſt ihre höchſte Freude,
Im Geliebten ſich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergeh'n im ſüßen Leide.

Dann ergießen sie die Düfte,
Ihre Geister, mit Entzücken;
Es berauschen sich die Lüfte
Im balsamischen Erquicken.

Liebe kommt zum Menschenherzen,
Regt die goldnen Saitenspiele,
Und die Seele spricht: „ich fühle,
Was das Schönste sei, wonach ich ziele:
Wehmuth, Sehnsucht und der Liebe Schmerzen!“

Die romantiſche Schule.

Je reicher ſich die Schätze unſerer Literatur häufen, um ſo ſchwieriger wird es, den aufgeſpeicherten Vorrath bis in's Einzelne kennen zu lernen. Seit etwa einem Jahrhundert iſt aber ihr Material in einem ſolchen Maße angewachſen, daß eine nähere Bekanntſchaft mit den dichteriſchen Erzeugniſſen dieſer Periode in der That ein Studium erfordert, wozu wohl nur Wenigen die nöthige Muße und Gelegenheit vergönnt iſt. So ſind es denn einzelne hervorragende Genien, welche vor Allen unſre Theilnahme erregen, in deren ewigen Kunſtſchöpfungen unſer Denken und Empfinden unaufhörlich Nahrung, Genuß und Befriedigung findet. Aber wie der Reichthum eines vollen Gartens ſich in der ganzen bunten Mannigfaltigkeit ſeiner Blüthenpracht offenbart, ſo auch die poetiſche Literatur eines Volkes; und ihrem Freunde wird es Bedürfniß

und Pflicht, keine ihrer irgend bedeutenden Erſcheinungen zu überſehen. Zu dieſen müſſen aber unſtreitig alle jene poetiſchen Erzeugniſſe gezählt werden, in denen eine auf die Gemüther der Zeitgenoſſen tieferen Einfluß übende und künftige Entwicklungen vorbereitende Geiſtesrichtung ſich offenbart.

Eine höchſt beachtenswerthe Erſcheinung ſolcher Art in der Geſchichte unſerer neueren Literatur iſt die romantiſche Schule, jener Kreis mannigfach aus einander ſtrebender dichteriſcher Geiſter, die durch ein Gewebe oft kaum bemerkbarer Fäden mit einander verknüpft werden. Wie weit auch eine parteiiſche und leidenſchaftliche Kritik in unſeren Tagen die Verunglimpfung dieſer Romantiker und ihrer Leiſtungen getrieben hat: ihre Bedeutung für die literariſchen Zuſtände der Gegenwart iſt nicht zu verkennen. Jedenfalls hat die romantiſche Schule durch den Einfluß, den ſie auf die Geſtaltung unſeres geiſtigen Lebens geübt und fernerhin üben wird, durch die Geltung, welche ſie weit über Deutſchlands Gränzen hinaus gewonnen, den vollſten Anſpruch auf unſer näheres Intereſſe. Sie erſcheint als ein ſo weſentliches Moment in der Entwicklung der neueren Literatur, daß es jedem Gebildeten geradezu Bedürfniß wird, zu einer beſtimmten Anſchauung ihrer mannigfachen Beſtrebungen und Leiſtungen zu gelangen, wenn auch ein näher

eingehendes Studium derſelben immer nur die Sache Einzelner bleiben mag.

In den hier angedeuteten Anſichten iſt der Geſichtspunkt für die Auswahl einer Reihe erzählender Dichtungen bezeichnet, welche den Inhalt der vorliegenden Sammlung bilden. Sie ſollten — eine kleine Gallerie engumrahmter Bilder — dem Leſer die Eigenthümlichkeit in Auffaſſung und Darſtellung, ſo wie die Mannigfaltigkeit der Richtungen in den Productionen der Romantiker unmittelbar vor Augen legen und einer Charakteriſtik der romantiſchen Schule zur Grundlage dienen, die ſich nicht ſowohl dem Leſer aufdrängen, als vielmehr das Ergebniß ſeiner eigenen Prüfung und Vergleichung werden möchte. Unſtreitig hätten gerade zu dieſer Abſicht manche größere Dichtungen den Vorzug verdient; aber die gebotene Rückſicht auf den beſchränkten Raum nöthigten nicht allein zur Wahl kürzerer Erzählungen, ſondern überdieß noch zu mancherlei Auslaſſungen, ja zum Theil zur Beſchränkung auf Mittheilung eines bloßen Bruchſtücks, wo eben nur aus einem Größeren Vereinzeltes zu wählen geſtattet war. Nur ungern iſt in manchen Fällen auf die Auswahl des Bedeutendern, Vollendetern Verzicht geleiſtet, aber bei den einzelnen Dichtern ausdrücklich auf ihre werthvollſten Productionen hingewieſen worden, um zur näher eingehenden Lectüre derſelben zu

veranlaſſen. Bei der Sorgfalt, welche auf die Auswahl der hier mitgetheilten Erzählungen und auf zum Theil unvermeidliche Abkürzungen derſelben gewandt iſt, werden ſie, ihrer engen Begränzung ungeachtet, hoffentlich dennoch die Abſicht erreichen, von der dichteriſchen Eigenthümlichkeit ihrer Verfaſſer ein genügendes Bild zu geben und dem Leſer die verſchiedenen Richtungen der romantiſchen Schule überhaupt zur Anſchauung zu bringen.

An der Gränzſcheide des vorigen Jahrhunderts, gerade zur Zeit, als Göthe und Schiller ihren Ruhm durch eine Reihe unſterblicher Dichtungen beſiegelt, erblicken wir in ihrer Nähe einen Kreis jüngerer, poetiſch geſtimmter und begabter Männer, die auf andern Bahnen die Dichtkunſt verherrlichen, ſie in das Leben einführen, das irdiſche Daſein mit ihr erfüllen und durchdringen wollen. Ludwig Tieck, Friedrich von Hardenberg, die Brüder Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, ſo wie Clemens Brentano, finden ſich damals in Jena zugleich mit den Philoſophen Fichte und Schelling, mit denen ſie ein unbefriedigtes Streben und Sehnen nach ſchöneren und beſſeren Zuſtänden theilen. Ein Blick auf die Zeit erklärt dieſen Idealismus, dieſe Sehnſucht, denen

wir ja ebenfalls in Schiller's Kabale und Liebe, im Don Carlos und ſo vielen ſeiner andern Dichtungen begegnen; die rohe, ſchroffe Wirklichkeit der Dinge ſteht reizlos, kalt und unverſöhnt der Poeſie gegenüber: „Freiheit blüht nur in dem Reich der Träume, und das Schöne lebt nur im Geſang!“ — lautet das trübe, reſignirende Wort des edlen Dichters; das jüngere Geſchlecht aber, nicht ſowohl bereit zu entſagen als vielmehr zu genießen, ſtemmt ſich gegen die verhaßte Wirklichkeit und denkt, mit den Waffen der Poeſie ihrer Herr zu werden.

In der That waren die Zuſtände des ſcheidenden Jahrhunderts in Deutſchland von der Art, daß die Gemüther ſich mit Recht dagegen auflehnen durften. Schroffe Standesunterſchiede trennten die bürgerliche Geſellſchaft; ein ſteifes, pedantiſches Formenweſen und der ſehr fühlbare Mangel wahrhafter geiſtiger Bildung machten den geſelligen Verkehr für den feineren Sinn ſchwerfällig und unerquicklich; früherer Wohlſtand hatte in Folge verderblicher Kriege gar vielfach einer ſorgenvollen Beſchränkung Platz gemacht; Willkür der Fürſten — oft genug auch ihrer Höflinge und Maitreſſen — herrſchte im Staat, ein ſtarrer Buchſtabenglaube in der Kirche und die nüchternſte Aufklärung im gemeinen Leben: gegen eine ſolche Wirklichkeit der Dinge, gegen die daraus hervorgehende Beſchränktheit

und Gemeinheit der Denkungsart mußte sich nothwendig jedes Gemüth auflehnen, das — von einem höheren Streben erfüllt — Kraft und Bedürfniß in sich fühlte, nach edleren Gütern des Lebens zu ringen.

Ein solches Streben und Ringen offenbart sich denn auch sehr sichtbar in den letzten Decennien und vorzüglich am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, in der wissenschaftlichen Literatur. Unbefriedigt von Kant's verstandesscharfer aber gemüthsleerer Philosophie, welche damals zu fast unbeschränkter Herrschaft gelangt war, bekämpften Fichte und Schelling dieselbe — der Eine mit der frischen, siegreichen Kraft eines willensstarken Charakters, der Andre mit seiner schöpferischen, in die Geheimnisse der Natur dringenden Phantasie. Die geistige Macht, welche beide sehr bald über die Gemüther des jüngern Geschlechts gewannen, lag vor Allem darin, daß dieses Geschlecht in bloßen Verstandesformen nicht länger Befriedigung fand; daß das Gefühl der lebendigen Persönlichkeit gegen die abstracten Forderungen der Kant'schen Lehre sein Recht geltend machte, und auf der andern Seite die engern Beziehungen des Menschenlebens zur Natur mehr und mehr zum Bewußtsein gelangt waren.

Göthe's dichterischer Genius hatte längst in zwei Meisterwerken beide Richtungen, poetisch gestaltet, zur Anschauung gebracht: im Werther und im Faust.

In jenem wie in dieſem begegnen wir dem lebendigſten Ausdrucke einer nach innerer und äußerer Befriedigung ſtrebenden Perſönlichkeit, die ihr Ich zum Mittelpunct des Denkens und Wollens macht, ſo wie auf der andern Seite einer bald kindlich-ſchwärmeriſchen, bald unmuthig-forſchenden Verſenkung in das geheimnißvolle Leben der Natur. Wie dort der Dichter redete hier der Philoſoph dem Rechte der Subjectivität, der perſönlichen Freiheit, das Wort, oder er vergeiſtigte die Natur, indem er ſtrebte, ihre Geſetze mit denen des Menſchengeiſtes in Harmonie zu bringen.

Wer da weiß, welchen mächtigen Einfluß jederzeit die herrſchende Philoſophie auf die Geſtaltung von Kunſt und Wiſſenſchaft in unſerm Vaterlande geübt, der wird es ſehr begreiflich finden, daß die von Fichte und Schelling gepflegten Ideen in ihrer poetiſchen Umgebung nicht minder wie in wiſſenſchaftlichen Kreiſen einen lauten Wiederhall fanden. Mit freudigem Eifer ſtimmten die Dichter der jungen romantiſchen Schule in die Lehre von der unbegränzten Geltung der Perſönlichkeit, die ihnen nicht anders als höchſt willkommen ſein konnte; und nicht minder lebhaft ergriffen ſie den Gedanken jenes Geiſt und Materie auf's Innigſte verknüpfenden Naturlebens, welcher eben ſowohl der ſinnlichen als der myſtiſchen Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe eine wiſſenſchaftliche Stütze lieh.

Aber zu beiden Richtungen, die in den Poesien der Romantiker alsbald sehr merklich hervortraten, gesellte sich noch ein Drittes: die zur fernen Vergangenheit zurückgewendete mittelalterlich-nationale Richtung. Die politischen Verhältnisse der Gegenwart waren zu jener Zeit für ein deutsches Herz in der That allzu demüthigend und widerwärtig, als daß es nicht hätte mit Schmerz und Unmuth sich von ihnen abwenden und auf jene Jahrhunderte richten sollen, wo es noch ein deutsches Land und Volk in Ehren und Ansehen gab. So verband sich denn jene mittelalterliche Richtung auf Wiederbelebung versunkener Erinnerungen mit der subjectiven und natur-philosophischen, zu denen die Bestrebungen des gesammten achtzehnten Jahrhunderts geführt hatten.

Bei einiger Aufmerksamkeit nehmen wir freilich sehr bald wahr, wie die genannten drei Richtungen in den Productionen der romantischen Schule wesentlich auseinandergehen, wenn die Wege, in welche sie leiten, auch theilweise zusammenlaufen oder einander durchkreuzen. Hier sehen wir die unbeschränkte Geltung individueller Neigung oder Abneigung bis zur wildesten Leidenschaft; dort eine Mährchenwelt voll Elementargeister oder mindestens eine sang- und klangreiche, lebenerfüllte Waldnatur; dort endlich fromme Pilgerzüge zum heiligen Grabe, Minnegesang, Fehden oder

glänzende Ritterturniere; ſeltener dies Alles in einem und demſelben Bilde mit einander verwebt und verſchmolzen.

Wo das Gefühlsleben ſich in einem Umfange geltend macht, wie es in den Dichtungen der Romantiker geſchieht, wird man im Voraus erwarten dürfen, daß es beſonders die Liebe iſt, welche den Mittelpunkt derſelben bildet; nicht etwa die ſchwächlich ſentimentale und thränenreiche der Siegwarts-Periode, noch die ſinnlich lüſterne der Wieland'ſchen Muſe, ſondern die volle, gewaltige Leidenſchaft, die ihren Gegenſtand ganz zu eigen haben, ſich ihm ganz hingeben will, aber dabei gern die Geſtalt einer religiöſen Schwärmerei annimmt, die alles Sinnliche vergeiſtigen möchte. So empfängt die Liebe der Geſchlechter durch die ihr von den Romantikern ertheilte ſymboliſche Beziehung eine myſtiſche Weihe, die ihnen nicht ſelten dazu dienen muß, ihre Schrankenloſigkeit, ja die wildeſten Auswüchſe und Verirrungen der Leidenſchaft zu rechtfertigen.

„Der Geiſt der Liebe" — ſagt Friedrich von Schlegel, der Aeſthetiker der Romantik, der gleichwohl in ſeiner Lucinde den Gegenſtand ſehr von ſeiner ſinnlichen Seite auffaßt — „der Geiſt der Liebe muß in der romantiſchen Dichtkunſt überall unſichtbar ſichtbar ſchweben. Wie der himmliſche Hauch, der uns in den Tönen der Muſik berührt, läßt er ſich nicht

gewaltſam faſſen und mechaniſch greifen, wohl aber freundlich locken von ſterblicher Schönheit und in ſie verhüllen; und ſo können auch die Zauberworte der Poeſie von ſeiner Kraft durchdrungen und beſeelt werden. Er iſt ein unendliches Weſen und ſein Intereſſe haftet nicht nur an den Perſonen, Begebenheiten, Situationen und individuellen Neigungen; für den wahren Dichter iſt alles dieſes, ſo innig es auch ſeine Seele umſchließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche; Hieroglyphe der einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur."

Die in ſolcher Ueberſchwänglichkeit aufgefaßte und gedeutete Neigung der Geſchlechter ließ ſich denn freilich eben ſo leicht mit den frivolſten Anſichten von Freiheit und Sittlichkeit als mit gläubig frommen Vorſtellungen oder der ritterlichen Galanterie eines idealiſirten Mittelalters in Verbindung bringen. Und da jene Vorſtellungen noch zur Stunde im Katholicismus ihren vollen Ausdruck finden, dürfen wir uns nicht wundern, in den Schöpfungen proteſtantiſcher Romantiker überall dem ſinnlich imponirenden und dem Kunſtſinne zuſagenden Ritus der katholiſchen Kirche zu begegnen. Bot ihnen die eigene Kirche doch keine Mittel zu dichteriſchen Schilderungen; und weniger noch ſtimmte der forſchende, nach Wahrheit ringende Geiſt des Proteſtantismus; überdies zu jener Zeit der nüchternſten

Aufklärung hingegeben, zu den im Halbdunkel einer frommen Gläubigkeit schwebenden Gebilden, denen die Romantiker aus poetischen Rücksichten huldigten.

Noch künstlicher und erzwungener erscheint ihr Bemühen, die längst versunkene Ritterwelt wieder heraufzubeschwören und ihre Musterbilder von minniglicher Treue, reckenhafter Tapferkeit und loyaler Ergebenheit den Zeitgenossen vor Augen zu stellen, die rings um sich die baufälligen Reste jener schönen, poetisch verherrlichten Vorzeit vollends in Trümmer fallen sahen. Nur da, wo der Dichter — wie längst vor ihm schon Ariost und Cervantes gethan — statt seinen Stoff ernsthaft zu nehmen, ihn mit genialem Humor behandelte oder zum Mährchen stempelte, konnte sein Werk, ohne mit den Ideen der Gegenwart in schroffen Widerspruch zu treten, einen reinen und wahrhaft poetischen Genuß gewähren. In der That war es höchst verdienstlich, die alten, halbverschütteten und in Volkbüchern nur kümmerlich fortlebenden Mährchen und Lieder, jene Producte früherer Jahrhunderte, aus dem Schutte hervorzuziehen und in lebensfrischer Gestaltung wieder in das Bewußtsein der Nation zurückzuführen, wie vornämlich Tieck, Arnim und Brentano dies zu thun bemüht waren. Der Einfluß der romantischen Schule auf diesem Gebiet, wenn er unmittelbar auch nur die Classe der Gebildeten traf und

nicht in die tieferen Schichten des Volkes eindrang, reicht nicht allein bis auf unſere Tage, ſondern wird vorausſichtlich von noch lang dauernder Wirkung auf die fernere Geſtaltung der deutſchen Poeſie und Geſchichtsforſchung bleiben. Denn aus einem anfänglich künſtlich geweckten äſthetiſchen Intereſſe an umgeformten oder nachgebildeten älteren nationalen Dichtungen iſt allmälig eine immer weiter verbreitete Theilnahme an denſelben in ihrer urſprünglichen Form hervorgegangen, wovon wir die wohlthätigen Folgen noch kaum zu überſehen vermögen.

Aber nicht nur für die Wiedererweckung nationaler Schätze der Vorzeit, auch für die poetiſche Auffaſſung und Darſtellung der Wirklichkeit iſt die romantiſche Schule deshalb von Einfluß geworden, weil ſie im Gegenſatz jener ſentimentalen Seelenmalerei, welche die Natur nur als unbeſtimmten Hintergrund und höchſtens als Widerſchein der jedesmaligen Stimmung gebrauchte, dieſelbe vielmehr als ſelbſtändiges, ja als geiſtig belebtes und mit der menſchlichen Perſönlichkeit in Wechſelwirkung ſtehendes Object darzuſtellen unternimmt.

Dies geſchieht in manchen ihrer Dichtungen auf die anmuthigſte Weiſe, ſei es nun, daß der Dichter uns Flur und Wald im reizenden Schmucke des Frühlings oder im herbſtlichen Gewande mit hellen, leben-

digen Farben ſchildert, oder daß er die Natur mit Elfen und Kobolden, mit Berg- und Waſſergeiſtern bevölkert und dem ſchöngeformten Bilde einer Najade den belebenden Odem der menſchlichen Seele einhaucht. Aber unverkennbar bildet bei den Romantikern auch gerade die düſtere Anſicht des Naturlebens, inſofern daſſelbe als unerbittliche Nothwendigkeit, als finſtere dämoniſche Macht aufgefaßt wird, die Schattenſeite ihrer poetiſchen Schilderungen. Denn nichts kann dem geſunden Sinn und Gefühl widerwärtiger ſein, als den rohen Kräften der Materie eine unbedingte Gewalt über menſchliches Geſchick eingeräumt und dieſes zum Spielball, nicht etwa des bloßen Zufalls, ſondern unheimlicher, verderblicher Mächte gemacht zu ſehen, denen ihr Opfer nirgends entrinnen kann. Dieſer Hang, die Natur nicht in ihrer harmloſen, unbewußten Schönheit oder großartigen Macht, ſondern von ihrer Kehrſeite als tückiſche Feindin und Zerſtörerin menſchlichen Glücks aufzufaſſen, ſcheint auf den erſten Blick im unverſöhnlichen Widerſpruch mit jenem Streben der Romantiker zu ſtehen, die Subjectivität zu unbedingter Geltung zu bringen; näher betrachtet zeigt ſich indeſſen, daß das Princip der ſchrankenloſen Perſönlichkeit nur in völliger Conſequenz zum finſtern Glauben an dämoniſche Mächte, als ſeiner nothwendigen Ergänzung, führen muß. Und dieſe unheimlichen

Geiſter, in den barockſten Geſtalten, welche die Einbildungskraft ihnen nur irgend zu leihen vermag, mit dem ganzen geſpenſtiſchen Apparat einer fieberkranken Phantaſie, entſtellen nicht ſelten ein urſprünglich gefällig gezeichnetes und anmuthiges Bild bis zur widerwärtigen Karricatur. Die Einbildungskraft des Dichters ſcheint ihren Ruhm dann nur in ſchrankenloſeſter Willkür zu ſuchen, und treibt mit phantaſtiſchem Spuk ein tolles und ausgelaſſenes Spiel.

In demſelben Maße nun, wie die romantiſche Schule auf dem ſchwankenden, beweglichen Boden ſubjectiver Anſichten und Neigungen ſich gänzlich der Herrſchaft der Phantaſie, und gelegentlich allen Verirrungen und Uebertreibungen derſelben, überließ, verſäumte ſie mit Bewußtſein und grundſätzlich die Sorge für eine ausgebildete Form. Am augenſcheinlichſten tritt dieſe ſchwache Seite der Romantik in vielen metriſchen Productionen hervor, die — der ſtrengen Regel wenig achtend — ſich gern in bequemer Breite nachläſſig gehen laſſen, wie beiſpielsweiſe das von Tieck zur Einleitung gewählte Gedicht bezeugen mag. Das Schlimmſte iſt, daß jene Bequemlichkeit und Sorgloſigkeit in der poetiſchen Geſtaltung nicht allein die formelle künſtleriſche Vollendung, ſondern auch die Klarheit des Gedankens nur allzu häufig vermiſſen läßt, — ja daß die Formloſigkeit, der wir nicht ſelten

begegnen, dem Helldunkel myſtiſcher Vorſtellungen auf's Vortrefflichſte zu Statten kommt. Und nicht allein, daß die Form häufig mangelhaft erſcheint: Laune und Willkür verzerren ſie nicht ſelten mit Abſicht zur Misgeſtalt. Dieſe Gefahr lag den Romantikern um ſo näher, als ſie der ſubjectiven Laune unter dem Namen von Humor und Ironie gern den ungemeſſenſten Spielraum gönnten.

Den vorſtehenden Andeutungen, welche Weſen und Richtung der romantiſchen Schule in allgemeinen Umriſſen zu zeichnen die Abſicht hatten, wird man hoffentlich nicht den Vorwurf machen wollen, daß ſie aus befangener Vorliebe für die Dichtungen dieſer Schule, noch daß ſie aus irgend einer Abneigung gegen ſie entſtammen. Gern mag der eigenthümliche Reiz, die Anmuth und Lieblichkeit ſo vieler derſelben, die Tiefe und Innigkeit, die ſüße Schwermuth wie die ergreifende Schauerlichkeit anderer unſre vollſte Anerkennung finden: aber bekennen müſſen wir zugleich, daß unter den Blüthen der Romantik, die ſo lieblich duften und in brennenden Farben ſchimmern, auch nicht ſelten Dornen und Diſteln wuchern oder allerlei Ungethüm im Verborgenen kriecht. Doch bleibt des wahrhaft Schönen und in ſeiner Art Vollendeten immerhin genug, um den Ruhm der romantiſchen Schule mit vollem Recht zu begründen und ihre Bedeutung für alle Zeiten ſicher zu ſtellen.

Hier ſind es nur Erzählungen in Form der Proſa, wodurch ſie vertreten wird, und da ſomit alle jene romantiſchen Dichter ausgeſchloſſen ſind, von denen wir Dichtungen in dieſer freieren erzählenden Form nicht beſitzen, ſo iſt die Gallerie der im Folgenden aufgezählten Romantiker allerdings ſehr weit davon entfernt, eine vollſtändige zu ſein.

Die Reihe wird, wie billig, durch Ludwig Tieck, das Haupt der Schule, eröffnet, von deſſen allbekanntem Dichterwerke, dem Phantaſus, die vorliegende Sammlung zugleich ihren Namen entlehnt hat, da ſie einen bezeichnendern nicht wohl zu finden vermochte. Der Pokal, eine ſeiner kürzeſten Erzählungen, gewährt uns im engumgränzenden Rahmen ein ſprechendes Bild von des Dichters Meiſterſchaft, Zuſtände der Geſellſchaft zugleich in heiterer Natürlichkeit und dabei im zauberhaften Lichte wunderbarer und übernatürlicher Einflüſſe zu ſchildern. Wir ſehen hier in einer kleinen, mehr ſkizzenhaft hingeworfenen als ausgeführten Zeichnung jenes hervorragende Talent des Dichters, uns Figuren vor Augen zu ſtellen, die durch Seltſamkeiten des Charakters, aber auch nicht minder der Neigungen und der Erlebniſſe intereſſiren. Dieſe Seltſamkeiten — es iſt wahr — überſchreiten oft alle Gränzen des Wahrſcheinlichen und gerathen völlig in das Gebiet der Myſtik, des Phantaſtiſchen und Wunder-

baren, wie bei der Erſcheinung des Zauberbildes der Geliebten im Pokal; aber ſie intereſſiren durch das lebendig warme Colorit des Dichters, ſeine ſichere, charakteriſtiſche Zeichnung der Geſtalten und Situationen, und den Hauch ächter Poeſie, der durch ſeine Productionen weht. Wie unwahrſcheinlich, ja wie mährchenhaft, wunderbar oder ſchauerlich auch die Schilderung ſein mag: überall zeigt ſich der ſeelenkundige Zeichner des menſchlichen Herzens und ſeiner Leidenſchaften, und ſelbſt in den keckſten Spielen ſeiner Phantaſie verleugnet ſich nicht leicht der pſychologiſche Dichter.

Als vollkommenſter Vertreter der romantiſchen Schule erſcheint Tieck in ſeiner „Genoveva“ und im „Kaiſer Octavianus“, deſſen Prolog uns die Romantik in glänzender Farbenpracht vor Augen führt. In dramatiſch bearbeiteten Mährchen — von „Fortunat, Ritter Blaubart, Däumling, dem geſtiefelten Kater und Rothkäppchen“ — geſtaltet er alte halbvergeſſene Stoffe der Volksdichtung friſch und lebendig, ja nicht ſelten mit kecker, übermüthiger Laune. Mit den aus gleicher Quelle fließenden Erzählungen verbinden ſich die anmuthigſten eigenen Producte, wie ſein reizendes Elfenmährchen, und die ſchauerlichſten, wie ſein „Liebeszauber.“ Als ein weſentlich Anderer erſcheint Tieck allerdings in ſeinen viel ſpäter geſchaffenen Novellen,

worin er ſich den Strömungen und Verhältniſſen der Gegenwart zuwendet; aber ſein Hang zum Phantaſtiſchen und Mährchenhaften, wie ſeine ſatyriſche, übermüthige Laune treten auch in dieſer leichten anmuthigen Form des Romans, worin Tieck ſich als vorzüglicher Meiſter bewährt, bei jeder Gelegenheit glänzend hervor. Zu den ſchönſten ſeiner Novellen gehören: „die Gemälde, der fünfzehnte November, die Verlobten, des Lebens Ueberfluß, Dichterleben und des Dichters Tod", — die beiden letzten poetiſche Schilderungen von Shakſpeare's und Camoen's Leben enthaltend. Andere Erzählungen (z. B. das Zauberſchloß) überſchreiten allzuſehr die Gränzen der Wahrſcheinlichkeit, zuweilen auch der Schicklichkeit; einige (wie Waldeinſamkeit und die Vogelſcheuche) ſind bis zur Albernheit phantaſtiſch zugeſtutzt, und noch andere (wie Eigenſinn und Laune) von zu ſpecieller Tendenz und daher dem Leſer kaum verſtändlich, — ſo daß ſich vorausſichtlich von der großen Menge Tieck'ſcher Novellen doch immer nur eine kleine Zahl wirklicher Meiſterwerke behaupten wird.

Eine durchaus verſchiedene Richtung zeigt ſich in den dichteriſchen Erzeugniſſen, welche der frühverſtorbene Novalis (Friedrich Freiherr v. Hardenberg) uns hinterlaſſen hat. Am bedeutendſten und am meiſten gekannt ſind ſeine innig empfundenen religiöſen

Lieder; viel geringer an dichteriſchem Werth iſt dagegen ſein erzählender Nachlaß im unvollendeten Roman „Heinrich von Ofterdingen“. Die unter dem Titel Sängerglück aus demſelben hier hervorgehobene Erzählung kann als Probe jener ſchwärmeriſchen, weichen Gefühlspoeſie gelten, in welcher Novalis ſo ganz heimiſch war. Wie hier ſo zeigt ſich der Dichter überall verſunken in die Anſchauung einer paradieſiſchen und übernatürlichen Welt, in eine ſchwärmeriſche Verehrung der Liebe und des geheimnißvollen Waltens verborgener Naturkräfte; die Geſtalten ſeiner Phantaſie ſind unbeſtimmt, wie die Bilder eines Traumes, die Situationen mährchenhaft und die geſchilderten Verhältniſſe des Lebens ſo fernſtehend von denen der Wirklichkeit, daß man ſich in jedem Augenblicke bewußt bleibt, nur ein luftig ſchwankendes Nebelbild vor Augen zu haben. Gleichwohl horcht man gern den weichen Klängen; denn ſeine Sprache iſt höchſt edel und wohllautend. Sie wirkt auf uns, wie wenn unſer Ohr eine ſanfte melodienreiche Muſik vernähme, läßt aber ebenſo wenig wie dieſe eine tiefere Spur zurück. In keinem der Romantiker tritt das Gefühlsleben ſo rein hervor, die Sinnlichkeit ſo völlig in den Hintergrund, wie bei Novalis: gerade in dieſer Eigenthümlichkeit liegt aber zugleich ſeine Unfähigkeit begründet, als erzählender Dichter ein wahrhaftes Intereſſe für ſeine Schöpfungen

einzuflößen. Man muß ſie als ſymboliſche Darſtellungen betrachten, und als ſolche ſind ſie zum Theil ſehr reizend, wie z. B. das Mährchen von Hyazinth und Roſenblüth.

Von entſchiedenſter Begabung für Novellendichtung zeigt ſich dagegen Achim v. Arnim, wie dies ſein „toller Invalide“ dem Leſer zur Genüge bezeugen wird. Wie fügt ſich in dieſem kleinen meiſterhaften Bilde jeder unſcheinbare Zug zur Vollendung eines wahrhaften Kunſtwerks! Bei aller Seltſamkeit der geſchilderten Vorgänge erſcheinen ſie durchaus motivirt, und ſo weiß die Erzählung unaufhörlich das Intereſſe einer wirklichen Begebenheit zu erregen. Ein köſtlicher Humor durchweht das Ganze mit ſeinem friſchen Hauche, aber auch des Dichters Hang zur Einmiſchung dämoniſcher Gewalten verleugnet ſich nicht in der ſonſt ſo heiter gehaltenen Erzählung. Der Fluch der Mutter wirft ſeine tiefen Schatten auf das Lebensglück der jungen Frau, und weicht erſt mit dem Augenblicke, wo ſie — dem Opfertode ſich weihend — die Verzweiflung ihres Mannes und eben dadurch deſſen Geneſung herbeiführt. So mild und verſöhnend wie hier löſ't der Dichter freilich nicht immer die Mißklänge, womit er ſelbſt die anmuthigſten Gaben ſeiner Muſe zu durchflechten liebt. Denn wie keck und ergötzlich auch ſein Humor mit den Figuren ſpielt, die er in

origineller Laune geſchaffen und mit den bunteſten Farben der wirklichen Welt bekleidet: hinter all' dieſem Scherz und heiterm Spiel birgt ſich ein trüber ſchmerzlicher Ernſt, dem die ganze Sinnenwelt unſers irdiſchen Daſeins nur Schein und Widerglanz einer höheren Exiſtenz iſt. „Durch den Bau dieſer Welt, ſagt er, erſcheint überall eine höhere, welche den Sinnen nur in der Phantaſie erkenntlich wird: in der Phantaſie, die zwiſchen beiden Welten als Vermittlerin ſteht und immer neu den todten Stoff der Umhüllung zu lebender Geſtaltung vergeiſtigt, indem ſie das Höhere verkörpert."

Die Kraft und Originalität der Arnim'ſchen Dichtung zeigt ſich vielleicht am hervorragendſten in ſeiner Iſabelle von Aegypten, wo man in der Geſtalt des Zigeunermädchens manche Züge Bettina's zu erkennen glaubt. Unübertrefflich in kecker, lebendiger Zeichnung und köſtlicher Laune iſt ſeine Schilderung des Leichtſinns und des vornehmen Lebensüberdruſſes im „Fürſt Ganzgott und Sänger Halbgott", und ein wahres Meiſterſtück poetiſcher Darſtellung das Bild vornehmer Armuth und Liebenswürdigkeit in ſeiner Gräfin Dolores, einem durch pſychologiſche Wahrheit ausgezeichneten Romane, außer welchem auch ſeine (leider unvollendeten) Kronenwächter noch ausdrücklich zu nennen ſind.

Mit Arnim's Namen vereint iſt man gewohnt den von Clemens Brentano zu hören, da beide in Gemeinſchaft jene köſtliche Sammlung deutſcher Volkslieder in des Knaben Wunderhorn herausgaben, welche — lebhaft von Göthe begrüßt — auf deutſche Lyrik und poetiſche Geſchmacksrichtung vom bedeutendſten Einfluſſe geweſen iſt. Aber viel geringer als Brentano's Verdienſt um jene Sammlung iſt das ſeiner eigenen Poeſien, unter denen ſich nichts eigentlich Vollendetes und daher wahrhaft Befriedigendes findet, als die einfache und tragiſche Erzählung „vom braven Caſperl und dem ſchönen Annerl". Als das Gelungenſte aus ſeiner Feder darf man außer der genannten Erzählung wohl das mit ſichtbarer Liebe und großentheils köſtlichem Humor geſchriebene Mährchen: Gockel, Hinkel und Gackeleia bezeichnen. Aus dieſem Mährchen theilt unſere Sammlung nur ein ſpärliches Bruchſtück mit, das indeſſen immerhin als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze gelten und von des Verfaſſers Art und Weiſe genügendes Zeugniß geben kann. Schade nur, daß er ſich in jenem theils launigen, theils wahrhaft kindlichen Tone der Erzählung nicht zu behaupten verſteht, ſondern oft plötzlich dergeſtalt in's Kindiſche und Alberne verfällt, daß man unwillig und gelangweilt ſich von ihm abwendet. Noch weniger aber kann man ſich von äſthetiſchem Standpunkte aus

mit der myſtiſchen Weiſe derjenigen ſeiner Schriften befreunden, welche die ultramontanen Tendenzen recht abſichtlich zur Schau tragen.

Ein Dichtergeiſt von durchaus anderm Gepräge war Heinrich v. Kleiſt, der bekannte Verfaſſer des Käthchen von Heilbronn und anderer nicht minder ausgezeichneter Dramen. In ſeinen Erzählungen giebt ſich eine Kraft der Phantaſie, eine Klarheit der Anſchauung, eine Schärfe des Urtheils und eine Angemeſſenheit des Ausdrucks zu erkennen, die ſie zu vollendeten Productionen ihrer Art macht. In noch höherem Grade als die ihrer Kürze wegen hier aufgenommene Erzählung würde eine der umfangreicheren, namentlich „Michael Kohlhaas", dieſes Urtheil beſtätigen, und wir dürfen mit Recht beklagen, daß der Dichter uns auf dieſem Gebiete der Poeſie nicht ein noch reicheres Vermächtniß hinterlaſſen hat. Einige ſeiner Erzählungen ſind bis in die feinſten Züge der Charakteriſtik wie der Situation ausgeführt, wie z. B. „die Marquiſe von O."; andere gleichen mehr einer flüchtigen Skizze, und erwecken das Verlangen nach jener meiſterhaften Ausführung, deren der Dichter ſo mächtig war, wie „das Bettelweib von Locarno". Wenn in der hier mitgetheilten Erzählung auch kleine Auslaſſungen und Aenderungen vorgenommen ſind, ſo wird dies doch hoffentlich den Geſammteindruck derſelben

nicht beeinträchtigen, und die ganze Eigenthümlichkeit des Verfaſſers mit der nämlichen Sicherheit erkennen laſſen, wie die vollſtändige Aufnahme einer ſeiner umfangreicheren Dichtungen.

Auguſt Wilhelm von Schlegel's mauriſche Erzählung Morayzela, nach einem ſpaniſchen Original, hat ihren Platz in der nachſtehenden Sammlung gefunden, um wenigſtens durch einen Beitrag an das Brüderpaar zu erinnern, welches in der romantiſchen Schule deren gelehrte Seite — die Kritik, Poetik und Literärgeſchichte — repräſentirte, während ihr productives Dichtertalent in keiner Hinſicht ausgezeichnet war. Auguſt Wilhelm, der ältere der beiden Brüder, hat ſich namentlich durch ſeine vortrefflich geſchriebene Geſchichte der dramatiſchen Literatur, ſo wie durch die allbekannte, höchſt gelungene Ueberſetzung Shakeſpeare's einen bleibenden Namen geſichert; die hier aufgenommene Erzählung gehört zu einer Reihe von Nachbildungen poetiſcher Erzeugniſſe aus den verſchiedenſten (alten und neueren) Sprachen, und iſt eine der wenigen in proſaiſcher Form, da Schlegel, der hinſichtlich ſeiner Begabung für metriſche Geſtaltung unter den Romantikern ſo ſehr hervorragt, viel mehr den ſtrengeren Dichtungsformen ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte. Seine Morayzela verdient durch ihren in Spaniens Volksſagen lebenden Inhalt unſtreitig

die Theilnahme des Leſers; es iſt indeſſen zu vermuthen, daß ihm bereits aus anderer Quelle, z. B. aus Florian's Gonzalve de Cordoue, die Erzählung längſt bekannt und nur die hier dargebotene Form derſelben neu ſei, welche ſich durch das Hervorheben der Figur Eſperanza's vorzüglich auszeichnet.

Bilden die bisher beſprochenen und durch ſechs Erzählungen vertretenen Glieder der romantiſchen Schule den eigentlichen Stamm derſelben, ſo dürfen wir vielmehr die andern ſechs, von denen noch Erzählungen folgen, als Aeſte dieſes Stammes bezeichnen, die nach allen Himmelsgegenden hinauswachſen. Sie können als Repräſentanten einer zweiten Generation der Romantiker gelten, worin die Eigenheiten und Seltſamkeiten der Schule oft noch einſeitiger und ſchroffer hervortreten, ſo daß wir hier bei manchem Dichter einer Manier begegnen, die ſich nicht ſelten bis zur Verſchrobenheit ſteigert.

Zunächſt gilt dieſes von den Dichtungen des ritterlichen Freiherrn de la Motte Fouqué, der in Erzählungen, Romanen, Dramen und Heldengedichten nicht müde wird, die tapferen, eiſengeharniſchten Recken, die keuſchen, minniglichen Frauen und Jungfrauen, die Muth und Liebe feiernden Sänger längſt vergangener und fabelhafter Zeiten, ja ſogar die mit wunderbarer Klugheit und Treue geſchmückten Roſſe jener

ritterlichen Vorwelt in zierlicher Rede und ſchmuckvoller Schilderung zu verherrlichen. Des Fürſten Schwert kann als Probe der Schreibart Fouqué's dienen: wenn hier auf der einen Seite der Adel der Geſinnung in Werthſchätzung alles Deſſen, was uns theuer und heilig gelten ſoll; wenn Reinheit und zierliche Sorgfalt in der Darſtellung auf unſre Anerkennung Anſpruch machen dürfen, ſo mißfällt uns nicht ſelten auf der andern Seite der häufig geſpreizte, gezierte und ſüßliche Ton des Dichters. Seine ſentimentalen Heldenjünglinge und Edelfräulein mit überſchwänglichen Gefühlen machen oft mehr den Eindruck von Wachsfiguren, als von Menſchen mit Fleiſch und Bein, und ihre feingekräuſelten Reden erinnern nur allzuſehr an die Phraſen modernſter Civiliſation. Aber wie gering auch die hiſtoriſche Treue in Fouqué's Schilderungen, wie ſchwach auch im Allgemeinen ſeine Charakteriſtik iſt: immerhin finden wir in ſeinen Productionen des poetiſchen Gehalts genug, um uns mit ihren auffallenden Mängeln oder vielmehr mit ihrer Ueberſchwänglichkeit zu verſöhnen, und es würde häufig nichts weiter nöthig ſein, als ein Drittel geradezu hinwegzuſchneiden, um aus manchem ſeiner weitſchweifigen Romane, z. B. aus dem Zauberringe oder Thiodolfs Irrfahrten, ein anſprechendes, treffliches Buch zu machen. Mag aber auch das Meiſte,

was aus Fouqué's Feder ſtammt und vor dreißig Jahren die Leſewelt entzückte, heutzutage faſt vergeſſen ſein und künftig vergeſſen bleiben: eine ſeiner Dichtungen wird ſich ſtets als ehrendes Zeugniß ſeiner poetiſchen Begabung erhalten und ſeinen Ruhm für immer bewahren, — jenes unendlich reizende Mährchen, worin die tiefſinnige Mythe von der Verſchmelzung der Natur mit dem Menſchengeiſte auf das Anmuthigſte zur Darſtellung gebracht iſt. „Welch' ein wunderliebliches Gedicht," ruft H. Heine aus, „iſt ſeine Undine! Der Genius der Poeſie küßte den ſchlaftrunkenen Frühling und dieſer ſchlug lächelnd die Augen auf, und alle Roſen dufteten und alle Nachtigallen ſangen, und was die Roſen dufteten und die Nachtigallen ſangen, das hat unſer trefflicher Fouqué in Worte gekleidet, und er nannte es Undine."

Aber nicht allein dieſes köſtlichen Mährchens wegen ſtellt Heine, der ſonſt ſo ſtrenge Beurtheiler der Romantiker, den Dichter ſo hoch, wenn er ſeinen Lorbeer „von ächter Art" nennt. „Fouqué," ſagt er, „iſt ein wahrer Dichter und die Weihe der Poeſie ruht auf ſeinem Haupte. Wenigen Schriftſtellern ward ſo allgemeine Huldigung zu Theil, und er kann ſich rühmen, daß er der Einzige von der romantiſchen Schule iſt, an deſſen Schriften auch die niedern Claſſen Geſchmack gefunden."

Von dem mit Fouqué engbefreundeten Adalbert von Chamiſſo beſitzen wir freilich nur eine Erzählung — wie von Beethoven nur eine Oper —; aber jene Erzählung iſt — wie dieſe Oper — eine der ſeltenſten Perlen ihrer Art, und ſo hat ſich unſre Auswahl denn nicht verſagen können, wenigſtens ein Bruchſtück von Peter Schlemihl's wunderſamer Geſchichte mitzutheilen. Dieſes Mährchen, worin man ſymboliſch das ſchmerzliche Loos des heimathloſen Verfaſſers geſchildert findet, ein eigentliches Vaterland zu entbehren (Chamiſſo lebte bekanntlich, ſchon als Kind aus Frankreich vertrieben, in Berlin), hat einen gar eigenthümlichen Reiz durch die Miſchung poetiſcher Wahrheit und Natürlichkeit mit dem Wunderbaren, Dämoniſchen, und gefällt um ſo mehr durch ſeinen einfachen, ungekünſtelten Ton. Die Wanderungen Schlemihl's in Siebenmeilenſtiefeln, welche der Dichter ihn in dem übrigen Theil der Geſchichte ausführen läßt, deuten auf deſſen eigene Weltumſegelung hin, und ſelbſt der unbefriedigende Schluß der Erzählung läßt des Verfaſſers perſönliche Erlebniſſe und Anſchauungen durch die Hülle der mährchenhaften Einkleidung hindurchſchimmern. Es iſt merkwürdig genug, wie der Sohn Frankreichs hier ſo rein den Ton deutſcher Romantik anſchlägt, und durchaus keine Anklänge jener phraſenhaften und pointenvollen Rhetorik ſich einmiſchen, deren

wir in der Literatur ſeiner Heimath ſo gewohnt ſind; eine Bemerkung, wozu nicht minder ſeine allbekannten trefflichen Gedichte überall Veranlaſſung geben.

So wie Chamiſſo's Phantaſie dem Schauerlichen, Dämoniſchen ſich zuneigt, finden wir in den dichteriſchen Productionen Joſeph v. Eichendorff's vorherrſchend den milden und weichen Sinn eines heitern behaglichen Naturgenuſſes und daneben eine ſichtbare Vorliebe für die Schilderung ariſtokratiſcher Verhältniſſe und Anſchauungen. Seine Figuren gehören zugleich der Gegenwart des civiliſirten neunzehnten Jahrhunderts und dem goldenen Zeitalter. Sie genießen in irdiſchen Schlöſſern und Gärten die Freuden der olympiſchen Götter, ohne des Daſeins Sorgen und Mühen kennen zu lernen. Man ſollte meinen, die Schilderung einer ſolchen Miſchung von Fabel und Wirklichkeit müſſe ermüden und langweilen, wie Geßner's Idyllen; aber die unvergleichlich anmuthige Weiſe, in welcher Eichendorff ſeine Mädchen reden, lachen und koſen, ſeine Nachtigallen ſchlagen, ſeine Springbrunnen plätſchern, Eichenwipfel rauſchen und Epheuranken flattern läßt, wiegt uns beim Leſen ſeiner Novellen in die ſüßeſte, behaglichſte Stimmung. Alles athmet bei ihm den unmittelbaren, kindlich-naiven Naturgenuß: ſei's, daß ſich das Auge am mondbeglänzten Strome, das Ohr an den Klängen des fernen Waldhorns oder

die Lippe am heimlich gewährten Kuſſe erquickt. In Thälern und auf Bergen wohnt ein ewiger Frühling und in Schlöſſern wie in Hütten ein ſelig genießendes Menſchengeſchlecht. Glücklicherweiſe liebt dieſes neben andern Gütern des irdiſchen Daſeins auch Scherz und Laune, und indem es daſſelbe damit zu verſchönen weiß, bewahrt es uns vor der ſonſt wohl ſchwer vermeidlichen Langenweile jener immergrünen Taxushecken und immer rauſchenden Springbrunnen. Wer Eichendorff's Muſe in ihrer ganzen Lieblichkeit und dem eigenthümlichen Zauber ſeiner naiven Darſtellungsweiſe kennen lernen will, der muß ſich vor Allem von ihm „aus dem Leben eines Taugenichts" erzählen laſſen; neben Fouqué's Undine vielleicht das anmuthigſte Product der romantiſchen Schule auf dieſem Gebiete der Dichtung. Reicher noch an Figuren und Situationen iſt ſeine Novelle: „Dichter und ihre Genoſſen", woraus unſre kleine Sammlung ein Fragment darbietet, das durch ſeinen ſchroffen Wechſel heiterer und tragiſch düſterer Schilderungen bemerkenswerth iſt, da man dieſe letzten bei Eichendorff ſehr ſelten findet. Von beſonderer Anmuth ſind ſeine kleinen, in die Erzählungen oft eingeſtreueten Lieder, worin er alle Genoſſen ſeiner Dichterſchule übertrifft und ſich den beſten deutſchen Lyrikern anreihet.

Wenn der Humor der Romantik bei Eichendorff

ſich in der liebenswürdigſten Weiſe offenbart, ſo tritt er dagegen in ſeiner grellſten und barockſten Form bei Hoffmann hervor, der hier durch eine ſeiner gelungenſten Erzählungen aus den „Serapionsbrüdern“ vertreten iſt. In dieſer vierbändigen Sammlung findet man das Beſte ſeiner Feder, und daneben genug Verfehltes, Verſchrobenes und Fratzenhaftes, um ſich ein genügendes Bild von ſeiner Art und Weiſe zu machen. Recht anſprechend ſind die dort gegebenen Erzählungen von „Meiſter Martin und ſeinen Geſellen“, „Doge und Dogareſſa“ und von beſonders ſpannendem Intereſſe die der Zeit Ludwig's des Vierzehnten angehörende Criminalgeſchichte „das Fräulein von Scuderi“. Außerdem empfehlen ſich die „Mährchen vom fremden Kinde“ und „Nußknacker und Mäuſekönig“ durch ihre bunten, phantaſtiſchen Schilderungen; aber freilich werden auch ſie, die Kinder zu unterhalten beſtimmt ſcheinen, unheimlich durch Einmiſchung von allerlei geſpenſtiſchem Weſen. Denn mit ſichtbarem Behagen ergeht Hoffmann ſich in der Schilderung des tollſten Spuks, der bizarrſten Charaktere, der unwahrſcheinlichſten und widerſinnigſten Handlungen und Ereigniſſe: ja, er ſcheint oft nicht ruhen zu können, als bis es ihm gelungen iſt, die Figuren ſeines Bildes bis zur widerwärtigſten Carricatur zu verzerren. Zu Productionen ſolcher Art gehören „die Elixiere des Teufels,

Meiſter Floh, Klein Zaches, Prinzeſſin Brambilla, der goldene Topf, die Brautwahl“ und eine Menge anderer Erzählungen, in denen ſich Alltägliches mit Fratzenhaftem unerquicklich verbindet; wer ein Freund des Schauerlichen iſt, wird volles Genüge an Hoffmann's Nachtſtücken finden, von denen hier nur „der Sandmann, das öde Haus und das Majorat“ genannt werden mögen. Wenn Tieck gelegentlich ſagt: es ergötzt die Phantaſie ungemein, ſich das Abſcheuliche, Verzerrte und Geſpenſtiſche recht nahe zu rücken und daran zu glauben, ſo ſcheint vor Allem Hoffmann dieſen Ausſpruch beſtätigen zu wollen. Für den Muſikkundigen von Intereſſe ſind eine ganze Reihe ſeiner beſſern erzählenden Dichtungen, in denen die Tonkunſt, welcher er in ſeltenem Grade mächtig war, den Mittelpunkt bildet: u. a. „die Fermate, Don Juan, Kreisleriana, Ritter Gluck, und die ſeltſamen Leiden eines Theater-Directors“. Von ſeiner Virtuoſität gerade auf dieſem Gebiete mag die hier mitgetheilte Erzählung als Probe gelten, in welcher die oben gerügten Schattenſeiten ſeiner Productionen jedenfalls ſehr gemildert erſcheinen, und unſer volles Intereſſe für die zarte und liebenswürdige Figur Antonien's in Anſpruch genommen wird.

Wenn Hoffmann ſich vor Allem als Maler des Schauerlich-Geſpenſtiſchen gefällt, ſo liebt es Juſtinus

Kerner, wie wir dies ja auch aus ſeinen lyriſchen Gedichten wiſſen, unſere Gedanken auf die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, auf den Tod, zu richten und im Gemüth des Leſers die leiſe ſchwingende Saite der Wehmuth über des Lebens Nichtigkeit anzuſchlagen. So geſchieht es denn auch in der Erzählung, welche hier (mit einigen Auslaſſungen) mitgetheilt worden iſt; einem Bilde von ſchwacher, unbeſtimmter Zeichnung der Figuren, aber in ſeinen zarten, ſchwankenden Umriſſen dennoch überall den tieffühlenden, ſinnigen Dichter verrathend, bei dem Naturanſchauung und Religion myſtiſch in einander fließen. Wer aber etwa glauben möchte, daß Kerner — nur der Schwermuth hingegeben — nie heiterer Stimmung den Zutritt vergönne, der mag in ſeinen „Reiſeſchatten" die ausgelaſſene, oft übermüthig ſprudelnde Laune kennen lernen, womit er allerlei ſeltſame Figuren und Begebenheiten in zum Theil höchſt ergötzlicher Weiſe ſchildert; aber wie bei allem ächten Humor geht auch hier Ernſt und Trübſinn dem Scherz und der Luſtigkeit zur Seite.

Den Schluß der kleinen Gallerie romantiſcher Bilder, welche hier dem Leſer vor Augen geſtellt ſind, macht eine aus zwei der kürzeren zuſammengeſetzte Erzählung des Naturphiloſophen Henrich Steffens. In Norwegen geboren, hat er ſich — ähnlich wie Chamiſſo — in deutſche Anſchauung, Sprache und

Dichtung dergeſtalt eingelebt, daß er unſere Literatur mit bändereichen Novellen (die vier Norweger, Malkolm und die Familien Walſeth und Leith) bereichern konnte; Dichtungen voll lebendiger Naturſchilderungen und guter Charakterzeichnung, aber etwas unklar und verworren in Anlage und Ausführung. Von kleineren Erzählungen ſeiner Feder beſitzen wir nur die wenigen, welche ſeine Gebirgsſagen darbieten, denen die hier mitgetheilte Probe entlehnt iſt. Die der Haupterzählung eingefügte ſchauerliche Geſchichte von der mitternächtigen Trauung iſt in der ſchönen metriſchen Form, welche ein anderer berühmter Philoſoph (Joſeph v. Schelling) ihr in ſeinen Terzinen gegeben, allgemeiner bekannt geworden. Ob Steffens vorzugsweiſe in die Reihe unſerer romantiſchen Dichter gehöre, darüber kann allerdings geſtritten werden: jedenfalls gehört er zu den hervorragendſten Repräſentanten jener im Dämmerlicht der Gefühle und Ahnungen ſchwebenden Naturphiloſophie, welche der Romantik ſtets als treue Begleiterin gedient hat.

Leicht würde es ſein, die Namen der Dichter, welche hier die romantiſche Schule durch Erzählungen in Form der Proſa vertreten, noch durch andere zu vermehren: zur Begründung des im Eingange ausgeſprochenen Urtheils mag indeſſen die getroffene Auswahl genügen. Aber immerhin bleibt durch die hier darge-

botenen Erzählungen nur eine Seite der romantiſchen Dichtung repräſentirt, während die metriſchen Leiſtungen der Schule unbeachtet gelaſſen ſind. Eine vollſtändige Würdigung der Romantiker verlangt allerdings ein näheres Eingehen auch auf die lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Dichtungen derſelben; bei der nothwendigen Beſchränkung indeſſen, welche unſre Mittheilungen ſich aufzuerlegen hatten, müſſen ſie den Leſer, der die romantiſche Schule auch von Seiten ihrer übrigen Leiſtungen kennen zu lernen wünſcht, endlich noch auf manche Namen verweiſen, die bisher unerwähnt gelaſſen ſind.

So möge denn zum Schluß noch hingewieſen werden auf den trefflichen Uhland, auf Schwab, Mörike, Lenau, Anaſtaſius Grün, als lyriſche Dichter, die ſich Eichendorff und Kerner in ihrer romantiſchen Richtung zugeſellen; auf Arndt, Th. Körner und Schenkendorf; ja ſelbſt auf H. Heine, den ſtrengen Kritiker der romantiſchen Dichtung, zu welcher er ſelbſt die köſtlichſten Perlen beigeſteuert hat.

Durch ihre Productionen auf dem Felde der dramatiſchen Poeſie ſtellen ſich neben Tieck und H. v. Kleiſt (Arnim, Brentano und Fouqué ſind hier kaum zu erwähnen) der myſtiſch-verworrene Zacharias Werner; als Dichter der „Schuld“ Adolph Müllner; in mittelalterlichen Dramen Uhland, Immermann

und Grabbe; allenfalls auch noch der ſchwächliche Houwald, in „Fluch und Segen“ den Schickſals-tragödien Werner's und Müllner's nacheifernd, und Friedrich Halm, deſſen „Griſeldis“ und „Sohn der Wildniß“ uns noch jetzt auf der Bühne begegnen.

Am wenigſten bietet uns die neuere Romantik in metriſcher Form auf dem Gebiete der epiſchen Dich-tung. Wieland, der in ſeinem Oberon mit ſo vielem Geſchick den Weg des romantiſchen Epos in der Weiſe des Arioſt eingeſchlagen, hatte keinen Einfluß auf die jüngern Dichtergenerationen gewonnen. Fouqué's „Corona“, welche den Befreiungskampf von 1813 und 1814 beſingt, war das erſte Epos der romantiſchen Schule, welchem bald darauf als ungleich vollendetere Dichtungen Ernſt Schulze's „bezauberte Roſe“ und „Cäcilie“ nachfolgten. Unter den neueſten Leiſtungen in dieſer Richtung iſt hier wohl vor Allem Kinkel's „Otto der Schütz“ als die vorzüglichſte, Oskar v. Red-witz' „Amaranth“ aber als die am meiſten verbreitete zu erwähnen. Auch Fr. von Heiden's „Wort der Frau“ und A. Grün's „Pfaff vom Kahlenberge“ wählen zu ihrem Stoff Figuren des Mittelalters, wäh-rend Andere, wie Otto Roquette in „Waldmeiſters Brautfahrt“, nach ächt romantiſcher Art uns vielmehr in die Mährchenwelt der Elfen einführen.

Der Pokal.

(Aus dem Phantasus.)

Von

Ludwig Tieck.

Vom großen Dom erscholl das vormittägige Geläute. Ueber den weiten Platz wandelten in verschiedenen Richtungen Männer und Weiber, Wagen fuhren vorüber, und Priester gingen nach ihren Kirchen. Ferdinand stand auf der breiten Treppe, den Wandelnden nachsehend und diejenigen betrachtend, welche herauf stiegen, um dem Hochamte beizuwohnen. Der Sonnenschein glänzte auf den weißen Steinen, Alles suchte den Schatten gegen die Hitze; nur er stand schon seit lange, sinnend an einen Pfeiler gelehnt, in den brennenden Strahlen, ohne sie zu fühlen, denn er verlor sich in den Erinnerungen, die in seinem Gedächtnisse aufstiegen. Er dachte seinem Leben nach, und begeisterte

ſich an dem Gefühl, welches ſein Leben durchdrungen und alle andern Wünſche in ihm ausgelöſcht hatte. In derſelben Stunde ſtand er hier im vorigen Jahre, um Frauen und Mädchen zur Meſſe kommen zu ſehn; mit gleichgültigem Herzen und lächelndem Auge hatte er die mannichfaltigen Geſtalten betrachtet, mancher holde Blick war ihm ſchalkhaft begegnet, und manche jungfräuliche Wange war erröthet; ſein ſpähendes Auge ſah den niedlichen Füßchen nach, wie ſie die Stufen herauf ſchritten und wie ſich das ſchwebende Gewand mehr oder weniger verſchob, um die feinen Knöchel zu enthüllen. Da kam über den Markt eine jugendliche Geſtalt in Schwarz, ſchlank und edel, die Augen ſittſam vor ſich hin geheftet, unbefangen ſchwebte ſie die Erhöhung hinauf mit lieblicher Anmuth, das ſeidene Gewand legte ſich um den ſchönſten Körper und wiegte ſich wie in Muſik um die bewegten Glieder; jetzt wollte ſie den letzten Schritt thun, und von ungefähr erhob ſie das Auge und traf mit dem blaueſten Strahle in ſeinen Blick. Er ward wie von einem Blitz durchdrungen. Sie ſtrauchelte, und ſo ſchnell er auch hinzu ſprang, konnte er doch nicht verhindern, daß ſie nicht kurze Zeit in der reizendſten Stellung knieend vor ſeinen Füßen lag. Er hob ſie auf, ſie ſah ihn nicht an, ſondern war ganz Röthe, antwortete auch nicht auf ſeine Frage, ob ſie ſich beſchädiget habe. Er folgte ihr

in die Kirche und ſah nur das Bildniß, wie ſie vor ihm gekniet, und der ſchönſte Buſen ihm entgegen gewogt. Am folgenden Tage beſuchte er die Schwelle des Tempels wieder; die Stätte war ihm geweiht. Er hatte abreiſen wollen, ſeine Freunde erwarteten ihn ungeduldig in ſeiner Heimath; aber von nun an war hier ſein Vaterland, ſein Herz war umgewendet. Er ſah ſie öfter, ſie vermied ihn nicht, doch waren es nur einzelne geſtohlene Augenblicke; denn ihre reiche Familie bewachte ſie genau, noch mehr ein angeſehener eiferſüchtiger Bräutigam. Sie geſtanden ſich ihre Liebe, wußten aber keinen Rath in ihrer Lage; denn er war fremd, und konnte ſeiner Geliebten kein ſo großes Glück anbieten, als ſie zu erwarten berechtiget war. Da fühlte er ſeine Armuth, doch wenn er an ſeine vorige Lebensweiſe dachte, dünkte er ſich überſchwänglich reich, denn ſein Daſein war geheiligt, ſein Herz ſchwebte immerdar in der ſchönſten Rührung; jetzt war ihm die Natur befreundet und ihre Schönheit ſeinen Sinnen offenbar, er fühlte ſich der Andacht und Religion nicht mehr fremd, und betrat dieſelbe Schwelle, das geheimnißvolle Dunkel des Tempels jetzt mit ganz andern Gefühlen, als in jenen Tagen des Leichtſinns. Er zog ſich von ſeinen Bekanntſchaften zurück und lebte nur der Liebe. Wenn er durch ihre Straße ging und ſie nur am Fenſter ſah, war er für dieſen Tag glücklich;

er hatte ſie in der Dämmerung des Abends oftmals geſprochen, ihr Garten ſtieß an den eines Freundes, der aber ſein Geheimniß nicht wußte. So war ein Jahr vorüber gegangen.

Alle dieſe Scenen ſeines neuen Lebens zogen wieder durch ſein Gedächtniß. Er erhob ſeinen Blick, da ſchwebte die edle Geſtalt ſchon über den Platz, ſie leuchtete ihm wie eine Sonne aus der verworrenen Menge hervor. Ein lieblicher Geſang ertönte in ſeinem ſehnſüchtigen Herzen, und er trat, wie ſie ſich annäherte, in die Kirche zurück. Er hielt ihr das geweihte Waſſer entgegen, ihre weißen Finger zitterten, als ſie die ſeinigen berührte, ſie neigte ſich holdſelig. Er folgte ihr nach, und kniete in ihrer Nähe. Sein ganzes Herz zerſchmolz in Wehmuth und Liebe, es dünkte ihm, als wenn aus den Wunden der Sehnſucht ſein Weſen in andächtigen Gebeten dahin blutete; jedes Wort des Prieſters durchſchauerte ihn, jeder Ton der Muſik goß Andacht in ſeinen Buſen; ſeine Lippen bebten, als die Schöne das Crucifix ihres Roſenkranzes an den brünſtigen rothen Mund drückte. Wie hatte er ehemals dieſen Glauben und dieſe Liebe ſo gar nicht begreifen können. Da erhob der Prieſter die Hoſtie und die Glocke ſchallte, ſie neigte ſich demüthiger und bekreuzte ihre Bruſt; und wie ein Blitz ſchlug es durch alle ſeine Kräfte und Gefühle, und das Altarbild dünkte ihm

lebendig und die farbige Dämmerung der Fenſter wie ein Licht des Paradieſes; Thränen ſtrömten reichlich aus ſeinen Augen und linderten die verzehrende Inbrunſt ſeines Herzens.

Der Gottesdienſt war geendigt. Er bot ihr wieder den Weihbrunnen, ſie ſprachen einige Worte und ſie entfernte ſich. Er blieb zurück, um keine Aufmerkſamkeit zu erregen; er ſah ihr nach, bis der Saum ihres Kleides um die Ecke verſchwand. Da war ihm wie dem müden verirrten Wanderer, dem im dichten Walde der letzte Schein der untergehenden Sonne erliſcht. Er erwachte aus ſeiner Träumerei, als ihm eine alte dürre Hand auf die Schulter ſchlug, und ihn Jemand bei Namen nannte.

Er fuhr zurück, und erkannte ſeinen Freund, den mürriſchen Albert, der von allen Menſchen ſich zurück zog, und deſſen einſames Haus nur dem jungen Ferdinand geöffnet war. Seid ihr unſrer Abrede noch eingedenk? fragte die heiſere Stimme. O ja, antwortete Ferdinand; und werdet ihr euer Verſprechen heute noch halten? Noch in dieſer Stunde, antwortete jener, wenn ihr mir folgen wollt.

Sie gingen durch die Stadt und in einer abgelegenen Straße in ein großes Gebäude. Heute, ſagte der Alte, müßt ihr euch ſchon mit mir in das Hinterhaus bemühen, in mein einſamſtes Zimmer, damit wir

nicht etwa gestört werden. Sie gingen durch viele Gemächer, dann über einige Treppen; Gänge empfingen sie, und Ferdinand, der das Haus zu kennen glaubte, mußte sich über die Menge der Zimmer, so wie über die seltsame Einrichtung des weitläufigen Gebäudes verwundern, noch mehr aber darüber, daß der Alte, welcher unverheirathet war, und der auch keine Familie hatte, es allein mit einem einzigen Bedienten bewohne, und niemals an Fremde von dem überflüssigen Raume hatte vermiethen wollen. Albert schloß endlich auf und sagte: nun sind wir zur Stelle. Ein großes hohes Zimmer empfing sie, das mit rothem Damast ausgeschlagen war, den goldene Leisten einfaßten; die Sessel waren von dem nämlichen Zeuge, und durch rothe schwerseidene Vorhänge, welche niedergelassen waren, schimmerte ein purpurnes Licht. Verweilt einen Augenblick, sagte der Alte, indem er in ein anderes Gemach ging. Ferdinand betrachtete indeß einige Bücher, in welchen er fremde unverständliche Charaktere, Kreise und Linien, nebst vielen wunderlichen Zeichnungen fand, und nach dem Wenigen, was er lesen konnte, schienen es alchemistische Schriften; er wußte auch, daß der Alte im Rufe eines Goldmachers stand. Eine Laute lag auf dem Tische, welche seltsam mit Perlmutter und farbigen Hölzern ausgelegt war und in glänzenden Gestalten Vögel und Blumen darstellte; der Stern in

der Mitte war ein großes Stück Perlmutter, auf das kunſtreichſte in vielen durchbrochenen Zirkelfiguren, faſt wie die Fenſterroſe einer gothiſchen Kirche, ausgearbeitet. Ihr betrachtet da mein Inſtrument, ſagte Albert, welcher zurückkehrte, es iſt ſchon zweihundert Jahr alt, und ich habe es als ein Andenken meiner Reiſe aus Spanien mitgebracht. Doch laßt das Alles, und ſetzt euch jetzt.

Sie ſetzten ſich an den Tiſch, der ebenfalls mit einem rothen Teppiche bedeckt war, und der Alte ſtellte etwas Verhülltes auf die Tafel. Aus Mitleid gegen eure Jugend, fing er an, habe ich euch neulich verſprochen, euch zu wahrſagen, ob ihr glücklich werden könnt oder nicht, und dieſes Verſprechen will ich in gegenwärtiger Stunde löſen, ob ihr gleich die Sache neulich nur für einen Scherz halten wolltet. Ihr dürft euch nicht entſetzen, denn was ich vorhabe, kann ohne Gefahr geſchehen, und weder furchtbare Citationen ſollen von mir vorgenommen werden, noch ſoll euch eine gräßliche Erſcheinung erſchrecken. Die Sache, die ich verſuchen will, kann in zweien Fällen mißlingen: wenn ihr nämlich nicht ſo wahrhaft liebt, als ihr mich habt wollen glauben machen, denn alsdann iſt meine Bemühung umſonſt und es zeigt ſich gar Nichts; oder daß ihr das Orakel ſtört, und durch eine unnütze Frage oder ein haſtiges Auffahren vernichtet, indem ihr euren Sitz

verlaßt und das Bild zertrümmert; ihr müßt mir alſo verſprechen, euch ganz ruhig zu verhalten.

Ferdinand gab das Wort, und der Alte wickelte aus den Tüchern das, was er mitgebracht hatte. Es war ein goldener Pokal von ſehr künſtlicher und ſchöner Arbeit. Um den breiten Fuß lief ein Blumenkranz mit Myrthen und verſchiedenem Laube und Früchten gemiſcht, erhaben ausgeführt mit mattem aber klaren Golde. Ein ähnliches Band, aber reicher, mit kleinen Figuren und fliehenden wilden Thierchen, die ſich vor den Kindern fürchteten oder mit ihnen ſpielten, zog ſich um die Mitte des Bechers. Der Kelch war ſchön gewunden, er bog ſich oben zurück, den Lippen entgegen, und inwendig funkelte das Gold mit rother Gluth. Der Alte ſtellte den Becher zwiſchen ſich und den Jüngling, und winkte ihn näher. Fühlt ihr nicht Etwas, ſprach er, wenn euer Auge ſich in dieſem Glanz verliert? Ja, ſagte Ferdinand, dieſer Schein ſpiegelt in mein Inures hinein, ich möchte ſagen, ich fühle ihn wie einen Kuß in meinem ſehnſüchtigen Buſen. So iſt es recht! ſagte der Alte; nun laßt eure Augen nicht mehr herumſchweifen, ſondern haltet ſie feſt auf den Glanz dieſes Goldes, und denkt ſo lebhaft wie möglich an eure Geliebte.

Beide ſaßen eine Weile ruhig, und ſchauten vertieft den leuchtenden Becher an. Bald aber fuhr der

Alte mit ſtummer Geberde, erſt langſam, dann ſchneller, endlich in eilender Bewegung mit ſtreichendem Finger um die Gluth des Pokals in ebenmäßigen Kreiſen hin. Dann hielt er wieder inne und legte die Kreiſe von der andern Seite. Als er eine Weile dieſes Beginnen fortgeſetzt hatte, glaubte Ferdinand Muſik zu hören, aber es klang wie draußen, in einer fernen Gaſſe; doch bald kamen die Töne näher, ſie ſchlugen lauter und lauter an, ſie zitterten beſtimmter durch die Luft, und es blieb ihm endlich kein Zweifel, daß ſie aus dem Innern des Bechers hervorquollen. Immer ſtärker ward die Muſik, und von ſo durchdringender Kraft, daß des Jünglings Herz erzitterte und ihm die Thränen in die Augen ſtiegen. Eifrig fuhr die Hand des Alten in verſchiedenen Richtungen über die Mündung des Bechers, und es ſchien, als wenn Funken aus ſeinen Fingern fuhren und zuckend gegen das Gold leuchtend und klingend zerſprangen. Bald mehrten ſich die glänzenden Punkte und folgten, wie auf einen Faden gereiht, der Bewegung ſeines Fingers hin und wieder; ſie glänzten von verſchiedenen Farben, und drängten ſich allgemach dichter und dichter an einander, bis ſie in Linien zuſammenſchoſſen. Nun ſchien es, als wenn der Alte in der rothen Dämmerung ein wunderſames Netz über das leuchtende Gold legte, denn er zog nach Willkühr die Strahlen hin und wieder, und verwebte

mit ihnen die Oeffnung des Pokales; sie gehorchten ihm und blieben, einer Bedeckung ähnlich, liegen, indem sie hin und wieder webten und in sich selber schwankten. Als sie so gefesselt waren, beschrieb er wieder die Kreise um den Rand, die Musik sank wieder zurück und wurde leiser und leiser, bis sie nicht mehr zu vernehmen war, das leuchtende Netz zitterte wie beängstiget. Es brach im zunehmenden Schwanken, und die Strahlen regneten tropfend in den Kelch, doch aus den niedertropfenden erhob sich wie eine röthliche Wolke, die sich in sich selbst in vielfachen Kreisen bewegte und wie Schaum über der Mündung schwebte. Ein hellerer Punkt schwang sich mit der größten Schnelligkeit durch die wolkigen Kreise. Da stand das Gebild, und wie ein Auge schaute es plötzlich aus dem Duft, wie goldene Locken floß und ringelte es oben, und alsbald ging ein sanftes Erröthen in dem wankenden Schatten auf und ab, und Ferdinand erkannte das lächelnde Angesicht seiner Geliebten, die blauen Augen, die zarten Wangen, den lieblich rothen Mund. Das Haupt schwankte hin und her, hob sich deutlicher und sichtbarer auf dem schlanken weißen Halse hervor und neigte sich zu dem entzückten Jünglinge hin. Der Alte beschrieb immer noch die Kreise um den Becher, und heraus traten die glänzenden Schultern, und so wie sich die liebliche Bildung aus dem goldenen Bett mehr

hervor drängte und holdſelig hin und wieder wiegte, glaubte Ferdinand den Athem zu fühlen, indem das geliebte Bild wogend zu ihm neigte, und ihn faſt mit den brennenden Lippen berührte; er konnte ſich im Taumel nicht mehr bewältigen, ſondern drängte ſich mit einem Kuſſe an den Mund, und wähnte, die ſchönen Arme zu faſſen, um die holde Geſtalt ganz aus dem goldenen Gefängniß zu heben. Alsbald durchfuhr ein ſtarkes Zittern das liebliche Bild, wie in tauſend Linien brach das Haupt und der Leib zuſammen, und eine Roſe lag am Fuße des Pokales, aus deren Röthe noch das ſüße Lächeln ſchien. Sehnſüchtig ergriff ſie Ferdinand, drückte ſie an ſeinen Mund, und an ſeinem brennenden Verlangen verwelkte ſie und war in Luft zerfloſſen.

Du haſt ſchlecht dein Wort gehalten, ſagte der Alte verdrießlich, du kannſt dir nur ſelber die Schuld beimeſſen. Er verhüllte ſeinen Pokal wieder, zog die Vorhänge auf und eröffnete ein Fenſter; das helle Tageslicht brach herein, und Ferdinand verließ wehmüthig und mit vielen Entſchuldigungen den murrenden Alten.

Er eilte bewegt durch die Straßen der Stadt. Vor dem Thore ſetzte er ſich unter den Bäumen nieder. Sie hatte ihm am Morgen geſagt, daß ſie mit einigen Verwandten Abends über Land fahren müſſe. Bald ſaß, bald wanderte er liebetrunken im Walde; immer

ſah er das holdſelige Bild, wie es mehr und mehr aus dem glühenden Golde quoll; jetzt erwartete er, ſie herausſchreiten zu ſehen im Glanze ihrer Schönheit, und dann zerbrach die ſchönſte Form vor ſeinen Augen, und er zürnte mit ſich, daß er durch ſeine raſtloſe Liebe und die Verwirrung ſeiner Sinne das Bildniß und vielleicht ſein Glück zerſtört habe.

Als nach der Mittagsſtunde der Spaziergang ſich allgemach mit Menſchen füllte, zog er ſich tiefer in das Gebüſch zurück; ſpähend behielt er aber die ferne Landſtraße im Auge, und jeder Wagen, der durch das Thor kam, wurde aufmerkſam von ihm geprüft.

Es näherte ſich dem Abende. Rothe Schimmer warf die untergehende Sonne, da flog aus dem Thor der reich vergoldete Wagen, der feurig im Abendglanze leuchtete. Er eilte hinzu. Ihr Auge hatte das ſeinige ſchon geſucht. Freundlich und lächelnd lehnte ſie den glänzenden Buſen aus dem Schlage, er fing ihren liebevollen Gruß und Wink auf; jetzt ſtand er neben dem Wagen, ihr voller Blick fiel auf ihn, und indem ſie ſich weiter fahrend wieder zurückzog, flog die Roſe, welche ihren Buſen zierte, heraus, und lag zu ſeinen Füßen. Er hob ſie auf und küßte ſie, und ihm war, als weiſſage ſie ihm, daß er ſeine Geliebte nicht wieder ſehen würde, daß nun ſein Glück auf immer zerbrochen ſei.

Auf und ab lief man die Treppen, das ganze Haus war in Bewegung, Alles machte Geſchrei und Lärmen zum morgenden großen Feſte. Die Mutter war am thätigſten ſo wie am freudigſten; die Braut ließ Alles geſchehen, und zog ſich, ihrem Schickſal nachſinnend, in ihr Zimmer zurück. Man erwartete noch den Sohn, den Hauptmann mit ſeiner Frau und zwei ältere Töchter mit ihren Männern; Leopold, ein jüngerer Sohn, war muthwillig beſchäftigt, die Unordnung zu vermehren, den Lärmen zu vergrößern, und Alles zu verwirren, indem er Alles zu betreiben ſchien. Agathe, ſeine noch unverheirathete Schweſter, wollte ihn zur Vernunft bringen und dahin bewegen, daß er ſich um Nichts kümmere, und nur die andern in Ruhe laſſe; aber die Mutter ſagte: ſtöre ihn nicht in ſeiner Thorheit, denn heute kommt es auf etwas mehr oder weniger nicht an; nur darum bitte ich euch Alle, da ich ſchon auf ſo viel zu denken habe, daß ihr mich nicht mit irgend Etwas behelligt, was ich nicht höchſt nöthig erfahren muß; ob ſie Porzellan zerbrechen, ob einige ſilberne Löffel fehlen, ob das Geſinde der Fremden Scheiben entzweiſchlägt, mit ſolchen Poſſen ärgert mich nicht, daß ihr ſie mir wieder erzählt. Sind dieſe Tage der Unruhe vorüber, dann wollen wir Rechnung halten.

Recht ſo, Mutter! ſagte Leopold, das ſind Geſinnungen, eines Regenten würdig! Wenn auch einige

Mägde den Hals brechen, der Koch ſich betrinkt und den Schornſtein anzündet, der Kellermeiſter vor Freude den Malvaſier auslaufen oder ausſaufen läßt, Sie ſollen von dergleichen Kindereien nichts erfahren. Es müßte denn ſein, daß ein Erdbeben das Haus umwürfe; Liebſte, das ließe ſich unmöglich verhehlen.

Wann wird er doch einmal klüger werden! ſagte die Mutter; was werden nur deine Geſchwiſter denken, wenn ſie dich eben ſo unklug wieder finden, als ſie dich vor zwei Jahren verlaſſen haben.

Sie müſſen meinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren laſſen, antwortete der lebhafte Jüngling, daß ich nicht ſo wandelbar bin wie ſie oder ihre Männer, die ſich in wenigen Jahren ſo ſehr, und zwar nicht zu ihrem Vortheile verändert haben.

Jetzt trat der Bräutigam zu ihnen, und fragte nach der Braut. Die Kammerjungfer ward geſchickt, ſie zu rufen. Hat Leopold Ihnen, liebe Mutter, meine Bitte vorgetragen? fragte der Verlobte.

Daß ich nicht wüßte, ſagte dieſer; in der Unordnung hier im Hauſe kann man keinen vernünftigen Gedanken faſſen.

Die Braut trat herzu, und die jungen Leute begrüßten ſich mit Freuden. Die Bitte, deren ich erwähnte, fuhr dann der Bräutigam fort, iſt dieſe, daß Sie es nicht übel deuten mögen, wenn ich Ihnen noch

einen Gaſt in Ihr Haus führe, das für dieſe Tage nur ſchon zu ſehr beſetzt iſt.

Sie wiſſen es ſelbſt, ſagte die Mutter, daß, ſo geräumig es auch iſt, ſich ſchwerlich noch Zimmer einrichten laſſen.

Doch, rief Leopold, ich habe ſchon zum Theil dafür geſorgt, ich habe die große Stube im Hinterhauſe aufräumen laſſen.

Ei, die iſt nicht anſtändig genug, ſagte die Mutter; ſeit Jahren iſt ſie ja faſt nur zur Polterkammer gebraucht.

Prächtig iſt ſie hergeſtellt, ſagte Leopold, und der Freund, für den ſie beſtimmt iſt, ſieht auch auf dergleichen nicht, dem iſt es nur um unſere Liebe zu thun; auch hat er keine Frau und befindet ſich gern in der Einſamkeit, ſo daß ſie ihm grade recht ſein wird. Wir haben Mühe genug gehabt, ihm zuzureden und ihn wieder unter Menſchen zu bringen.

Doch wohl nicht euer trauriger Goldmacher und Geiſterbanner? fragte Agathe.

Kein Anderer als der, erwiederte der Bräutigam, wenn Sie ihn einmal ſo nennen wollen.

Dann erlauben Sie es nur nicht, liebe Mutter, fuhr die Schweſter fort; was ſoll ein ſolcher Mann in unſerm Hauſe? Ich habe ihn einigemal mit Leopold über die Straße gehen ſehen, und mir iſt vor ſeinem

Geſicht bange geworden; auch beſucht der alte Sünder faſt niemals die Kirche, er liebt weder Gott noch Menſchen, und es bringt keinen Segen, dergleichen Ungläubige bei ſo feierlicher Gelegenheit unter das Dach einzuführen. Wer weiß, was daraus entſtehen kann!

Wie du nun ſprichſt! ſagte Leopold erzürnt; weil du ihn nicht kennſt, ſo verurtheilſt du ihn, und weil dir ſeine Naſe nicht gefällt, und er auch nicht mehr jung und reizend iſt, ſo muß er, deinem Sinne nach, ein Geiſterbanner und verruchter Menſch ſein.

Gewähren Sie, theure Mutter, ſagte der Bräutigam, unſerm alten Freunde ein Plätzchen in Ihrem Hauſe, und laſſen Sie ihn an unſerer allgemeinen Freude Theil nehmen. Er ſcheint, liebe Schweſter Agathe, viel Unglück erlebt zu haben, welches ihn mißtrauiſch und menſchenfeindlich gemacht hat, er vermeidet alle Geſellſchaft, und macht nur eine Ausnahme mit mir und Leopold; ich habe ihm viel zu danken, er hat zuerſt meinem Geiſte eine beſſere Richtung gegeben, ja ich kann ſagen, er allein hat mich vielleicht der Liebe meiner Julie würdig gemacht.

Mir borgt er alle Bücher, fuhr Leopold fort, und, was mehr ſagen will, alte Manuſcripte, und, was noch mehr ſagen will, Geld, auf mein bloßes Wort; er hat die chriſtlichſte Geſinnung, Schweſterchen, und wer weiß, wenn du ihn näher kennen lernſt, ob du nicht deine

Sprödigkeit fahren läſſeſt, und dich in ihn verliebſt, ſo häßlich er dir auch jetzt vorkommt.

Nun ſo bringen Sie ihn uns, ſagte die Mutter, ich habe ſchon ſonſt ſo viel aus Leopold's Munde von ihm hören müſſen, daß ich neugierig bin, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Nur müſſen Sie es verantworten, daß wir ihm keine beſſere Wohnung geben können.

Indem kamen Reiſende an. Es waren die Mitglieder der Familie; die verheiratheten Töchter, ſo wie der Officier, brachten ihre Kinder mit. Die gute Alte freute ſich, ihre Enkel zu ſehen; Alles war Bewillkommnung und frohes Geſpräch, und als der Bräutigam und Leopold auch ihre Grüße empfangen und abgelegt hatten, entfernten ſie ſich, um ihren alten Freund aufzuſuchen.

Dieſer wohnte die meiſte Zeit des Jahres auf dem Lande, eine Meile von der Stadt, aber eine kleine Wohnung behielt er ſich auch in einem Garten vor dem Thore. Hier hatten ihn zufälligerweiſe die beiden jungen Leute kennen gelernt. Sie trafen ihn jetzt in einem Caffeehauſe, wohin ſie ſich beſtellt hatten. Da es ſchon Abend geworden war, begaben ſie ſich nach einigen Geſprächen in das Haus zurück.

Die Mutter nahm den Fremden ſehr freundſchaftlich auf; die Töchter hielten ſich etwas entfernt, beſonders war Agathe ſchüchtern und vermied ſeine Blicke

ſorgfältig. Nach den erſten allgemeinen Geſprächen war das Auge des Alten aber unverwandt auf die Braut gerichtet, welche ſpäter zur Geſellſchaft getreten war; er ſchien entzückt, und man bemerkte, daß er eine Thräne heimlich abzutrocknen ſuchte. Der Bräutigam freute ſich an ſeiner Freude, und als ſie nach einiger Zeit abſeits am Fenſter ſtanden, nahm er ſeine Hand und fragte ihn: Was ſagen Sie von meiner geliebten Julie? Iſt ſie nicht ein Engel? — O mein Freund, erwiederte der Alte gerührt, eine ſolche Schönheit und Anmuth habe ich noch niemals geſehen; oder ich ſollte vielmehr ſagen (denn dieſer Ausdruck iſt unrichtig), ſie iſt ſo ſchön, ſo bezaubernd, ſo himmliſch, daß mir iſt, als hätte ich ſie längſt gekannt, als wäre ſie, ſo fremd ſie mir iſt, das vertrauteſte Bild meiner Imagination, das meinem Herzen ſtets einheimiſch geweſen.

Ich verſtehe Sie, ſagte der Jüngling; ja das wahrhaft Schöne, Große und Erhabene, ſo wie es uns in Erſtaunen und Verwunderung ſetzt, überraſcht uns doch nicht als etwas Fremdes, Unerhörtes und Niegeſehenes, ſondern unſer eigenſtes Weſen wird uns in ſolchen Augenblicken klar, unſre tiefſten Erinnerungen werden erweckt und unſre nächſten Empfindungen lebendig gemacht.

Beim Abendeſſen nahm der Fremde an den Geſprächen nur wenigen Antheil; ſein Blick war unver-

wandt auf die Braut geheftet, so daß diese endlich verlegen und ängstlich wurde. Der Officier erzählte von einem Feldzuge, dem er beigewohnt hatte, der reiche Kaufmann sprach von seinen Geschäften und der schlechten Zeit, und der Gutsbesitzer von den Verbesserungen, welche er in seiner Landwirthschaft angefangen hatte.

Nach Tische empfahl sich der Bräutigam, um zum letztenmal in seine einsame Wohnung zurückzukehren, denn künftig sollte er mit seiner jungen Frau im Hause der Mutter wohnen; ihre Zimmer waren schon eingerichtet. Die Gesellschaft zerstreute sich, und Leopold führte den Fremden nach seinem Gemach. Ihr entschuldigt es wohl, fing er auf dem Gange an, daß Ihr etwas entfernt hausen müßt, und nicht so bequem, als die Mutter wünscht; aber Ihr seht selbst, wie zahlreich unsre Familie ist, und morgen kommen noch andre Verwandte; wenigstens werdet Ihr uns nicht entlaufen können, denn Ihr findet gewiß nicht aus dem weitläufigen Gebäude heraus.

Sie gingen noch durch einige Gänge; endlich entfernte sich Leopold und wünschte gute Nacht. Der Bediente stellte zwei Wachskerzen hin, fragte, ob er den Fremden entkleiden solle, und da dieser jede Bedienung verbat, zog sich jener zurück, und er befand sich allein. Wie muß es mir denn begegnen, sagte er,

indem er auf und nieder ging, daß jenes Bildniß so lebhaft heute aus meinem Herzen quillt? Ich vergaß die ganze Vergangenheit und glaubte sie selbst zu sehen. Ich war wieder jung und ihr Ton erklang wie damals, mir dünkte, ich sei aus einem schweren Traum erwacht; aber nein, jetzt bin ich erwacht, und die holde Täuschung war nur ein süßer Traum.

Er war zu unruhig, um zu schlafen, er betrachtete einige Zeichnungen an den Wänden und dann das Zimmer. Heute ist mir Alles so bekannt, rief er aus, könnt' ich mich doch fast täuschen, daß ich mir einbildete, dieses Haus und dieses Gemach seien mir nicht fremd. Er suchte seine Erinnerungen anzuknüpfen, und hob einige große Bücher auf, welche in der Ecke standen. Als er sie durchblättert hatte, schüttelte er mit dem Kopfe. Ein Lautenfutteral lehnte an der Mauer; er eröffnete es und nahm ein altes seltsames Instrument heraus, das beschädigt war und dem die Saiten fehlten. Nein, ich irre mich nicht, rief er bestürzt: diese Laute ist zu kenntlich, es ist die spanische meines längst verstorbenen Freundes Albert; dort stehen seine magischen Bücher, dies ist das Zimmer, in welchem er mir jenes holdselige Orakel erwecken wollte; verblichen ist die Röthe des Teppichs, die goldene Einfassung ermattet, aber wundersam lebhaft ist Alles, Alles aus jenen Stunden in meinem Gemüth: darum

ſchauerte mir, als ich hieher ging, auf jenen langen verwickelten Gängen, welche mich Leopold führte; o Himmel, hier auf dieſem Tiſche ſtieg das Bildniß quellend hervor und wuchs auf, wie von der Röthe des Goldes getränkt und erfriſcht; dasſelbe Bild lachte hier mich an, welches mich heute Abend dorten im Saale faſt wahnſinnig gemacht hat, in jenem Saale, in welchem ich ſo oft mit Albert in vertrauten Geſprächen auf und nieder wandelte.

Er entkleidete ſich, ſchlief aber nur wenig. Am Morgen ſtand er früh wieder auf und betrachtete das Zimmer von neuem; er öffnete das Fenſter und ſah dieſelben Gärten und Gebäude vor ſich, wie damals, nur waren indeß viele neue Häuſer hinzu gebaut worden. Vierzig Jahre ſind ſeitdem verſchwunden, ſeufzte er, und jeder Tag von damals enthielt längeres Leben als der ganze übrige Zeitraum.

Er ward wieder zur Geſellſchaft gerufen. Der Morgen verging unter mannichfaltigen Geſprächen, endlich trat die Braut in ihrem Schmucke herein. So wie der Alte ihrer anſichtig ward, gerieth er wie außer ſich, ſo daß Keinem in der Geſellſchaft ſeine Bewegung entging. Man begab ſich zur Kirche und die Trauung ward vollzogen. Als ſich Alle wieder im Hauſe befanden, fragte Leopold ſeine Mutter: Nun, wie gefällt Ihnen unſer Freund, der gute mürriſche Alte?

Ich habe ihn mir, antwortete diese, nach euren Beschreibungen viel abschreckender gedacht, er ist ja mild und theilnehmend, man könnte ein rechtes Zutrauen zu ihm gewinnen.

Zutrauen? rief Agathe aus, zu diesen fürchterlich brennenden Augen, diesen tausendfachen Runzeln, dem blassen eingekniffenen Munde und diesem seltsamen Lachen, das so höhnisch klingt und aussieht? Nein, Gott bewahre mich vor solchem Freunde! Wenn böse Geister sich in Menschen verkleiden wollen, müssen sie eine solche Gestalt annehmen.

Wahrscheinlich doch eine jüngere und reizendere, antwortete die Mutter; aber ich kenne auch diesen guten Alten in deiner Beschreibung nicht wieder. Man sieht, daß er von heftigem Temperament ist, und sich gewöhnt hat, alle seine Empfindungen in sich zu verschließen; er mag, wie Leopold sagt, viel Unglück erlebt haben, daher ist er mißtrauisch geworden und hat jene einfache Offenheit verloren, die hauptsächlich nur den Glücklichen eigen ist.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, weil die übrige Gesellschaft hinzu trat. Man ging zur Tafel, und der Fremde saß neben Agathe und dem reichen Kaufmanne. Als man anfing die Gesundheiten zu trinken, rief Leopold: haltet noch inne, meine werthen Freunde, dazu müssen wir unsern Festpokal hier haben, der

dann rundum gehen ſoll! Er wollte aufſtehen, aber die Mutter winkte ihm, ſitzen zu bleiben; du findeſt ihn doch nicht, ſagte ſie, denn ich habe alles Silberzeug anders gepackt. Sie ging ſchnell hinaus, um ihn ſelber zu ſuchen. Was unſre Alte heute geſchäftig und munter iſt, ſagte der Kaufmann, ſo dick und breit ſie iſt, ſo behende kann ſie ſich doch noch bewegen, obgleich ſie ſchon ſechszig zählt; ihr Geſicht ſieht immer heiter und freudig aus, und heute iſt ſie beſonders glücklich, weil ſie ſich in der Schönheit ihrer Tochter wieder verjüngt. Der Fremde gab ihm Beifall, und die Mutter kam mit dem Pokal zurück. Man ſchenkte ihn voll Weines, und oben vom Tiſch fing er an herum zu gehen, indem jeder die Geſundheit deſſen ausbrachte, was ihm das liebſte und erwünſchteſte war. Die Braut trank das Wohlſein ihres Gatten, dieſer die Liebe ſeiner ſchönen Julie, und ſo that Jeder nach der Reihe. Die Mutter zögerte, als der Becher zu ihr kam. Nur dreiſt! ſagte der Officier etwas rauh und voreilig, wir wiſſen ja doch, daß Sie alle Männer für ungetreu und keinen einzigen der Liebe einer Frau würdig halten; was iſt Ihnen alſo das Liebſte? Die Mutter ſah ihn an, indem ſich über die Milde ihres Antlitzes plötzlich ein zürnender Ernſt verbreitete. Da mein Sohn, ſagte ſie, mich ſo genau kennt und ſo ſtrenge meine Gemüthsart tadelt, ſo ſei es mir auch

erlaubt, nicht auszuſprechen, was ich jetzt eben dachte, und ſuche er nur Dasjenige, was er als meine Ueberzeugung kennen will, durch ſeine ungefälſchte Liebe unwahr zu machen. Sie gab den Becher, ohne zu trinken, weiter, und die Geſellſchaft war auf einige Zeit verſtimmt.

Man erzählt ſich, ſagte der Kaufmann leiſe, indem er ſich zum Fremden neigte, daß ſie ihren Mann nicht geliebt habe, ſondern einen andern, der ihr aber ungetreu geworden iſt; damals ſoll ſie das ſchönſte Mädchen in der Stadt geweſen ſein.

Als der Becher zu Ferdinand kam, betrachtete ihn dieſer mit Erſtaunen, denn es war derſelbe, aus welchem ihm Albert ehemals das ſchöne Bildniß hervorgerufen hatte. Er ſchaute in das Gold hinein und in die Welle des Weines, ſeine Hand zitterte; es würde ihn nicht verwundert haben, wenn aus dem leuchtenden Zaubergefäße jetzt wieder jene Geſtalt hervorgeblüht wäre und mit ihr ſeine entſchwundene Jugend. Nein, ſagte er nach einiger Zeit halblaut, es iſt Wein, was hier glüht! Was ſoll es anders ſein? ſagte der Kaufmann lachend, trinken ſie getroſt! Ein Zucken des Schrecks durchfuhr den Alten, er ſprach den Namen Franziska heftig aus und ſetzte den Pokal an die brünſtigen Lippen. Die Mutter warf einen fragenden und verwundernden Blick hinüber. Woher dieſer ſchöne

Becher? ſagte Ferdinand, der ſich ſeiner Zerſtreuung ſchämte. Vor vielen Jahren ſchon, antwortete Leopold, noch ehe ich geboren war, hat ihn mein Vater zugleich mit dieſem Hauſe und allen Mobilien von einem alten einſamen Hageſtolz gekauft, einem ſtillen Menſchen, den die Nachbarſchaft umher für einen Zauberer hielt. Ferdinand mochte nicht ſagen, daß er jenen gekannt hatte, denn ſein Daſein war ihm zu ſehr zum ſeltſamen Traum verwirrt, um auch nur aus der Ferne die übrigen in ſein Gemüth ſchauen zu laſſen.

Nach aufgehobener Tafel war er mit der Mutter allein, weil die jungen Leute ſich zurückgezogen hatten, um Anſtalten zum Balle zu treffen. Setzen Sie ſich neben mich, ſagte die Mutter, wir wollen ausruhen, denn wir ſind über die Jahre des Tanzes hinweg, und, wenn es nicht unbeſcheiden iſt, zu fragen, ſo ſagen Sie mir doch, ob Sie unſern Pokal ſchon ſonſt wo geſehen haben, oder was es war, was Sie ſo innerlich bewegte.

O gnädige Frau, ſagte der Alte, verzeihen Sie meiner thörichten Heftigkeit und Rührung, aber ſeit ich in Ihrem Hauſe bin, iſt es, als gehöre ich mir nicht mehr an, denn in jedem Augenblicke vergeſſe ich es, daß mein Haar grau iſt, daß meine Geliebten geſtorben ſind. Ihre ſchöne Tochter, die heute den froheſten Tag ihres Lebens feiert, iſt einem Mädchen, das ich in meiner Jugend kannte und anbetete, ſo ähnlich,

daß ich es für ein Wunder halten muß; nicht ähnlich, nein, der Ausdruck sagt zu wenig, sie ist es selbst! Auch hier im Hause bin ich viel gewesen und einmal mit diesem Pokal auf die seltsamste Weise bekannt geworden. Er erzählte ihr hierauf sein Abentheuer. An dem Abend dieses Tages, so beschloß er, sah ich draußen im Park meine Geliebte zum letztenmal, indem sie über Land fuhr. Eine Rose entfiel ihr, diese habe ich aufbewahrt; sie selbst ging mir verloren, denn sie ward mir ungetreu und bald darauf vermählt.

Gott im Himmel! rief die Alte und sprang heftig bewegt auf, du bist doch nicht Ferdinand?

So ist mein Name, sagte jener.

Ich bin Franziska, antwortete die Mutter.

Sie wollten sich umarmen, und fuhren schnell zurück. Beide betrachteten sich mit prüfenden Blicken, beide suchten aus dem Ruin der Zeit jene Lineamente wieder zu entwickeln, die sie ehemals an einander gekannt und geliebt hatten, und wie in dunklen Gewitternächten unter dem Fluge schwarzer Wolken einzeln in flüchtigen Momenten die Sterne räthselhaft schimmern, um schnell wieder zu erlöschen, so schien ihnen aus den Augen, von Stirn und Mund jezuweilen der wohlbekannte Zug vorüberblitzend an, und es war, als wenn ihre Jugend in der Ferne lächelnd weinte. Er bog sich nieder und küßte ihre Hand, indem zwei

große Thränen herabstürzten, dann umarmten sie sich herzlich.

Ist deine Frau gestorben? fragte die Mutter.

Ich war nie verheirathet, schluchzte Ferdinand.

Himmel! sagte die Alte, die Hände ringend, so bin ich die Ungetreue gewesen! Doch nein, nicht ungetreu. Als ich vom Lande zurückkam, wo ich zwei Monden gewesen war, hörte ich von allen Menschen, auch von deinen Freunden, nicht bloß den meinigen, du seiest längst abgereist und in deinem Vaterlande verheirathet; man zeigte mir die glaubwürdigsten Briefe, man drang heftig in mich, man benutzte meine Trostlosigkeit, meinen Zorn, und so geschah es, daß ich meine Hand dem verdienstvollen Manne gab, mein Herz, meine Gedanken blieben dir immer gewidmet.

Ich habe mich nicht von hier entfernt, sagte Ferdinand, aber nach einiger Zeit vernahm ich deine Vermählung. Man wollte uns trennen, und es ist ihnen gelungen. Du bist glückliche Mutter, ich lebe in der Vergangenheit, und alle deine Kinder will ich wie die meinigen lieben.

Aber wie wunderbar, daß wir uns seitdem nie wieder gesehen haben.

Ich ging wenig aus, sagte die Mutter, und mein Mann, der bald darauf einer Erbschaft wegen einen andern Namen annahm, hat dir auch jeden Verdacht

dadurch entfernt, daß wir in derſelben Stadt wohnen könnten.

Ich vermied die Menſchen, ſagte Ferdinand, und lebte nur der Einſamkeit; Leopold iſt beinah der einzige, der mich wieder anzog und unter Menſchen führte. O geliebte Freundin, es iſt wie eine ſchauerliche Geiſtergeſchichte, wie wir uns verloren und wieder gefunden haben.

Die jungen Leute fanden die Alten in Thränen aufgelöſt und in tiefſter Bewegung. Keines ſagte, was vorgefallen war, das Geheimniß ſchien ihnen zu heilig. Aber ſeitdem war der Greis der Freund des Hauſes, und der Tod nur ſchied die beiden Weſen, die ſich ſo ſonderbar wieder gefunden hatten, um ſie kurze Zeit nachher wieder zu vereinigen.

Sängerglück.

(Aus Heinrich von Ofterdingen.)

Von

Novalis.

Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit strömten Menschen herzu, um Theil an der Herrlichkeit seines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Festen an Ueberfluß köstlicher Waaren des Gaumens, noch an Musik, prächtigen Verzierungen und Trachten und tausend abwechselnden Schauspielen und Zeitvertreiben, noch endlich an sinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beseelung der Gespräche, und an schöner, anmuthiger Jugend von beiden Geschlechtern, die die eigentliche Seele reizender Feste ausmachen. Der alte König, der sonst ein strenger und ernster Mann war, hatte zwei Neigungen, die der

wahre Anlaß dieſer prächtigen Hofhaltung waren und denen ſie ihre ſchöne Einrichtung zu danken hatte.

Eine war die Zärtlichkeit für ſeine Tochter, die ihm als Andenken ſeiner früh verſtorbenen Gemahlin und als ein unausſprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menſchlichen Geiſtes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verſchaffen. Die andere war eine wahre Leidenſchaft für die Dichtkunſt und ihre Meiſter. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen geleſen; an ihre Sammlung aus allen Sprachen große Summen gewendet und von jeher den Umgang der Sänger über Alles geſchätzt. Von allen Enden zog er ſie an ſeinen Hof und überhäufte ſie mit Ehren. Er ward nicht müde, ihren Geſängen zuzuhören und vergaß oft die wichtigſten Angelegenheiten, ja die Bedürfniſſe des Lebens über einen neuen, hinreißenden Geſang. Seine Tochter war unter Geſängen aufgewachſen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnſucht.

Der wohlthätige Einfluß der beſchützten und geehrten Dichter zeigte ſich im ganzen Lande, beſonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langſamen, kleinen Zügen, wie einen köſtlichen Trank, und mit deſto rei-

nerem Wohlbehagen, da alle niedrige, gehäſſige Leidenſchaften wie Mißtöne von der ſanften, harmoniſchen Stimmung verſcheucht wurden, die in allen Gemüthern herrſchend war. Frieden der Seele und innres ſeliges Anſchauen einer ſelbſt geſchaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieſer wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erſchien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehemalige Feindin der Menſchen. Es ſchien, als hätten die Geiſter des Geſanges ihrem Beſchützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als ſeine Tochter, die Alles beſaß, was die ſüßeſte Einbildungskraft nur in der zarten Geſtalt eines Mädchens vereinigen konnte. Wenn man ſie an den ſchönen Feſten unter einer Schaar reizender Geſpielen, im weißen, glänzenden Gewande erblickte, wie ſie den Wettgeſängen der begeiſterten Sänger mit tiefem Lauſchen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, deſſen Lied den Preis gewonnen hatte: ſo hielt man ſie für die ſichtbare Seele dieſer herrlichen Kunſt, die jene Zauberſprüche beſchworen hätten, und hörte auf, ſich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in dieſem irdiſchen Paradieſe ſchien jedoch ein geheimnißvolles Schickſal zu ſchweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieſer Gegenden betraf die

Vermählung der aufblühenden Prinzeſſin, von der die Fortdauer dieſer ſeligen Zeiten und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm ſelbſt ſchien dieſe Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte ſich keine Ausſicht zu einer Vermählung für ſie, die Aller Wünſchen angemeſſen geweſen wäre. Die heilige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzeſſin zu beſitzen. Man betrachtete ſie wie ein überirdiſches Weſen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die ſich mit Anſprüchen auf ſie am Hofe gezeigt hatten, ſchienen ſo tief unter ihr zu ſein, daß kein Menſch auf den Einfall kam, die Prinzeſſin oder der König werde die Augen auf Einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abſtandes hatte ſie auch allmälig Alle verſcheucht, und das ausgeſprengte Gerücht des ausſchweifenden Stolzes dieſer königlichen Familie ſchien Andern alle Luſt zu benehmen, ſich ebenfalls gedemüthigt zu ſehen.

Ganz ungegründet war auch dieſes Gerücht nicht. Der König war bei aller Milde beinah unwillkürlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung ſeiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes Gefühl in ihm immer

mehr beſtätigt. Er war aus einer uralten morgenländiſchen Königsfamilie entſproſſen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenſchaft des berühmten Helden Ruſtan geweſen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von ſeiner Verwandtſchaft mit den ehemaligen übermenſchlichen Beherrſchern der Welt vorgeſungen, und in dem Zauberſpiegel ihrer Kunſt war ihm der Abſtand ſeiner Herkunft von dem Urſprunge der andern Menſchen, die Herrlichkeit ſeines Stammes, noch heller erſchienen, ſo daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Claſſe der Dichter mit dem übrigen Menſchengeſchlechte zuſammenzuhängen. Vergebens ſah er ſich mit voller Sehnſucht nach einem zweiten Ruſtan um, indem er fühlte, daß das Herz ſeiner aufblühenden Tochter, der Zuſtand ſeines Reichs und ſein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Abſicht ſehr wünſchenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptſtadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der ſich ausſchließlich mit der Erziehung ſeines einzigen Sohnes beſchäftigte, und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Menſch war ernſt, und ergab ſich einzig der Wiſſenſchaft der Natur, in welcher ihn ſein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land

gezogen, und begnügte ſich, den wohlthätigen Frieden, den der König um ſich her verbreitete, in der Stille zu genießen. Er benutzte ſie, die Kräfte der Natur zu erforſchen, und dieſe hinreißenden Kenntniſſe ſeinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth und deſſen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimniſſe anvertraute. Die Geſtalt des jungen Menſchen ſchien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man nicht einen höhern Sinn für die geheimere Bildung ſeines edlen Geſichts und die ungewöhnliche Klarheit ſeiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn anſah, deſto anziehender ward er, und man konnte ſich kaum wieder von ihm trennen, wenn man ſeine ſanfte, eindringende Stimme und ſeine anmuthige Gabe zu ſprechen hörte.

Eines Tages hatte die Prinzeſſin, deren Luſtgärten an den Wald ſtießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, ſich allein zu Pferde in den Wald begeben, um deſto ungeſtörter ihren Phantaſien nachzuhängen und einige ſchöne Geſänge ſich wiederholen zu können. Die Friſche des hohen Waldes lockte ſie immer tiefer in ſeine Schatten, und ſo kam ſie endlich an das Landgut, wo der Alte mit ſeinem Sohne lebte. Es kam ihr die Luſt an, Milch zu trinken, ſie ſtieg ab, band ihr Pferd an einen Baum, und trat in's Haus, um ſich einen Trunk Milch aus-

zubitten. Der Sohn war gegenwärtig und erſchrak beinah über dieſe zauberhafte Erſcheinung eines majeſtätiſchen weiblichen Weſens, das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geſchmückt und von einer unbeſchreiblich anziehenden Durchſichtigkeit der zarteſten, unſchuldigſten und edelſten Seele beinah vergöttlicht wurde.

Während er eilte, ihre wie Geiſtergeſang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit beſcheidner Ehrfurcht entgegen und lud ſie ein, an dem einfachen Herde, der mitten im Hauſe ſtand und auf welchem eine leichte blaue Flamme ohne Geräuſch emporſpielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr gleich bei'm Eintritt der mit tauſend ſeltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen, und eine ſeltſame Heiligkeit des Ortes auf, welcher Eindruck noch durch den ſchlicht gekleideten ehrwürdigen Greis und den beſcheidenen Anſtand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt ſie gleich für eine zum Hof gehörige Perſon, wozu ihre koſtbare Tracht und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abweſenheit des Sohnes befragte ſie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter beſonders einige alte, ſonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Herde ſtanden, und er war bereitwillig, ſie auf eine anmuthige Art

damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Krug voll frischer Milch zurück und reichte ihr denselben mit ungekünsteltem und ehrfurchtsvollem Wesen. Nach einigen anziehenden Gesprächen mit Beiden dankte sie auf die lieblichste Weise für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniß, wieder kommen und seine lehrreichen Gespräche über die vielen wunderbaren Sachen genießen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da sie merkte, daß Vater und Sohn sie nicht kannten.

Unerachtet die Hauptstadt so nahe lag, hatten Beide, in ihrer Forschung vertieft, das Gewühl der Menschen zu vermeiden gesucht, und es war dem Jüngling nie eine Lust angewandelt den Festen des Hofes beizuwohnen; besonders da er seinen Vater höchstens auf eine Stunde zu verlassen pflegte, um zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehen, und die Eingebungen des stillen Naturgeistes durch den Einfluß seiner mannigfaltigen äußeren Lieblichkeiten zu vernehmen.

Dem Alten, der Prinzessin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig. Der Alte hatte leicht den neuen tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf seinen Sohn machte. Er kannte diesen genau, um zu wissen, daß jeder tiefe Eindruck

bei ihm ein lebenslänglicher sein würde. Seine Jugend und die Natur seines Herzens mußten die erste Empfindung dieser Art zur unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine solche Begebenheit herannahen sehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erscheinung flößte ihm unwillkürlich eine innige Theilnahme ein, und sein zuversichtliches Gemüth entfernte alle Besorgnisse über die Entwickelung dieses sonderbaren Zufalls.

Die Prinzessin hatte sich nie in einem ähnlichen Zustande befunden, wie der war, in welchem sie langsam nach Hause ritt. Es konnte vor der einzigen helldunkeln, wunderbar-beweglichen Empfindung einer neuen Welt kein eigentlicher Gedanke in ihr entstehen. Ein magischer Schleier dehnte sich in weiten Falten um ihr klares Bewußtsein. Es war ihr, als würde sie sich, wenn er aufgeschlagen würde, in einer überirdischen Welt befinden. Die Erinnerung an die Dichtkunst, die bisher ihre ganze Seele beschäftigt hatte, war zu einem fernen Gesange geworden, der ihren seltsam-lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie sie zurück in den Palast kam, erschrak sie beinah über seine Pracht und sein buntes Leben, noch mehr aber bei der Bewillkommnung ihres Vaters, dessen Gesicht zum ersten Male in ihrem Leben eine scheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es schien ihr eine

unabäuderliche Nothwendigkeit, nichts von ihrem Abenteuer zu erwähnen. Man war ihre ſchwärmeriſche Ernſthaftigkeit, ihren in Phantaſien und tiefes Sinnen verlornen Blick ſchon zu gewohnt, um etwas Außerordentliches darin zu bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr ſo lieblich zu Muthe; ſie ſchien ſich unter lauter Fremden, und eine ſonderbare Bänglichkeit begleitete ſie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unſrer Wünſche mit hinreißender Begeiſterung ſang, ſie mit ſüßem Troſt erfüllte und in die angenehmſten Träume wiegte.

Der Jüngling hatte ſich gleich nach ihrem Abſchiede in den Wald verloren. An der Seite des Weges war er in Gebüſchen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt, und dann auf dem Wege zurückgegangen. Wie er ſo ging, ſah er vor ſeinen Füßen einen hellen Glanz. Er bückte ſich darnach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite außerordentlich funkelte und auf der andern eingegrabene unverſtändliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen koſtbaren Carfunkel und glaubte, ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hauſe, als wäre ſie noch dort, und brachte den Stein ſeinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den

Weg zurückgehen und warten ſollte, ob der Stein geſucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; ſonſt wollten ſie ihn bis zu einem zweiten Beſuche der Unbekannten aufheben, um ihr ſelbſt ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete faſt die ganze Nacht den Carfunkel, und fühlte gegen Morgen ein unwiderſtehliches Verlangen, einige Worte auf den Zettel zu ſchreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte ſelbſt nicht genau, was er ſich bei den Worten dachte, die er hinſchrieb:

Es iſt dem Stein ein räthſelhaftes Zeichen
Tief eingegraben in ſein glühend Blut,
Er iſt mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man ſieht um jenen tauſend Funken ſtreichen,
Um dieſes woget eine lichte Fluth,
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben;
Wird dieſes auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, ſo begab er ſich ſchon auf den Weg, und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdeſſen hatte die Prinzeſſin Abends beim Auskleiden den theuren Stein in ihrem Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, deſſen Beſitz ihr die Freiheit ihrer Perſon ſicherte, indem ſie damit nie in fremde Gewalt, ohne ihren Willen, gerathen konnte.

Dieſer Verluſt befremdete ſie mehr, als daß er ſie erſchreckt hätte. Sie erinnerte ſich, ihn geſtern bei dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte feſt, daß er entweder im Hauſe des Alten, oder auf dem Rückwege im Walde verloren gegangen ſein müſſe; der Weg war ihr noch in friſchem Andenken, und ſo beſchloß ſie gleich früh, den Stein aufzuſuchen, und ward bei dieſem Gedanken ſo heiter, daß es faſt das Anſehen gewann, als ſei ſie gar nicht unzufrieden mit dem Verluſte, weil er Anlaß gäbe, jenen Weg ſogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging ſie durch den Garten nach dem Walde, und weil ſie eilfertiger ging als gewöhnlich, ſo fand ſie es ganz natürlich, daß ihr das Herz lebhaft ſchlug und ihr die Bruſt beklomm. Die Sonne fing eben an, die Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die ſich mit ſanftem Flüſtern bewegten, als wollten ſie ſich gegenſeitig aus nächtlichen Geſichten erwecken, um die Sonne gemeinſchaftlich zu begrüßen, als die Prinzeſſin, durch ein fernes Geräuſch veranlaßt, den Weg hinunter und den Jüngling auf ſich zueilen ſah, der in demſelben Augenblick ebenfalls ſie bemerkte.

Wie angefeſſelt blieb er eine Weile ſtehen, und blickte unverwandt ſie an, gleichſam um ſich zu überzeugen, daß ihre Erſcheinung wirklich und keine Täuſchung ſei. Sie begrüßten ſich mit einem zurückgehal-

tenen Ausdruck von Freude, als hätten ſie ſich ſchon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzeſſin die Urſache ihres frühen Spaziergangs ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfenden Stein in dem beſchriebenen Zettel. Es war, als ahnete die Prinzeſſin den Inhalt det Zeilen. Sie nahm ihn ſtillſchweigend mit zitternder Hand, und hing ihm zur Belohnung für ſeinen glücklichen Fund, beinah unwillkürlich, eine goldene Kette um, die ſie um den Hals trug. Beſchämt kniete er vor ihr und konnte, da ſie ſich nach ſeinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie ſagte ihm halbleiſe und mit niedergeſchlagenen Augen, daß ſie bald wieder zu ihnen kommen und die Zuſage des Vaters, ſie mit ſeinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit, und ging hierauf langſam, ohne ſich umzuſehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte ſich ehrfurchtsvoll, und ſah ihr lange nach, bis ſie hinter den Bäumen verſchwand. Nach dieſer Zeit vergingen wenige Tage bis zu ihrem zweiten Beſuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bei dieſen Spaziergängen. Er holte ſie zu beſtimmten Stunden am Garten ab, und brachte ſie dahin zurück.

Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillſchweigen über ihren Stand, ſo zutraulich ſie auch ſonſt gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmliſchen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls ſeine ganze Seele. Vater und Sohn hielten ſie für ein vornehmes Mädchen von Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkoſungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimiſch in dem wunderbaren Hauſe, und wenn ſie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füßen ſaß, zu ihrer Laute reizende Lieder mit einer überirdiſchen Stimme vorſang und Letzteren in dieſer lieblichen Kunſt unterrichtete: ſo erfuhr ſie dagegen von ſeinen begeiſterten Lippen die Enträthſelung der überall verbreiteten Naturgeheimniſſe. Er lehrte ſie: wie durch wundervolle Sympathie die Welt entſtanden ſei, und die Geſtirne ſich zu melodiſchen Reigen vereinigt hätten. Die Geſchichte der Vorwelt ging durch ſeine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und wie entzückt war ſie, wenn ihr Schüler, in der Fülle ſeiner Eingebungen, die Laute ergriff und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollſten Geſänge ausbrach.

Eines Tages, wo ein beſonders kühner Schwung

ſich ſeiner Seele in ihrer Geſellſchaft bemächtigt hatte und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, ſo daß ſie Beide, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, einander in die Arme ſanken und der erſte glühende Kuß ſie auf ewig zuſammenſchmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem, nächtlichen Dunkel über ſie her. Er eilte, ſie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen; aber er verfehlte in der Nacht und voll Angſt wegen ſeiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angſt wuchs, wie er ſeinen Irrthum bemerkte. Die Prinzeſſin dachte an den Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Aengſtlichkeit fuhr zuweilen wie ein zerſtörender Strahl durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Troſt zuſprach, gab ihr Muth und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommene Bruſt. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen, den Weg zu finden, waren vergeblich, und ſie prieſen ſich Beide glücklich, bei der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe Höhle an dem ſteilen Abhange eines waldigen Hügels zu entdecken, wo ſie eine ſichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters

zu finden hofften und eine Ruheſtätte für ihre erſchöpften Kräfte. Das Glück begünſtigte ihre Wünſche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Mooſe bewachſen. Der Jüngling zündete ſchnell ein Feuer von Reiſern und Moos an, woran ſie ſich trocknen konnten, und die beiden Liebenden ſahen ſich nun auf eine wunderbare Weiſe von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zuſtande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein neben einander.

Ein wilder Mandelſtrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieſeln ließ ſie friſches Waſſer zur Stillung ihres Durſtes finden. Eine höhere Macht ſchien den Knoten ſchneller löſen zu wollen, und brachte ſie unter ſonderbaren Umſtänden in dieſe romantiſche Lage. Die Unſchuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther und die verbundene, unwiderſtehliche Macht ihrer ſüßen Leidenſchaft und ihrer Jugend ließen ſie bald die Welt und ihre Verhältniſſe vergeſſen, und wiegten ſie unter dem Brautgeſange des Sturmes und den Hochzeitsfackeln der Blitze in den ſüßeſten Rauſch ein, der je ein ſterbliches Paar beſeligt haben mag.

Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für ſie das Erwachen in einer neuen ſeligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzeſſin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die

erwachenden tauſendfachen Bekümmerniſſe ihres Herzens. Er war in dieſer Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jünglinge zum Manne geworden. Mit überſchwänglicher Begeiſterung tröſtete er ſeine Geliebte, erinnerte ſie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe und an den hohen Glauben, den ſie einflöße, und bat ſie, die heiterſie Zukunft von dem Schutzgeiſt ihres Herzens mit Zuverſicht zu erwarten. Die Prinzeſſin fühlte die Wahrheit ſeines Troſtes, und entdeckte ihm, ſie ſei die Tochter des Königs und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmerniſſe ihres Vaters. Nach langen reiflichen Ueberlegungen wurden ſie über die zu faſſende Entſchließung einig, und der Jüngling machte ſich ſofort auf den Weg, um ſeinen Vater aufzuſuchen und dieſen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er verſprach, in Kurzem wieder bei ihr zu ſein, und verließ ſie beruhigt und in ſüßen Vorſtellungen der künftigen Entwickelung dieſer Begebenheiten.

Der Jüngling hatte bald ſeines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war ſehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu ſehen. Er erfuhr nun die Geſchichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte ſich nach einigem Nachdenken bereitwillig, ihn zu unterſtützen. Sein Haus lag ziemlich verſteckt und hatte einige unterirdiſche Zimmer, die nicht leicht aufzufinden waren. Hier ſollte die Wohnung der Prinzeſſin ſein. Sie

ward alſo in der Dämmerung abgeholt und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einſamkeit, wenn ſie ihres traurigen Vaters gedachte; doch verbarg ſie ihren Kummer vor ihrem Geliebten und ſagte es nur dem Alten, der ſie freundlich tröſtete und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorſtellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Beſtürzung gerathen, als Abends die Prinzeſſin vermißt wurde. Der König war ganz außer ſich, und ſchickte überall Leute aus, ſie zu ſuchen. Kein Menſch wußte ſich ihr Verſchwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverhältniß in die Gedanken, und ſo ahnete man keine Entführung, da ohne dieß kein Menſch weiter fehlte. Auch nicht zu der entfernteſten Vermuthung war Grund da. Die ausgeſchickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends ſeine Sänger vor ihn kamen und ſchöne Lieder mitbrachten, war es, als ließe ſich die alte Freude wieder vor ihm blicken; ſeine Tochter dünkte ihm nah, und er ſchöpfte Hoffnung, ſie bald wieder zu ſehen. War er aber wieder allein, ſo zerriß es ihm von Neuem das Herz, er weinte laut. Dann gedachte er bei ſich ſelbſt: Was hilft mir nun alle die Herrlichkeit und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menſchen. Meine

Tochter kann mir Nichts erſetzen. Ohne ſie ſind auch die Geſänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber, der ihnen Leben und Freude, Macht und Geſtalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der Geringſte meiner Diener, dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eidam dazu und Enkel, die mir auf den Knieen ſäßen: dann wäre ich ein anderer König als jetzt. Es iſt nicht die Krone und das Reich, was einen König macht; es iſt jenes volle, überfließende Gefühl der Glückſeligkeit, der Sättigung mit irdiſchen Gütern, jenes Gefühl der überſchwänglichen Gnüge. So werde ich nun für meinen Uebermuth beſtraft. Der Verluſt meiner Gattin hat mich noch nicht genug erſchüttert; nun hab' ich auch ein grenzenloſes Elend.

So klagte der König in den Stunden der heißeſten Sehnſucht. Zuweilen brach auch ſeine alte Strenge und ſein Stolz wieder hervor. Er zürnte über ſeine Klagen; wie ein König wollte er dulden und ſchweigen. Er meinte dann, er leide mehr als alle Andern, und gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte, und er in die Zimmer ſeiner Tochter trat, und ſah ihre Kleider hängen, und ihre kleineren Habſeligkeiten ſtehen, als habe ſie eben das Zimmer verlaſſen: ſo vergaß er ſeine Vorſätze, geberdete ſich wie ein trübſeliger Menſch und rief ſeine

geringsten Diener um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzessin lebe noch und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Mensch wußte, woher die Sage kam: aber Alles hing sich mit frohem Glauben daran, und sah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herankam. Was gilt's, sagten Einige im wunderlichen Muthe, nun kommt auch die Prinzessin wieder. Selbst der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihn wie die Verheißung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feste fingen wieder an, und es schien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzessin zu fehlen.

Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß sie verschwand, war der ganze Hof im Garten versammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiser Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell stieg zwischen den vielen Fackeln mit zahllosen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodischem Plätschern die mannigfaltigen Gesänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König saß auf einem köstlichen Teppich, und um

ihn her war der Hof in feſtlichen Kleidern verſammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte den Garten und umgab das prachtvolle Schauſpiel. Der König ſaß eben in tiefen Gedanken. Das Bild ſeiner verlornen Tochter ſtand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um dieſe Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnſucht übermannte ihn, und es floſſen häufige Thränen von ſeinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihn das traurige Jahr nur ein ſchwerer Traum zu ſein, und er hob die Augen auf, gleichſam um ihre hohe, heilige, entzückende Geſtalt unter den Menſchen und den Bäumen aufzuſuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille ſchien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu ſein, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiederſehens, den Frühling und die Zukunft beſungen, wie ſie die Hoffnung zu ſchmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leiſe Laute einer unbekannten ſchönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen ſchienen. Alle Blicke richteten ſich dahin, und man ſah einen Jüngling in einfacher aber fremder Tracht ſtehen, der eine Laute im Arm hielt und ruhig in ſeinem Geſange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König ſeinen Blick nach ihm

wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war außerordentlich ſchön, und der Geſang trug ein fremdes wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Urſprunge der Welt, von der Entſtehung der Geſtirne, der Pflanzen, Thiere und Menſchen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrſcherinnen, der Liebe und Poeſie, von der Erſcheinung des Haſſes und der Barbarei und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübſale, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter traten, ſelbſt von Begeiſterung hingeriſſen, während des Geſanges näher um den ſeltſamen Fremdling her.

Ein nie gefühltes Entzücken ergriff die Zuſchauer, und der König ſelbſt fühlte ſich wie auf einem Strom des Himmels fortgetragen. Ein ſolcher Geſang war nie vernommen worden, und Alle glaubten, ein himmliſches Weſen ſei unter ihnen erſchienen, beſonders da der Jüngling unter'm Singen immer ſchöner, immer herrlicher, und ſeine Stimme immer gewaltiger zu werden ſchien. Die Luft ſpielte mit ſeinen goldenen Locken. Die Laute ſchien ſich unter ſeinen Händen zu beſeelen, und ſein Blick ſchien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu ſchauen. Auch die Kindes-

unſchuld und Einfalt ſeines Geſichts ſchien Allen übernatürlich. Nun war der herrliche Geſang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit Freuden an ihre Bruſt. Ein ſtilles, inniges Jauchzen ging durch die Verſammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu. Der Jüngling warf ſich ihm beſcheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich und hieß ihn ſich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören und dann über ſeine Bitte zu entſcheiden. Der König trat einige Schritte zurück, und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen ſein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und Keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einſam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über ſein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Loos ward mir beſchieden;
Ich irre ganz verlaſſen hier,
Ich brachte allen Luſt und Frieden,
Doch Keiner theilte ſie mit mir.
Es wird ein Jeder ſeiner Habe
Und ſeines Lebens froh durch mich;
Doch weiſen ſie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von ſich.

Man läßt mich ruhig Abſchied nehmen,
Wie man den Frühling wandern ſieht,
Es wird ſich Keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend ſeh'n ſie nach den Früchten,
Und wiſſen nicht, daß er ſie ſät;
Ich kann den Himmel für ſie dichten,
Doch meiner denkt nicht Ein Gebet.

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An dieſe Lippen feſtgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband!
Es kümmert Keine ſich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch' Herz wird ſein ſich noch erbarmen
Und löſen ſeinen tiefen Gram?

Er ſinkt im hohen Graſe nieder,
Und ſchläft mit naſſen Wangen ein:
Da ſchwebt der hohe Geiſt der Lieder
In die beklemmte Bruſt hinein:
Vergiß anjetzt, was du gelitten,
In kurzem ſchwindet deine Laſt,
Was du umſonſt geſucht in Hütten,
Das wirſt du finden im Palaſt.

Du nahſt dem höchſten Erdenlohne,
Bald endigt der verſchlungne Lauf:
Der Myrtenkranz wird eine Krone,
Dir ſetzt die treuſte Hand ſie auf.

Ein Herz voll Einklang iſt berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter ſteigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

So weit war er in ſeinem Geſange gekommen, und ein ſonderbares Erſtaunen hatte ſich der Verſammlung bemächtigt, als während dieſer Strophen ein alter Mann nebſt einer verſchleierten weiblichen Geſtalt von edlem Wuchſe, die ein wunderſchönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Verſammlung umherſah und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ausſtreckte, zum Vorſchein kamen und ſich hinter den Sänger ſtellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume der Lieblingsadler des Königs, den er immer um ſich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde, die er aus ſeinem Zimmer entwandt haben mußte, herabflog, und ſich auf das Haupt des Jünglings niederließ, ſo daß die Binde ſich um ſeine Locken ſchlang. Der Fremdling erſchrak einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs und ließ die Binde zurück. Der Jüngling reichte ſie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ ſich auf ein Knie gegen den König nieder und fuhr in ſeinem Geſange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Palastes eh'rnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
Doch sie erklimmt sein Lied geschwind,
Es steigt, von Lieb' und Weh' ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt sie fest zusammen,
Der Klang der Panzer treibt sie fort,
Sie lodern auf in süßen Flammen,
Im nächtlich stillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtsam sich verborgen,
Weil sie der Zorn des Königs schreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt, gelockt von den Gesängen
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in gold'nen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

Der Liebe weicht, und dem Gesange,
Auch auf dem Thron' ein Vaterherz,
Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ew'ger Lust den tiefen Schmerz.

Die Liebe giebt, was ſie entriſſen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Verſöhnungsküſſen
Entfaltet ſich ein himmliſch Glück.

Geiſt des Geſang's, komm' du hernieder,
Und ſteh' auch jetzt der Liebe bei;
Bring' die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater ſei! —
Daß er mit Freuden ſie umſchließet,
Und ſeines Enkels ſich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bei dieſen Worten, die ſanft in den dunkeln Gängen verhallten, den Schleier. Die Prinzeſſin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füßen des Königs und hielt ihm das ſchöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihre Seite. Eine ängſtliche Stille ſchien jeden Athem feſtzuhalten. Der König war einige Augenblicke ſprachlos und ernſt; dann zog er die Prinzeſſin an ſeine Bruſt, drückte ſie lange feſt an ſich und weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu ſich auf und umſchloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Verſammlung, die ſich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unend-

liche Freudenthränen floſſen. In Geſänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, deſſen Leben fortan nur ein ſchönes Feſt war Kein Menſch weiß, wo das Land hingekommen iſt. Nur in Sagen heißt es, daß Atlantis von mächtigen Fluthen den Augen entzogen worden ſei.

Der tolle Invalide.

Novelle

von

Achim von Arnim.

Graf Dürande, der gute alte Commandant von Marſeille, ſaß einſam frierend an einem kalt ſtürmenden Octoberabende bei dem ſchlecht eingerichteten Kamine ſeiner prachtvollen Commandantenwohnung und rückte immer näher und näher zum Feuer, während die Kutſchen zu einem großen Balle in der Straße vorüber rollten, und ſein Kammerdiener Baſſet, der zugleich ſein liebſter Geſellſchafter war, im Vorzimmer heftig ſchnarchte. Auch im ſüdlichen Frankreich iſt es nicht immer warm, dachte der alte Herr, und ſchüttelte mit dem Kopfe, die Menſchen bleiben auch da nicht immer jung; aber die lebhafte geſellige Bewegung nimmt ſo wenig Rückſicht auf das Alter, wie die Bau-

kunſt auf den Winter. Was ſollte er, der Chef aller Invaliden, die damals (während des ſiebenjährigen Krieges) die Beſatzung von Marſeille und ſeiner Forts ausmachten, mit ſeinem hölzernen Beine auf dem Balle? Nicht einmal die Lieutenants ſeines Regiments waren zum Tanze zu brauchen. Hier am Kamine ſchien ihm dagegen ſein hölzernes Bein höchſt brauchbar, weil er den Baſſet nicht wecken mochte, um den Vorrath grüner Olivenäſte, den er ſich zur Seite hatte hinlegen laſſen, allmählig in die Flamme zu ſchieben. Ein ſolches Feuer hat großen Reiz; die kniſternde Flamme iſt mit dem grünen Laube wie durchflochten, halb brennend, halb grünend erſcheinen die Blätter wie verliebte Herzen. Auch der alte Herr dachte dabei an Jugendglanz und vertiefte ſich in den Conſtructionen jener Feuerwerke, die er ſonſt ſchon für den Hof angeordnet hatte und ſpeculirte auf neue, noch mannigfachere Farbenſtrahlen und Drehungen, durch welche er am Geburtstage des Königs die Marſeiller überraſchen wollte. Es ſah nun leerer in ſeinem Kopfe als auf dem Balle aus. Aber in der Freude des Gelingens, wie er ſchon alles ſtrahlen, ſauſen, praſſeln, dann wieder alles in ſtiller Größe leuchten ſah, hatte er immer mehr Olivenäſte ins Feuer geſchoben und nicht bemerkt, daß ſein hölzernes Bein Feuer gefangen hatte und ſchon um ein Drit-

theil abgebrannt war. Erst jetzt, als er aufspringen wollte, weil der große Schluß, das Aufsteigen von tausend Raketen seine Einbildungskraft beflügelte und entflammte, bemerkte er, indem er auf seinen Polsterstuhl zurück sank, daß sein hölzernes Bein verkürzt sei, und daß der Rest auch noch in besorglichen Flammen stehe. In der Noth, nicht gleich aufkommen zu können, rückte er seinen Stuhl wie einen Pikschlitten mit dem flammenden Beine bis in die Mitte des Zimmers, rief seinen Diener und dann nach Wasser.

Mit eifrigem Bemühen sprang ihm augenblicklich eine Frau zu Hülfe, die in das Zimmer eingelassen, lange durch ein bescheidenes Husten die Aufmerksamkeit des Kommandanten auf sich zu ziehen gesucht hatte, doch ohne Erfolg. Sie suchte das Feuer mit ihrer Schürze zu löschen, aber die glühende Kohle des Beins setzte die Schürze in Flammen und der Kommandant schrie nun in wirklicher Noth nach Hülfe, nach Leuten. Bald drangen diese von der Gasse herein, auch Basset war erwacht; der brennende Fuß, die brennende Schürze brachten alle ins Lachen, doch mit dem ersten Wassereimer, den Basset aus der Küche holte, war alles gelöscht und die Leute empfahlen sich. Die arme Frau triefte vom Wasser, sie konnte sich nicht gleich vom Schrecken erholen; der Kommandant ließ ihr seinen warmen Rockelor umhängen, und ein

Glas ſtarken Wein reichen. Die Frau wollte aber nichts nehmen und ſchluchzte nur über ihr Unglück und bat den Kommandanten, mit ihm einige Worte ins Geheim zu ſprechen. So ſchickte er ſeinen nachläſſigen Diener fort und ſetzte ſich ſorgſam in ihre Nähe.

„Ach, mein Mann,“ ſagte ſie in einem fremden deutſchen Dialekte des Franzöſiſchen, „mein Mann kommt von Sinnen, wenn er die Geſchichte hört; ach, mein armer Mann, da ſpielt ihm der Teufel ſicher wieder einen Streich!“ Der Kommandant fragte nach dem Manne und die Frau ſagte ihm, daß ſie eben wegen dieſes ihres lieben Mannes zu ihm gekommen, ihm einen Brief des Oberſten vom Regimente Pikardie zu überbringen. Der Oberſte ſetzte die Brille auf, erkannte das Wappen ſeines Freundes und durchlief das Schreiben, dann ſagte er: „Alſo Sie ſind jene Roſalie, eine geborne Demoiſelle Lilie aus Leipzig, die den Sergeanten Francoeur geheirathet hat, als er am Kopfe verwundet in Leipzig gefangen lag? Erzählen Sie, das iſt eine ſeltne Liebe! Was waren Ihre Eltern, legten die Ihnen kein Hinderniß in den Weg? Und was hat denn Ihr Mann für ſcherzhafte Grillen als Folge ſeiner Kopfwunde behalten, die ihn zum Felddienſte untauglich machten, obgleich er als der bravſte und geſchickteſte Sergeant, als die Seele des Regiments geachtet wurde?“

„Gnädiger Herr," antwortete die Frau „meine Liebe trägt die Schuld von alle dem Unglück, ich habe meinen Mann unglücklich gemacht und nicht jene Wunde; meine Liebe hat den Teufel in ihn gebracht und plagt ihn, und verwirrt seine Sinne. Statt mit den Soldaten zu exerciren, fängt er zuweilen an, ihnen ungeheure, ihm vom Teufel eingegebene Sprünge vorzumachen, und verlangt daß sie ihm diese nachmachen; oder er schneidet ihnen Gesichter, daß ihnen der Schreck in alle Glieder fährt, und verlangt, daß sie sich dabei nicht rühren noch regen; und neulich, was endlich dem Fasse den Boden ausschlug, warf er den kommandirenden General, der in einer Affaire den Rückzug des Regiments befahl, vom Pferde, setzte sich darauf und nahm mit dem Regimente die Batterie."

„Ein Teufelskerl," — rief der Kommandant, „wenn doch so ein Teufel in alle unsre kommandirenden Generale führe, so hätten wir kein zweites Rosbach zu fürchten! Ist Ihre Liebe solche Teufelsfabrik, so wünschte ich, Sie liebten unsre ganze Armee." — „Leider im Fluche meiner Mutter," seufzte die Frau. „Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Meine Mutter sah viele Männer bei sich, denen ich aufwarten mußte, das war meine einzige Arbeit. Ich war träumerisch und achtete gar nicht der freundlichen Reden dieser Männer; meine Mutter schützte mich gegen ihre

Zudringlichkeit. Der Krieg hatte dieſe Herren, die meine Mutter beſuchten und bei ihr Hazardſpiele heimlich ſpielten, meiſt zerſtreut; wir lebten zu ihrem Aerger ſehr einſam; Freund und Feind waren ihr darum gleich verhaßt, ich durfte keinem eine Gabe bringen, der verwundet oder hungrig vor dem Hauſe vorüberging. Das that mir ſehr leid und einſtmals war ich ganz allein und beſorgte unſer Mittagseſſen, als viele Wagen mit Verwundeten vorüberzogen, die ich an der Sprache für Franzoſen erkannte, die von den Preußen gefangen worden. Immer wollte ich mit dem fertigen Eſſen zu jenen hinunter, doch ich fürchtete die Mutter; als ich aber Francoeur mit verbundenem Kopfe auf dem letzten Wagen liegen geſehen, da weiß ich nicht wie mir geſchah; die Mutter war vergeſſen, ich nahm Suppe und Löffel, und, ohne unſre Wohnung abzuſchließen, eilte ich dem Wagen nach in die Pleißenburg. Ich fand ihn; er war ſchon abgeſtiegen. Dreiſt redete ich die Aufſeher an, und wußte dem Verwundeten gleich das beſte Strohlager zu erſtehen. Und als er drauf lag, welche Seligkeit, dem Nothleidenden die warme Suppe zu reichen! Er wurde munter in den Augen und ſchwur mir, daß ich einen Heiligenſchein um meinen Kopf trage. Ich antwortete ihm, das ſei meine Haube, die ſich im eiligen Bemühen um ihn aufgeſchlagen. Er ſagte, der Heili-

genſchein komme aus meinen Augen! Ach, das Wort konnte ich gar nicht vergeſſen, und hätte er mein Herz nicht ſchon gehabt, ich hätt's ihm dafür ſchenken müſſen."

„Ein wahres, ein ſchönes Wort!" ſagte der Kommandant, und Roſalie fuhr fort: „Das war die ſchönſte Stunde meines Lebens, ich ſah ihn immer eifriger an, weil er behauptete, daß es ihm wohl thue, und als er mir endlich einen kleinen Ring an den Finger ſteckte, fühlte ich mich ſo reich, wie ich noch niemals geweſen. In dieſe glückliche Stille trat meine Mutter ſcheltend und fluchend ein; ich kann nicht nachſagen wie ſie mich nannte, ich ſchämte mich auch nicht, denn ich wußte, daß ich ſchuldlos war und daß er Böſes nicht glauben würde. Sie wollte mich fortreißen, aber er hielt mich feſt und ſagte ihr, daß wir verlobt wären, ich trüge ſchon ſeinen Ring. Wie verzog ſich das Geſicht meiner Mutter; mir war's, als ob eine Flamme aus ihrem Halſe brenne und ihre Augen kehrte ſie in ſich, ſie ſahen ganz weiß aus; ſie verfluchte mich und übergab mich mit feierlicher Rede dem Teufel. Und wie ſo ein heller Schein in meine Augen am Morgen geſtrahlt, als ich Francoeur geſehen, ſo war mir jetzt als ob eine ſchwarze Fledermaus ihre durchſichtigen Flügeldecken über meine Augen legte; die Welt war mir halb verſchloſſen, und ich gehörte mir nicht mehr ganz. Mein Herz verzweifelte

und ich mußte lachen. „Hörſt Du, der Teufel lacht ſchon aus Dir!“ ſagte die Mutter und ging triumphirend fort, während ich ohnmächtig niederſtürzte. Als ich wieder zu mir gekommen, wagte ich nicht zu ihr zu gehen und den Verwundeten zu verlaſſen, auf den der Vorfall ſchlimm gewirkt hatte; ja ich trotzte heimlich der Mutter wegen des Schadens, den ſie dem Unglücklichen gethan. Erſt am dritten Tage ſchlich ich, ohne es Francoeur zu ſagen, Abends nach dem Hauſe, wagte aber nicht anzuklopfen. Endlich trat eine Frau, die uns bedient hatte, heraus. Sie berichtete, die Mutter habe ihre Sachen ſchnell verkauft, und ſei mit einem fremden Herrn, der ein Spieler ſein ſollte, fortgefahren, aber niemand wiſſe wohin. So war ich nun von aller Welt ausgeſtoßen und es that mir wohl, ſo entfeſſelt von jeder Rückſicht in die Arme meines Francoeur zu fallen. Auch meine jugendlichen Bekanntinnen in der Stadt wollten mich nicht mehr kennen; ſo konnte ich ganz ihm und ſeiner Pflege leben. Für ihn arbeitete ich; bisher hatte ich nur mit dem Spitzenklöppeln zu meinem Putze geſpielt, ich ſchämte mich nicht, dieſe meine Handarbeiten zu verkaufen, ihm brachte es Bequemlichkeit und Erquickung. Aber immer mußte ich der Mutter denken, wenn ſeine Lebendigkeit im Erzählen mich nicht zerſtreute; die Mutter erſchien mir ſchwarz mit flammenden Augen, immer

fluchend vor meinen inneren Augen und ich konnte ſie nicht los werden. Meinem Francoeur wollte ich nichts ſagen, um ihm nicht das Herz ſchwer zu machen; ich klagte über Kopfweh, das ich nicht hatte, über Zahnweh, das ich nicht fühlte, um weinen zu können wie ich mußte. Ach, hätte ich damals mehr Vertrauen zu ihm gehabt, ich hätte ſein Unglück nicht gemacht; aber jedesmal, wenn ich ihm erzählen wollte, daß ich durch den Fluch der Mutter vom Teufel beſeſſen zu ſein glaubte, ſchloß mir der Teufel den Mund; auch fürchtete ich, daß er mich dann nicht mehr lieben könne, daß er mich verlaſſen würde, und den bloßen Gedanken konnte ich kaum überleben. Dieſe innere Qual, vielleicht auch die angeſtrengte Arbeit zerrüttete endlich meinen Körper; heftige Krämpfe, die ich ihm verheimlichte, drohten mich zu erſticken, und Arzeneien ſchienen dieſe Uebel nur zu mehren. Kaum war er hergeſtellt, ſo ward die Hochzeit von ihm angeordnet. Ein alter Geiſtlicher hielt eine feierliche Rede, in der er meinem Francoeur alles ans Herz legte, was ich für ihn gethan, wie ich ihm Vaterland, Wohlſtand und Freundſchaft zum Opfer gebracht, ſelbſt den mütterlichen Fluch auf mich geladen; alle dieſe Noth müſſe er mit mir theilen, alles Unglück gemeinſam tragen. Meinem Manne ſchauderte bei den Worten, aber er ſprach doch ein vernehmliches Ja, und wir wurden vermählt.

Selig waren die erſten Wochen, ich fühlte mich zur Hälfte von meinen Leiden erleichtert und ahnete nicht gleich, daß eine Hälfte des Fluchs zu meinem Manne übergegangen ſei. Bald aber klagte er, daß jener Prediger in ſeinem ſchwarzen Kleide ihm immer vor Augen ſtehe und ihm drohe; daß er dadurch einen ſo heftigen Zorn und Widerwillen gegen Geiſtliche, Kirchen und heilige Bilder empfinde, daß er ihnen fluchen müſſe, und wiſſe nicht warum, und um ſich dieſen Gedanken zu entſchlagen, überlaſſe er ſich jedem Einfall; er tanze und trinke, und ſo in dem Umtriebe des Bluts werde ihm beſſer. Ich ſchob Alles auf die Gefangenſchaft, obgleich ich wohl ahnete, daß es der Teufel ſei, der ihn plage. Er wurde ausgewechſelt durch die Vorſorge ſeines Oberſten, der ihn beim Regimente wohl vermißt hatte, denn Francoeur iſt ein außerordentlicher Soldat.

Mit leichtem Herzen zogen wir aus Leipzig und bildeten eine ſchöne Zukunft in unſern Geſprächen aus. Kaum waren wir aber aus der Noth ums tägliche Bedürfniß zum Wohlleben der gut verſorgten Armee in die Winterquartiere gekommen, ſo ſtieg die Heftigkeit meines Mannes mit jedem Tage; er trommelte Tage lang, um ſich zu zerſtreuen, zankte, machte Händel, der Oberſt konnte ihn nicht begreifen; nur mit mir war er ſanft wie ein Kind. Ich wurde von einem

Knaben entbunden, als der Feldzug ſich wieder eröffnete, und mit der Qual der Geburt ſchien der Teufel, der mich geplagt, ganz von mir gebannt. Francoeur wurde immer muthwilliger und heftiger. Der Oberſte ſchrieb mir, er ſei tollkühn wie ein Raſender, aber bisher immer glücklich geweſen; ſeine Kameraden meinten, er ſei zuweilen wahnſinnig und er fürchte, ihn unter die Kranken oder Invaliden abgeben zu müſſen.

Der Oberſt hatte einige Achtung gegen mich, er hörte auf meine Fürbitte, bis endlich ſeine Wildheit gegen den kommandirenden General dieſer Abtheilung, die ich ſchon erzählte, ihn in Arreſt brachte, wo der Wundarzt erklärte, er leide wegen der Kopfwunde, die ihm in der Gefangenſchaft vernachläſſigt worden, an Wahnſinn und müſſe wenigſtens ein Paar Jahre im warmen Klima bei den Invaliden zubringen, ob ſich dieſes Uebel vielleicht ausſcheide. Ihm wurde geſagt, daß er zur Strafe wegen ſeines Vergehens unter die Invaliden komme, und er ſchied mit Verwünſchungen vom Regimente. Ich bat mir das Schreiben vom Oberſten aus; ich beſchloß Ihnen zutraulich Alles zu eröffnen, damit er nicht nach der Strenge des Geſetzes ſondern nach ſeinem Unglück, deſſen einzige Urſache meine Liebe war, beurtheilt werde, und daß Sie ihn zu ſeinem Beſten in eine kleine abgelegene Ortſchaft legen, damit er hier in der großen

Stadt nicht zum Gerede der Leute wird. Aber, gnädiger Herr, Ihr Ehrenwort darf eine Frau ſchon fordern, die Ihnen heute einen kleinen Dienſt erwieſen, daß Sie dies Geheimniß ſeiner Krankheit, welches er ſelbſt nicht ahnet und das ſeinen Stolz empören würde, unverbrüchlich bewahren."

„Hier meine Hand," rief der Kommandant, der die eifrige Frau mit Wohlgefallen angehört hatte; „noch mehr, ich will Ihre Fürbitte dreimal erhören, wenn Francoeur dumme Streiche macht. Das Beſte aber iſt, dieſe zu vermeiden, und darum ſchicke ich ihn gleich zur Ablöſung nach einem Fort, das nur drei Mann Beſatzung braucht; Sie finden da für ſich und Ihr Kind eine bequeme Wohnung, er hat da wenig Veranlaſſung zu Thorheiten, und die er begeht, bleiben verſchwiegen." Die Frau dankte für dieſe gütige Vorſorge, küßte dem alten Herrn die Hand, und er leuchtete ihr dafür, als ſie mit vielen Knixen die Treppe hinunterging. Das wunderte den alten Kammerdiener Baſſet, und es fuhr ihm durch den Kopf, was ſeinem Alten ankomme, ob der wohl gar mit der brennenden Frau eine Liebſchaft geſtiftet habe, die ſeinem Einfluſſe nachtheilig werden könne.

Nun hatte der alte Herr die Gewohnheit, Abends im Bette, wenn er nicht ſchlafen konnte, alles was am Tage geſchehen, laut zu überdenken, als ob er dem

Bette ſeine Beichte hätte abſtatten müſſen. Und während nun die Wagen vom Balle zurückrollten und ihn wach erhielten, lauerte Baſſet im andern Zimmer und hörte die ganze Unterredung, die ihm um ſo wichtiger ſchien, weil Francoeur ſein Landsmann und Regimentskamerad geweſen, obgleich er viel älter als Francoeur war. Und nun dachte er gleich an einen Mönch, den er kannte, der ſchon manchem den Teufel ausgetrieben hatte, und zu dem wollte er Francoeur bald hinführen; er hatte eine rechte Freude an Quackſalbern und freute ſich einmal wieder, einen Teufel austreiben zu ſehen.

Roſalie hatte, ſehr befriedigt über den Erfolg ihres Beſuchs, gut geſchlafen; ſie kaufte am Morgen eine neue Schürze und trat mit dieſer ihrem Manne entgegen, der mit entſetzlichem Geſange ſeine müden Invaliden in die Stadt führte. Er küßte ſie; hob ſie in die Luft und ſagte ihr: „Du riechſt nach dem trojaniſchen Brande, ich habe Dich wieder, ſchöne Helena!“ — Roſalie entfärbte ſich und hielt es für nöthig, als er fragte, ihm zu eröffnen, daß ſie wegen der Wohnung beim Oberſten geweſen, daß dieſem gerade das Bein in Flammen geſtanden, und daß ihre Schürze verbrannt. Ihm war es nicht recht, daß ſie nicht bis zu ſeiner Ankunft gewartet habe, doch vergaß er das in tauſend Späßen über die brennende

Schürze. Er ſtellte darauf ſeine Leute dem Commandanten vor, rühmte alle ihre leiblichen Gebrechen und geiſtigen Tugenden ſo artig, daß er des alten Herrn Wohlwollen erwarb, der ſo in ſich meinte: die Frau liebt ihn, aber ſie iſt eine Deutſche und verſteht keinen Franzoſen; ein Franzoſe hat immer den Teufel im Leibe!

Er ließ ihn ins Zimmer kommen, um ihn näher kennen zu lernen, fand ihn im Befeſtigungsweſen wohl unterrichtet, und was ihn noch mehr entzückte, er fand in ihm einen leidenſchaftlichen Feuerkünſtler, der bei ſeinem Regimente ſchon alle Arten Feuerwerke ausgearbeitet hatte. Der Kommandant trug ihm ſeine neue Erfindung zu einem Feuerwerke am Geburtstage des Königs vor, bei welcher ihn geſtern der Beinbrand geſtört hatte, und Francoeur ging mit funkelnder Begeiſterung darauf ein. Nun eröffnete ihm der Alte, daß er mit zwei andern Invaliden die kleine Beſatzung des Forts Ratonneau ablöſen ſolle; dort ſei ein großer Pulvervorrath, und dort ſolle er mit ſeinen beiden Soldaten fleißig Raketen füllen, Feuerräder drehen und Fröſche binden. Indem der Kommandant ihm die Schlüſſel des Pulverthurms und das Inventarium reichte, fiel ihm die Rede der Frau ein und er hielt ihn mit den Worten noch feſt: „Aber Euch plagt doch nicht der Teufel und Ihr ſtiftet mir Unheil?“

„Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, sonst hat man ihn im Spiegel," antwortete Francoeur mit einem gewissen Zutrauen. Das gab dem Kommandanten Vertrauen, er reichte ihm den Schlüssel, das Inventarium und den Befehl an die jetzige kleine Garnison, auszuziehen. So wurde er entlassen und auf dem Hausflur fiel ihm Basset um den Hals; sie hatten sich gleich erkannt und erzählten einander in aller Kürze, wie es ihnen ergangen. Doch weil Francoeur an große Strenge in allem Militairischen gewöhnt war, so riß er sich los und bat ihn auf den nächsten Sonntag, wenn er abkommen könnte, zu Gast nach dem Fort Natonneau, zu dessen Kommandanten, der er selbst zu sein die Ehre habe.

Der Einzug auf dem Fort war für Alle gleich fröhlich, die abziehenden Invaliden hatten die schöne Aussicht auf Marseille bis zum Ueberdrusse genossen, und die Einziehenden waren entzückt über die Aussicht, über das zierliche Werk, über die bequemen Zimmer und Betten; auch kauften sie von den Abziehenden ein Paar Ziegen, ein Taubenpaar, ein Dutzend Hühner und die Kunststücke, um in der Nähe einiges Wild in aller Stille belauern zu können; denn müßige Soldaten sind ihrer Natur nach Jäger. Als Francoeur sein Kommando angetreten, befahl er sogleich seinen beiden Soldaten, Brunet und Tessier, mit ihm den

Pulverthurm zu eröffnen, das Inventarium durchzugehen, um dann einen gewiſſen Vorrath zur Feuerwerkarbeit in das Laboratorium zu tragen. Das Inventarium war richtig und er beſchäftigte gleich einen ſeiner beiden Soldaten mit den Arbeiten zum Feuerwerk; mit dem andern ging er zu allen Kanonen und Mörſern, um die metallnen zu poliren, und die eiſernen ſchwarz anzuſtreichen. Bald füllte er auch eine hinlängliche Zahl Bomben und Granaten, ordnete auch alles Geſchütz ſo, wie es ſtehen mußte, um den einzigen Aufgang nach dem Fort zu beſtreichen. „Das Fort iſt nicht zu nehmen!“ rief er einmal über das andere begeiſtert. „Ich will das Fort behaupten, auch wenn die Engländer mit hunderttauſend Mann landen und ſtürmen! Aber die Unordnung war hier groß!“ „So ſieht es überall auf den Forts und Batterien aus,“ ſagte Teſſier; der alte Kommandant kann mit ſeinem Stelzfuß nicht mehr ſo weit ſteigen, und Gottlob! bis jetzt iſt es den Engländern noch nicht eingefallen zu landen.“ — „Das muß anders werden,“ rief Francoeur, „ich will mir lieber die Zunge verbrennen, ehe ich zugebe, daß unſre Feinde Marſeille einäſchern oder wir ſie doch fürchten müſſen.“ —

Die Frau mußte ihm helfen das Mauerwerk von Gras und Moos zu reinigen, es abzuweißen und die

Lebensmittel in den Kasematten zu lüften. In den ersten Tagen wurde fast nicht geschlafen, so trieb der unermüdliche Francoeur zur Arbeit, und seine geschickte Hand fertigte in dieser Zeit, wozu ein Anderer wohl einen Monat gebraucht hätte. Bei dieser Thätigkeit ließen ihn seine Grillen ruhen; er war hastig; aber alles zu einem festen Ziele, und Rosalie segnete den Tag, der ihn in diese höhere Luftregion gebracht, wo der Teufel keine Macht über ihn zu haben schien. Auch die Witterung hatte sich durch Wendung des Windes erwärmt und erhellt, daß ihnen ein neuer Sommer zu begegnen schien; täglich liefen Schiffe im Hafen ein und aus, grüßten und wurden begrüßt von den Forts am Meere. Rosalie, die nie am Meere gewesen, glaubte sich in eine andere Welt versetzt, und ihr Knabe freute sich, nach so mancher harten Einkerkerung auf Wagen und in Wirthsstuben, der vollen Freiheit in dem eingeschlossenen kleinen Garten des Forts, den die früheren Bewohner nach Art der Soldaten, besonders der Artilleristen, mit den künstlichsten mathematischen Linienverbindungen in Buchsbaum geziert hatten; ihn überflatterte die Fahne mit den Lilien, der Stolz Francoeur's, ein segenreiches Zeichen der Frau, die eine geborne Lilie war, die liebste Unterhaltung des Kindes.

So kam der erste Sonntag, von Allen gesegnet,

und Francoeur befahl seiner Frau, für den Mittag ihm etwas Gutes zu besorgen, wo er seinen Freund Basset erwarte; insbesondere machte er Anspruch auf einen guten Eierkuchen, denn die Hühner des Forts legten fleißig, lieferte auch eine Zahl wilder Vögel, die Brunet geschossen hatte, in die Küche. Unter diesen Vorbereitungen kam Basset hinaufgekeucht und war entzückt über die Verwandlung des Forts; er erkundigte sich auch im Namen des Kommandanten nach dem Feuerwerke und erstaunte über die große Zahl fertiger Raketen und Leuchtkugeln. Die Frau ging nun an ihre Küchenarbeit, die beiden Soldaten zogen aus, um Früchte zur Mahlzeit zu holen; Alle wollten an dem Tage recht selig schwelgen und sich die Zeitung vorlesen lassen, die Basset mitgebracht hatte. Im Garten saß nun Basset dem Francoeur gegenüber und sah ihn stillschweigend an, dieser fragte nach der Ursache.

„Ich meine, Ihr seht so gesund aus wie sonst und Alles was Ihr thut, ist so vernünftig.“ — „Wer zweifelt daran?“ fragte Francoeur mit einer Aufwallung, „das will ich wissen!“ — Basset suchte umzulenken, aber Francoeur hatte etwas Furchtbares in seinem Wesen; sein dunkles Auge befeuerte sich, sein Kopf erhob sich, seine Lippen drängten sich vor. Das Herz war schon dem armen Schwätzer Basset gefallen er sprach dünnstimmig wie eine Violine von Gerüch-

ten beim Kommandanten, er ſei vom Teufel geplagt; von ſeinem guten Willen, ihn durch einen Ordensgeiſtlichen, den Vater Philipp exorciren zu laſſen, den er deswegen vor Tiſche hinaufbeſtellt habe, unter dem Vorwande, daß er eine Meſſe der vom Gottesdienſt entfernten Garniſon in der kleinen Kapelle leſen müſſe. Francoeur entſetzte ſich über die Nachricht; er ſchwur, daß er ſich blutig an dem rächen wolle, der ſolche Lüge über ihn ausgebracht; er wiſſe nichts vom Teufel und wenn es gar keinen gebe, ſo habe er auch nichts dagegen einzuwenden, denn er habe nirgends die Ehre ſeiner Bekanntſchaft gemacht. Baſſet ſagte: er ſei ganz unſchuldig, er habe die Sache vernommen, als der Kommandant mit ſich laut geſprochen habe; auch ſei ja dieſer Teufel die Urſache, warum Francoeur vom Regimente fortgekommen.

„Und wer brachte dem Kommandanten die Nachricht?“ fragte Francoeur zitternd. „Eure Frau,“ antwortete jener, „aber in der beſten Abſicht, um Euch zu entſchuldigen, wenn Ihr hier wilde Streiche machtet.“ „Wir ſind geſchieden!“ ſchrie Francoeur und ſchlug ſich vor den Kopf, „ſie hat mich verrathen, mich vernichtet, hat Heimlichkeiten mit dem Kommandanten; ſie hat unendlich viel für mich gethan und gelitten, ſie hat mir unendlich wehe gethan, ich bin ihr nichts mehr ſchuldig, wir ſind geſchieden!“

Allmählig ſchien er ſtiller zu werden, je lauter es in ihm wurde; er ſah wieder den ſchwarzen Geiſtlichen vor Augen, wie die vom tollen Hunde Gebiſſenen den Hund immer zu ſehen meinen, da trat Vater Philipp in den Garten und er ging mit Heftigkeit auf ihn zu, um zu fragen was er wolle. Dieſer meinte ſeine Beſchwörung anbringen zu müſſen, redete den Teufel heftig an, indem er ſeine Hände in kreuzenden Linien über Francoeur bewegte. Das Alles empörte Francoeur; er gebot ihm als Commandant des Forts, den Platz ſogleich zu verlaſſen. Aber der erſchrockene Philipp eiferte um ſo heftiger gegen den Teufel in Francoeur, und als er ſogar ſeinen Stab erhob, ertrug Francoeur's militairiſcher Stolz dieſe Drohung nicht. Mit wüthender Stärke ergriff er den kleinen Philipp bei ſeinem Mantel und warf ihn über das Gitter, das den Eingang ſchützte, und wäre der gute Mann nicht an den Spitzen des Thürgitters mit dem Mantel hängen geblieben, er hätte einen ſchweren Fall die ſteinerne Treppe hinunter gemacht. Nahe dieſem Gitter war der Tiſch gedeckt, das erinnerte Francoeur an das Eſſen. Er rief nach dem Eſſen und Roſalie brachte es, etwas erhitzt vom Feuer, aber ſehr fröhlich, denn ſie bemerkte nicht den Mönch außer dem Gitter, der ſich kaum vom erſten Schrecken erholt hatte und ſtill vor ſich betete, um neue Gefahr abzuwenden; kaum

beachtete ſie, daß ihr Mann und Baſſet, jener finſter, dieſer verlegen nach dem Tiſche blickten. Sie fragte nach den beiden Soldaten, aber Francoeur ſagte: „Sie können nachher eſſen, ich habe Hunger, daß ich die Welt zerreißen könnte.“ Darauf legte ſie die Suppe vor, und gab Baſſet aus Artigkeit das Meiſte, dann ging ſie nach der Küche um den Eierkuchen zu backen. „Wie hat denn meine Frau dem Kommandanten gefallen?“ fragte Francoeur. „Sehr gut,“ antwortete Baſſet, „er wünſchte, daß es ihm in der Gefangenſchaft ſo gut geworden wäre wie Euch.“ „Er ſoll ſie haben!“ antwortete er. „Nach den beiden Soldaten, die fehlen, fragte ſie; was mir fehlt, das fragte ſie nicht? Euch ſuchte ſie als einen Diener des Kommandanten zu gewinnen, darum füllte ſie Euren Teller, daß er überfloß, Euch bot ſie das größte Glas Wein an; gebt Achtung, ſie bringt Euch auch das größte Stück Eierkuchen. Wenn das der Fall iſt, dann ſtehe ich auf, dann führt ſie nur fort, und laßt mich hier allein.“

Baſſet wollte antworten, aber im Augenblicke trat die Frau mit dem Eierkuchen herein. Sie hatte ihn ſchon in drei Stücke geſchnitten, ging zu Baſſet und ſchob ihm ein Stück mit den Worten auf den Teller: „Einen beſſeren Eierkuchen findet Ihr nicht beim Kommandanten, Ihr müßt mich rühmen!“ — Finſter

blickte Francoeur in die Schüssel; die Lücke war fast so groß wie die beiden Stücke, die noch blieben, er stand auf und sagte: „Es ist nicht anders, wir sind geschieden!“ Mit diesen Worten ging er nach dem Pulverthurme, schloß die eiserne Thür auf, trat ein und schloß sie wieder hinter sich zu. Die Frau sah ihm verwirrt nach und ließ die Schüssel fallen. „Gott, ihn plagt der Böse; wenn er nur nicht Unheil stiftet im Pulverthurm.“ — „Ist das der Pulverthurm?“ rief Basset, „er sprengt sich in die Luft, rettet Euch und Euer Kind!“ Mit diesen Worten lief er fort, auch der Mönch wagte sich nicht wieder herein und lief ihm nach.

Rosalie eilte in die Wohnung zu ihrem Kinde, riß es aus dem Schlafe, aus der Wiege; sie wußte nichts mehr von sich, bewußtlos wie sie Francoeur einst gefolgt, so entfloh sie ihm mit dem Kinde und sagte vor sich hin: „Kind, das thue ich nur Deinetwegen, mir wäre besser mit ihm zu sterben; Hagar, Du hast nicht gelitten wie ich, denn ich verstoße mich selbst!“ — Unter solchen Gedanken kam sie herab auf einem falschen Wege und stand am sumpfigen Ufer des Flusses. Sie konnte aus Ermattung nicht mehr gehen und setzte sich deswegen in einen Nachen, der nur leicht ans Ufer gefahren, leicht abzustoßen war und ließ sich den Fluß herabtreiben; sie wagte nicht umzublicken. Wenn am

Hafen ein Schuß geſchah, meinte ſie, das Fort ſei geſprengt, und ihr halbes Leben verloren, ſo verfiel ſie allmählig in einen dumpfen fieberartigen Zuſtand.

Unterdeſſen waren die beiden Soldaten, mit Aepfeln und Trauben bepackt, in die Nähe des Forts gekommen, aber Francoeur's ſtarke Stimme rief ihnen, indem er eine Flintenkugel über ihre Köpfe abfeuerte: „Zurück!“ dann ſagte er durch das Sprachrohr: „An der hohen Mauer werde ich mit Euch reden, ich habe hier allein zu befehlen und will auch allein hier leben, ſo lange es dem Teufel gefällt!“ Sie wußten nicht, was das bedeuten ſolle, aber es war nichts anders zu thun, als dem Willen des Sergeanten Folge zu leiſten. Sie gingen herab zu dem ſteilen Abhange des Forts, welcher die hohe Mauer hieß, und kaum waren ſie dort angelangt, ſo ſahen ſie Roſalien's Bette und des Kindes Wiege an einem Seile niederſinken; dem folgten ihre Betten und Geräthe und Francoeur rief durch das Sprachrohr: „Das Eurige nehmt; Bette, Wiege und Kleider meiner entlaufenen Frau bringt zum Kommandanten, da werdet Ihr ſie finden; ſagt: das ſchicke ihr Satanas, und dieſe alte Fahne, um ihre Schande mit dem Kommandanten zu decken!“ Bei dieſen Worten warf er die große franzöſiſche Flagge, die auf dem Fort geweht hatte, herab und fuhr fort: „dem Kommandanten laſſe ich hierdurch

den Krieg erklären. Er mag ſich waffnen bis zum Abend, dann werde ich mein Feuer eröffnen; er ſoll nicht ſchonen, denn ich ſchone ihn beim Teufel nicht; er ſoll alle ſeine Hände ausſtrecken, er wird mich doch nicht fangen; er hat mir den Schlüſſel zum Pulverthurm gegeben, ich will ihn brauchen, und wenn er mich zu faſſen meint, fliege ich mit ihm gen Himmel, vom Himmel in die Hölle, das wird Staub geben."

Brunet wagte endlich zu reden und rief hinauf: „Gedenkt an unſern gnädigſten König, daß der über Euch ſteht, ihm werdet Ihr doch nicht widerſtreben." Dem antwortete Francoeur: „In mir iſt der König aller Könige dieſer Welt, in mir iſt der Teufel und im Namen des Teufels ſage ich Euch, redet kein Wort, ſonſt zerſchmettere ich Euch!" — Nach dieſer Drohung packten beide ſtillſchweigend das Ihre zuſammen und ließen das Uebrige ſtehen; ſie wußten, daß oben große Steinmaſſen angehäuft waren, die unter der ſteilen Felswand alles zerſchmettern konnten.

Als ſie nach Marſeille zum Kommandanten kamen, fanden ſie ihn ſchon in Bewegung, denn Baſſet hatte ihn von Allem unterrichtet; er ſendete die beiden Ankommenden mit einem Wagen nach dem Fort, um die Sachen der Frau gegen den drohenden Regen zu ſichern, Andere ſandte er aus, um die Frau mit dem Kinde aufzufinden, während er die Officiere bei ſich

verſammelte, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun ſei? Die Beſorgniß dieſes Kriegsraths richtete ſich beſonders auf den Verluſt des ſchönen Forts, wenn es in die Luft geſprengt würde; bald kam aber ein Abgeſandter der Stadt, wo ſich das Gerücht verbreitet hatte, und ſtellte den Untergang des ſchönſten Theiles der Stadt als ganz unvermeidlich dar. Es wurde allgemein anerkannt, daß mit Gewalt nicht verfahren werden dürfe, denn Ehre ſei nicht gegen einen einzelnen Menſchen zu erringen, wohl aber ein ungeheurer Verluſt durch Nachgiebigkeit abzuwenden; der Schlaf werde die Wuth Francoeur's doch endlich überwinden, dann ſollten entſchloſſene Leute das Fort erklettern und ihn feſſeln. Dieſer Rathſchluß war kaum gefaßt, ſo wurden die beiden Soldaten eingeführt, welche Roſalien's Betten und Geräth zurückgebracht hatten. Sie hatten eine Beſtellung Francoeur's zu überbringen, daß ihm der Teufel verrathen, ſie wollten ihn im Schlafe fangen; aber er warne ſie aus Liebe zu einigen Teufelscameraden, die zu dem Unternehmen gebraucht werden ſollten, denn er werde ruhig in ſeinem verſchloſſenen Pulverthurme mit geladenen Gewehren ſchlafen und ehe ſie die Thüre erbrechen könnten, wäre er längſt erwacht und der Thurm mit einem Schuſſe in die Pulverfäſſer, zerſprengt.

„Er hat recht," ſagte der Commandant, „er kann

nicht anders handeln, wir müſſen ihn aushungern.“ — „Er hat den ganzen Wintervorrath für uns Alle hinaufgeſchafft,“ bemerkte Brunet, „wir müſſen wenigſtens ein halbes Jahr warten; auch ſagte er, daß ihm die vorbeifahrenden Schiffe, welche die Stadt verſorgen, reichlichen Zoll geben ſollten, ſonſt bohre er ſie in den Grund, und zum Zeichen daß Niemand in der Nacht fahren ſolle, ohne ſeine Bewilligung, werde er am Abend einige Kugeln über den Fluß ſauſen laſſen.“ — „Wahrhaftig, er ſchießt!“ rief einer der Officiere, und Alle liefen nach einem Fenſter des obern Stockwerks. Welch ein Anblick! an allen Ecken des Forts eröffneten die Kanonen ihren feurigen Rachen, die Kugeln ſauſten durch die Luft, in der Stadt verſteckte ſich die Menge mit großem Geſchrei und nur Einzelne wollten ihren Muth im kühnen Anſchauen der Gefahr beweiſen. Aber ſie wurden auch reichlich dafür belohnt, denn mit hellem Lichte ſchoß Francoeur einen Bündel Raketen aus einer Haubitze in die Luft, und einen Bündel Leuchtkugeln aus einem Mörſer, denen er aus Gewehren unzählige andere nachſandte.

Der Kommandant verſicherte, dieſe Wirkung ſei trefflich; er habe es nie gewagt, Feuerwerke mit Wurfgeſchütz in die Luft zu treiben, aber die Kunſt werde dadurch gewiſſermaßen zu einer meteoriſchen; der Francoeur verdiene ſchon deswegen begnadigt zu werden.

Dieſe nächtliche Erleuchtung hatte eine andere Wirkung, die wohl in keines Menſchen Abſicht lag; ſie rettete Roſalien und ihrem Kinde das Leben. Beide waren in dem ruhigen Treiben des Kahnes eingeſchlummert und Roſalie ſah im Traume ihre Mutter von innerlichen Flammen durchleuchtet und verzehrt und fragte ſie: warum ſie ſo leide? Da war's als ob eine laute Stimme ihr in die Ohren rief: „Mein Fluch brennt mich wie Dich, und kannſt Du ihn nicht löſen, ſo bleib ich eigen allem Böſen.“ Sie wollte noch mehr ſprechen, aber Roſalie war ſchon aufgeſchreckt, ſah über ſich den Bündel Leuchtkugeln im höchſten Glanze und hörte neben ſich einen Schiffer rufen: „Steuert links, wir fahren ſonſt ein Boot in den Grund, worin ein Weib mit einem Kinde ſitzt.“ Und ſchon rauſcht die vordere Spitze eines großen Flußſchiffes wie ein geöffneter Wallfiſchrachen hinter ihr, da wandte er ſich links, aber ihr Nachen wurde doch ſeitwärts nachgeriſſen. „Helft meinem armen Kinde!“ rief ſie, und der Haken eines Stangenruders verband ſie mit dem großen Schiffe, das bald darauf Anker warf. „Wäre das Feuerwerk auf dem Fort Ratonneau nicht aufgegangen,“ rief der eine Schiffer, „ich hätte Euch nicht geſehen und wir hätten Euch ohne böſen Willen in den Grund geſegelt; wie kommt Ihr ſo ſpät und allein aufs Waſſer, warum habt Ihr uns nicht ange-

ſchrien?“ Roſalie beantwortete ſchnell die Fragen und bat nur dringend, ſie nach dem Hauſe des Kommandanten zu bringen. Der Schiffer gab ihr aus Mitleid ſeinen Jungen zum Führer.

Sie fand Alles in Bewegung beim Kommandanten, und bat ihn ſeines Verſprechens eingedenk zu ſein, daß er ihrem Manne drei Verſehen verzeihen wolle. Er leugnete, daß von ſolchen Verſehen die Rede geweſen; es ſei über Scherz und Grillen geklagt worden, das ſei aber teufliſcher Ernſt. — „So iſt das Unrecht auf Eurer Seite,“ ſagte die Frau gefaßt, denn ſie fühlte ſich nicht mehr ſchickſallos; „auch habe ich den Zuſtand des armen Mannes angezeigt und doch habt Ihr ihm einen ſo gefährlichen Poſten vertraut. Ihr habt mir Geheimniß angelobt, und doch habt Ihr alles an Baſſet, Euren Diener erzählt, der uns mit ſeiner thörichten Klugheit und Vorwitzigkeit in das ganze Unglück geſtürzt hat; nicht mein armer Mann, Ihr ſeid an allem Unglück ſchuld, Ihr müßt dem Könige davon Rechenſchaft geben.“ — Der Kommandant vertheidigte ſich gegen den Vorwurf, daß er etwas dem Baſſet erzählt habe; dieſer geſtand, daß er ihn im Selbſtgeſpräche belauſcht, und ſo war die ganze Schuld auf ſeine Seele geſchoben. Der alte Mann ſagte, daß er den andern Tag ſich vor dem Fort wollte todtſchießen laſſen, um ſeinem Könige die Schuld mit

ſeinem Leben abzuzahlen; aber Roſalie bat ihn, ſich nicht zu übereilen, er möge bedenken, daß ſie ihn ſchon einmal aus dem Feuer gerettet habe. Ihr wurde ein Zimmer im Hauſe des Kommandanten angewieſen, und ſie brachte ihr Kind zur Ruhe, während ſie ſelbſt mit ſich zu Rathe ging und zu Gott flehte, ihr anzugeben, wie ſie ihre Mutter den Flammen und ihren Mann dem Fluche entreißen könne. Aber auf ihren Knieen verſank ſie in einen tiefen Schlaf und war ſich am Morgen keines Traumes, keiner Eingebung bewußt.

Der Kommandant, der ſchon früh einen Verſuch gegen das Fort gemacht hatte, kam verdrießlich zurück. Zwar hatte er keine Leute verloren, aber Francoeur hatte ſo viele Kugeln mit ſolcher Geſchicklichkeit links und rechts und über ſie hinſauſen laſſen, daß ſie ihr Leben nur ſeiner Schonung dankten. Den Fluß hatte er durch Signalſchüſſe geſperrt, auch auf der Chauſſee durfte Niemand fahren; kurz, aller Verkehr der Stadt war für dieſen Tag gehemmt und die Stadt drohete, wenn der Kommandant nicht vorſichtig verfahre, ſondern wie in Feindes Land ihn zu belagern denke, daß ſie die Bürger aufbieten und mit dem Invaliden ſchon fertig werden wolle.

Drei Tage ließ ſich der Kommandant ſo hinhalten; jeden Abend verherrlichte ein Feuerwerk, jeden Abend erinnerte Roſalie an ſein Verſprechen der Nachſicht.

Am dritten Abend ſagte er ihr, der Sturm ſei auf den andern Mittag feſtgeſetzt, die Stadt gebe nach, weil aller Verkehr geſtört ſei, und endlich Hungersnoth ausbrechen könne. Er werde den Eingang ſtürmen, während ein andrer Theil von der andern Seite heimlich anzuklettern ſuche, ſo daß dieſe vielleicht früher ihrem Manne in den Rücken kämen, ehe er nach dem Pulverthurm ſpringen könne; es werde Menſchen koſten, der Ausgang ſei ungewiß, aber er wolle den Schimpf von ſich ablenken, daß durch ſeine Feigheit ein toller Menſch zu dem Dünkel gekommen, einer ganzen Stadt zu trotzen; das größte Unglück ſei ihm lieber als dieſer Verdacht; er habe ſeine Angelegenheiten mit der Welt und vor Gott zu ordnen geſucht, Roſalie und ihr Kind würden ſich in ſeinem Teſtamente nicht vergeſſen finden. Roſalie fiel ihm zu Füßen und fragte: was denn das Schickſal ihres Mannes ſei, wenn er im Sturme gefangen würde? Der Kommandant wendete ſich ab und ſagte leiſe: „Der Tod unausbleiblich; auf Wahnſinn würde von keinem Kriegsgerichte erkannt werden, es iſt zu viel Einſicht, Vorſicht und Klugheit in der ganzen Art wie er ſich nimmt; der Teufel kann nicht vor Gericht gezogen werden, er muß für ihn leiden.“

Nach einem Strome von Thränen erholte ſich Roſalie und ſagte: wenn ſie das Fort ohne Blutvergie-

ßen, ohne Gefahr in die Gewalt des Kommandanten brächte, würde dann sein Vergehen als ein Wahnsinn Begnadigung finden? — „Ja, ich schwör's!“ rief der Kommandant, „aber es ist vergeblich, Euch haßt er vor Allen und rief gestern einem unsrer Vorposten zu, er wolle das Fort übergeben, wenn wir ihm den Kopf seiner Frau schicken könnten.“ „Ich kenne ihn,“ sagte die Frau, „ich will den Teufel beschwören in ihm, ich will ihm Frieden geben; sterben würde ich doch mit ihm, also ist nur Gewinn für mich, wenn ich von seiner Hand sterbe, der ich vermählt bin durch den heiligsten Schwur.“ — Der Kommandant bat sie, sich wohl zu bedenken, erforschte ihre Absicht, widerstand aber weder ihren Bitten, noch der Hoffnung, auf diesem Wege dem gewissen Untergange zu entgehen.

Vater Philipp hatte sich im Hause eingefunden und erzählte, der unsinnige Francoeur habe jetzt eine große weiße Flagge ausgesteckt, auf welcher der Teufel gemalt sei; aber der Kommandant wollte nichts von seinen Neuigkeiten wissen, und befahl ihm, zu Rosalien zu gehen, die ihm beichten wolle. Nachdem Rosalie ihre Beichte in aller Ruhe eines gottergebenen Gemüthes abgelegt hatte, bat sie den Vater Philipp, sie nur bis zu einem sichern Steinwalle zu begleiten, wo keine Kugel ihn treffen könne; dort wolle sie ihm

ihr Kind und Geld zur Erziehung deſſelben übergeben, ſie könne ſich noch nicht von dem lieben Kinde trennen. Er verſprach es ihr zögernd, nachdem er ſich im Hauſe erkundigt hatte, ob er auch dort noch ſicher gegen die Schüſſe ſei, denn ſein Glaube, Teufel austreiben zu können, hatte ſich in ihm ganz verloren; er geſtand, was er bisher ausgetrieben hätte, möchte wohl der rechte Teufel nicht geweſen ſein, ſondern ein geringerer Spuk.

Roſalie kleidete ihr Kind noch einmal unter mancher Thräne weiß mit rothen Bandſchleifen an, dann nahm ſie es auf den Arm und ging ſchweigend die Treppe hinunter. Unten ſtand der alte Kommandant und konnte ihr nur die Hand drücken und mußte ſich umwenden, weil er ſich der Thränen vor den Zuſchauern ſchämte. So trat ſie auf die Straße, Keiner wußte ihre Abſicht; Vater Philipp blieb etwas zurück, weil er des Mitgehens gern überhoben geweſen, dann folgte die Menge müßiger Menſchen auf den Straßen, die ihn fragten, was es bedeute? Viele fluchten auf Roſalien, weil ſie Francoeur's Frau war, aber dieſer Fluch berührte ſie nicht.

Der Kommandant führte unterdeſſen ſeine Leute auf verborgenen Wegen nach den Plätzen, von welchen der Sturm eröffnet werden ſollte, wenn die Frau den Wahnſinn des Mannes nicht beſchwören könnte.

Am Thore ſchon verließ die Menge Roſalien, denn Francoeur ſchoß von Zeit zu Zeit über dieſe Fläche; auch Vater Philipp klagte, daß ihm ſchwach werde, er müſſe ſich niederlaſſen. Roſalie bedauerte es und zeigte ihm den Felſenwall, wo ſie ihr Kind noch einmal ſtillen und es dann in den Mantel niederlegen wollte; dort möge es geſucht werden, da liege es ſicher aufbewahrt, wenn ſie nicht zu ihm zurückkehren könne. Vater Philipp ſetzte ſich betend hinter den Felſen und Roſalie ging mit feſtem Schritt dem Steinwalle zu, wo ſie ihr Kind tränkte und ſegnete, es in ihren Mantel wickelte und in Schlummer brachte. Da verließ ſie es mit einem Seufzer, der die Wolken über ihr brach, daß blaue Hellung und das ſtärkende Sonnenbild ſie beſtrahlten. Nun war ſie dem harten Manne ſichtbar, als ſie am Steinwalle heraustrat: ein Licht ſchlug am Thore auf, ein Druck, als ob ſie umſtürzen müßte, ein Rollen in der Luft, ein Sauſen, das ſich damit miſchte, zeigte ihr an, daß der Tod nahe an ihr vorübergegangen. Es wurde ihr aber nicht mehr bange; eine Stimme ſagte ihr innerlich, daß nichts untergehen könne, was dieſen Tag beſtanden, und ihre Liebe zum Manne, zum Kinde regte ſich noch in ihrem Herzen, als ſie ihren Mann vor ſich auf dem Feſtungswerke ſtehen und laden, das Kind hinter ſich ſchreien hörte; ſie thaten ihr Beide mehr leid

als ihr eignes Unglück, und der schwere Weg war nicht der schwerste Gedanke ihres Herzens. Und ein neuer Schuß betäubte ihre Ohren und schmetterte ihr Felsstaub ins Gesicht, aber sie betete und sah zum Himmel. So betrat sie den engen Felsgang, der wie ein verlängerter Lauf, für zwei mit Kartätschen geladene Kanonen mit boshaftem Geize die Masse des verderblichen Schusses gegen die Andringenden zusammenzuhalten bestimmt war.

„Was siehst Du, Weib!“ brüllte Francoeur, „sieh nicht in die Luft, Deine Engel kommen nicht, hier steht Dein Teufel und Dein Tod.“ — „Nicht Tod, nicht Teufel trennen mich mehr von Dir,“ sagte sie getrost und schritt weiter hinauf die großen Stufen. „Weib,“ schrie er, „Du hast mehr Muth als der Teufel, aber es soll Dir doch nichts helfen.“ — Er blies die Lunte an, die eben verlöschen wollte, der Schweiß stand ihm hellglänzend über Stirn und Wangen, es war als ob zwei Naturen in ihm rangen. Und Rosalie wollte nicht diesen Kampf hemmen und der Zeit vorgreifen, auf die sie zu vertrauen begann; sie ging nicht vor, sie kniete auf die Stufe nieder, als sie drei Stufen von den Kanonen entfernt war, wo sich das Feuer kreuzte. Er riß Rock und Weste an der Brust auf, um sich Luft zu machen; er griff in sein schwarzes Haar, das verwildert in Locken starrte und riß es

ſich wüthend aus. Da öffnete ſich die Wunde am Kopfe in dem wilden Erſchüttern durch Schläge, die er an ſeine Stirn führte, Thränen und Blut löſchten den brennenden Zündſtrick, ein Wirbelwind warf das Pulver von den Zündlöchern der Kanonen und die Teufelsflagge vom Thurm.

„Der Schornſteinfeger macht ſich Platz, er ſchreit zum Schornſtein hinaus!“ rief er, und deckte ſeine Augen. Dann beſann er ſich, öffnete die Gitterthüre, ſchwankte zu ſeiner Frau, hob ſie auf, küßte ſie, endlich ſagte er: „Der ſchwarze Bergmann hat ſich durchgearbeitet, es ſtrahlt wieder Licht in meinen Kopf und Luft zieht hindurch und die Liebe ſoll wieder ein Feuer zünden, daß uns nicht mehr friert. Ach Gott, was hab' ich verbrochen. Laß uns nicht feiern, ſie werden mir nur wenig Stunden noch ſchenken; wo iſt mein Kind, ich muß es küſſen, weil ich noch frei bin; was iſt ſterben? Starb ich nicht ſchon einmal, als Du mich verlaſſen, und nun kommſt Du wieder und Dein Kommen giebt mir mehr, als Dein Scheiden mir nehmen konnte, ein unendliches Gefühl meines Daſeins, deſſen Augenblicke mir genügen. Nun lebte ich gern mit Dir und wäre Deine Schuld noch größer als meine Verzweiflung geweſen, aber ich kenne das Kriegsgeſetz und ich kann nun gottlob in Vernunft als ein reuiger Chriſt ſterben.“

Roſalie konnte in ihrer Entzückung, von ihren Thränen faſt erſtickt, kaum ſagen, daß ihm verziehen, daß ſie ohne Schuld und ihr Kind nahe ſei. Sie verband ſeine Wunde in Eile, dann zog ſie ihn die Stufen hinunter bis hin zu dem Steinwalle, wo ſie das Kind verlaſſen. Da fanden ſie den guten Vater Philipp bei dem Kinde, der allmählig hinter Felsſtücken zu ihm hingeſchlichen war, und das Kind ließ etwas aus den Händen fliegen, um nach dem Vater ſie auszuſtrecken. Und während ſich alle drei umarmt hielten, erzählte Vater Philipp, wie ein Taubenpaar vom Schloß heruntergeflattert ſei und mit dem Kinde artig geſpielt, ſich von ihm habe anrühren laſſen, und es gleichſam in ſeiner Verlaſſenheit getröſtet habe. Als er das geſehen, habe er ſich dem Kinde zu nahen gewagt. „Sie waren, wie gute Engel, meines Kindes Spielkameraden auf dem Fort geweſen, ſie haben es treulich aufgeſucht, ſie kommen ſicher wieder und werden es nicht verlaſſen.“ Und wirklich umflogen ſie die Tauben freundlich und trugen in ihren Schnäbeln grüne Blätter. „Die Sünde iſt von uns geſchieden,“ ſagte Francoeur, „nie will ich wieder auf den Frieden ſchelten, der Friede thut mir ſo gut.“

Inzwiſchen hatte ſich der Kommandant mit ſeinen Offizieren genähert, weil er den glücklichen Ausgang

durch ſein Fernrohr geſehen. Francoeur übergab ihm ſeinen Degen, aber er kündigte ihm Verzeihung an, weil ſeine Wunde ihn des Verſtandes beraubt gehabt und befahl einem Chirurgen, dieſe Wunde zu unterſuchen und beſſer zu verbinden. Francoeur ſetzte ſich nieder und ließ ruhig Alles mit ſich geſchehen, er ſah nur Frau und Kind an. Der Chirurg wunderte ſich, daß er keinen Schmerz zeigte; er zog ihm einen Knochenſplitter aus der Wunde, der ringsumher eine Eiterung hervorgebracht hatte; es ſchien als ob die gewaltige Natur Francoeur's ununterbrochen und allmählig an der Hinausſchaffung gearbeitet hatte, bis ihm endlich äußere Gewalt, die eigne Hand ſeiner Verzweiflung die äußere Rinde durchbrochen. Er verſicherte, daß ohne dieſe glückliche Fügung ein unheilbarer Wahnſinn den unglücklichen Francoeur hätte aufzehren müſſen. Damit ihm keine Anſtrengung ſchade, wurde er auf einen Wagen gelegt und ſein Einzug in Marſeille glich unter einem Volke, das Kühnheit immer mehr als Güte zu achten weiß, einem Triumphzuge; die Frauen warfen Lorbeerkränze auf den Wagen, Alles drängte ſich den ſtolzen Böſewicht kennen zu lernen, der ſo viele tauſend Menſchen während drei Tage beherrſcht hatte. Die Männer aber reichten ihre Blumenkränze Roſalien und ihrem Kinde und rühmten ſie als Befreierin und ſchwuren

ihr und dem Kinde reichlich zu vergelten, daß sie ihre Stadt vom Untergange gerettet habe.

Nach solchem Tage läßt sich in einem Menschenleben selten noch etwas erleben, was der Mühe des Erzählens werth wäre, wenn gleich die Wiederbeglückten, die Fluchbefreiten, erst in diesen ruhigern Jahren den ganzen Umfang des gewonnenen Glücks erkannten. Der gute alte Kommandant nahm Francoeur als Sohn an und konnte er ihm auch nicht seinen Namen übertragen, so ließ er ihm doch einen Theil seines Vermögens und seinen Segen. Was aber Rosalie noch inniger berührte, war ein Bericht, der erst nach Jahren aus Prag einlief, in welchem ein Freund der Mutter anzeigte, daß diese wohl ein Jahr, unter verzehrenden Schmerzen, den Fluch bereut habe, den sie über ihre Tochter ausgestoßen, und, bei dem sehnlichen Wunsche nach Erlösung des Leibes und der Seele, sich und der Welt zum Ueberdruß bis zu dem Tage gelebt habe, der Rosalien's Treue und Ergebenheit in Gott gekrönt; an dem Tage sei sie, durch einen Strahl aus ihrem Innern beruhigt, im gläubigen Bekenntniß des Erlösers selig entschlafen.

Gnade löst den Fluch der Sünde,
Liebe treibt den Teufel aus.

Der Ring Salomonis.

(Aus Gockel, Hinkel und Gackeleia.)

Von

Clemens Brentano.

In Deutschland in einem wilden Wald, zwischen Gelnhausen und Hanau, lebte ein ehrenfester bejahrter Mann, und der hieß Gockel. Gockel hatte ein Weib, und das hieß Hinkel. Gockel und Hinkel hatten ein Töchterchen, und das hieß Gackeleia. Ihre Wohnung war in einem wüsten Schloß, woran nichts auszusetzen war, denn es war nichts darin, aber viel einzusetzen, nämlich Thür und Thor und Fenster. Mit frischer Luft und Sonnenschein und allerlei Wetter war es wohl ausgerüstet, denn das Dach war eingestürzt und die Treppen und Decken und Böden waren nachgefolgt. Gras und Kraut und Busch und Baum wuchsen aus allen Winkeln, und Vögel, vom Zaun-

könig bis zum Storch, nisteten in dem wüsten Haus. Es versuchten zwar einigemal auch Geier, Habichte, Weihen, Falken, Eulen, Raben und solche verdächtige Vögel, sich da anzusiedeln; aber Gockel schlug es ihnen rund ab, wenn sie ihm gleich allerlei Braten und Fische als Miethe bezahlen wollten.

Einst aber sprach sein Weib Hinkel: „Mein lieber Gockel, es geht uns sehr knapp, warum willst du die vornehmen Vögel nicht hier wohnen lassen? Wir könnten die Miethe doch wohl brauchen; du läßt ja das ganze Schloß von allen möglichen Vögeln bewohnen, welche dir gar nichts dafür bezahlen.“ — Da antwortete Gockel: „O du unvernünftiges Hinkel, vergißt du denn ganz und gar, wer wir sind? schickt es sich wohl für Leute unserer Herkunft, von der Miethe solches Raubgesindels zu leben? — und gesetzt auch, Gott suchte uns mit solchem Elende heim, daß uns die Verzweiflung zu so unwürdigen Hilfsmitteln triebe, was doch nie geschehen wird, denn eher wollte ich Hungers sterben, — womit würden die räuberischen Einwohner uns vor Allem die Miethe bezahlen? Gewiß würden sie uns alle unsre lieben Gastfreunde erwürgt in die Küche werfen, und zwar auf ihre mörderische Art zerrupft und zerfleischt. Die freundlichen Singvögel, welche mit ihrem unschuldigen Gezwitscher unsre wüste Wohnung zu einem herzerfreuenden Aufenthalte

machen, willſt du doch ſie lieber ſingen hören, als ſie gebraten eſſen? Würde dir das Herz nicht brechen, die allerliebſte Frau Nachtigall, die trauliche Grasmücke, den fröhlichen Diſtelfink, oder gar das liebe treue Rothkehlchen in der Pfanne zu röſten oder am Spieße zu braten, und dann zuletzt, wenn ſie Alle die Miethe bezahlt hätten, nichts als das Geſchrei und Gekrächze der gräulichen Raubvögel zu hören? Aber wenn auch Alles dieſes zu überwinden wäre, bedenkſt du dann in deiner Blindheit nicht, daß dieſe Mörder allein ſo gern hier wohnen möchten, weil ſie wiſſen, daß wir uns von der Hühnerzucht nähren wollen? Haben wir nicht die ehrbare Stamm-Henne Gallina jetzt über dreißig Eiern ſitzen, werden dieſe nicht dreißig Hühner werden, und kann nicht jedes wieder dreißig Eier legen, welche es wieder ausbrütet zu dreißig Hühnern, macht ſchon dreißig mal dreißig, alſo neunhundert Hühner, welchen wir entgegenſehen? O du unvernünftiges Hinkel! und zu dieſen willſt du dir Geier und Habichte in's Schloß ziehen? Haſt du denn gänzlich vergeſſen, daß du ein edler Sproſſe aus dem hohen Stamme der Grafen von Hennegau biſt, und kannſt du ſolche Vorſchläge einem gebornen leider armen, leider verkannten Raugrafen von Hanau machen? Ich kenne dich nicht mehr! — O du entſetzliche Armuth! iſt es denn alſo wahr, daß du auch die edelſten Herzen endlich mit der Laſt deines

leeren und doch ſo ſchweren Bettelſackes zum Staube nieder drückeſt?“

Alſo redete der arme alte Raugraf Gockel von Hanau in edlem hohen Zorne zu Hinkel von Hennegau, ſeiner Gattin, welche ſo betrübt und beſchämt und kümmerlich vor ihm ſtand, als ob ſie den Zipf hätte. Aber ſchon ſammelte ſie ſich und wollte ſo eben ſprechen: „die Raubvögel bringen uns wohl auch manchmal junge Haſen“ — doch da krähte der ſchwarze Alektryo, der große Stammhahn ihres Mannes, der über ihr auf einem Mauerrande ſaß, in demſelben Augenblick ſo hell und ſcharf, daß er ihr das Wort wie mit einer Sichel vor dem Munde wegſchnitt, und als er dabei mit den Flügeln ſchlug, und Graf Gockel von Hanau ſein zerriſſenes Mäntelchen auch ungeduldig auf der Schulter hin und her warf, ſo ſagte die Frau Hinkel von Hennegau auch kein Piepswörtchen mehr, denn ſie wußte den Alektryo und den Gockel zu ehren.

Sie wollte eben umwenden und weggehen, da ſagte Gockel: „O Hinkel! ich brauche dir nichts mehr zu ſagen; der ritterliche Alektryo, der Herold, Wappenprüfer und Kreiswärtel, Notarius Publicus und kaiſerlich gekrönte Poet meiner Vorfahren hat meine Rede unterkrähet, und ſomit dagegen proteſtirt, daß ſeinen Nachkommen, den zu erwartenden Hühnchen, die ge-

fährlichen Raubvögel zugesellt würden.“ Bei diesen letzten Worten bückte sich Frau Hinkel bereits unter der niedrigen Thüre und verschwand mit einem tiefen Seufzer im Hühnerstall.

Im Hühnerstall? Ja — denn im wunderbaren, kunstreichen, im neben-, durch- und hintereinandrigen Stil der Urwelt, Mitwelt und Nachwelt erbauten Hühnerstall wohnten Gockel von Hanau, Hinkel von Hennegau und Gackeleia, ihre Fräulein Tochter, und in der Ecke stand in einem alten Schilde das auf gothische Weise von Stroh geflochtene Raugraf-Gockelsche Erbhühnernest, in welchem die Glucke Gallina über den dreißig Eiern brütete, und von einer Wand zur andern ruhte eine alte Lanze in zwei Mauerlöchern, auf welcher sitzend der schwarze Alektryo Nachts zu schlafen pflegte. Der Hühnerstall war der einzige Raum in dem alten Schlosse, der noch bewohnbar unter Dach und Fach stand.

Zu Olims Zeiten, wo Dieses und Jenes geschehen ist, war dieses Schloß eines der herrlichsten in ganz Deutschland; aber die Franzosen haben es so übel mitgenommen, daß sie es recht abscheulich zurückließen. Ihr König Hahnri hatte gesagt, jeder Franzose solle Sonntags ein Huhn, und wenn keines zu haben sei, ein Hinkel in den Topf stecken und sich eine Suppe kochen. Darauf hielten sie streng und sahen sich überall

um, wie Jeder zu ſeinem Huhn kommen könne. Als ſie nun zu Haus mit den Hühnern fertig waren, machten ſie nicht viel Federleſens und hatten bald mit dieſem, bald mit jenem Nachbarn ein Hühnchen zu pflücken. Sie ſahen die Landkarte wie einen Speiſezettel an, wo etwas von Henne, Huhn oder Hahn ſtand, das ſtrichen ſie mit rother Tinte an und gingen mit Küchenmeſſer und Bratſpieß darauf los. So gingen ſie über den Hannebach, ſteckten Groß- und Kleinhüningen in den Topf, und kamen dann auch bis in das Hanauer Land. Als ſie nun Gockelsruh, das herrliche Schloß der Raugrafen von Hanau, im Walde fanden, wo damals der Großvater Gockels wohnte, ſtatuirten ſie ein Exempel, ſchnitten allen Hühnern die Hälſe ab, ſteckten ſie in den Topf und den rothen Hahn auf das Dach, das heißt, ſie machten ein ſo gutes Feuerchen unter den Topf, daß die lichte Lohe zum Dach herausſchlug und Gockelsruh darüber verbrannte. Dann gingen ſie weiter nach Hünefeld und Hunhaun und ſind noch lang unterwegs geblieben.

Als ſie abgeſpeiſt hatten, ging Gockels Großvater, der mit ſeiner Familie und dem Stamm-, Erb- und Wappen-Hahn und Hinkel im Walde verſteckt geweſen, um das Deſert zu beſehen, es war eine Wüſte. Nichts war ihm geblieben; er konnte ſein Schloß nicht mehr herſtellen und übergab es daher gratis an die Verſchönerungs-

Commiſſion der vier Jahreszeiten, des Windes und des Wetters, welche es auch in Jahr und Tag mit Gras und Kraut und Moos und Epheu und Büſchen und Bäumen ſo reichlich austapezierten, daß es ein rechtes Paradies aller Waldvögelein und andern Wildprets ward. — Er ſelbſt zog nach Gelnhauſen und nahm die Stelle eines Erb-Hühner- und Faſanen-Miniſters bei dem dortigen König an. Sein Sohn trat in dieſelbe Stelle und nach deſſen Abſterben unſer Gockel, der gewiß auch als Hühner-Miniſter mit Tode abgegangen wäre, wenn ihn nicht ſein Menſchen- oder vielmehr Hühnergefühl gezwungen hätte, noch lebendig von Gelnhauſen Abſchied zu nehmen. Dieſes aber ging folgendermaßen zu.

Der König Eifraſius von Gelnhauſen überließ ſich der Leidenſchaft des Eieressens ſo unmäßig, daß keine Brut Hühner mehr aufkommen konnte. Dies war gegen den Eid Gockels und gegen das Landesgeſetz, Artikel Hühnerzucht. Gockel machte eine allerunterthänigſte vergebliche Vorſtellung nach der andern und erhielt zum Danke dafür ſeinen Abſchied.

Gockel war voll Ehrgefühl, er zeigte ſogleich ſeiner Frau an, daß er am folgenden Morgen mit ihr und Gackeleia nach ſeinem Stammſchloſſe Gockelsruh aus Gelnhauſen ſo wegziehen werde, wie ſeine Großeltern hineingezogen waren. Er befahl ihr, jene alten Kleider

aus dem Kaſten zu nehmen und im Hühner-Miniſterium zurecht zu legen, wo ſie ſich morgen umkleiden wollten. Frau Hinkel war ſchier untröſtlich über die alten ſeltſamen Kleider und meinte, alle Hunde würden ihr nachlaufen. Das Entſetzlichſte aber war ihr, daß Gockel am hellen lichten Tage vor der Wachtparade vorbei und über den Gemüſemarkt in dieſem Aufzug aus der Stadt hinaus wollte, und nur unter den heftigſten Thränen, mit Gackeleia vor ihm auf den Knien liegend, konnte ſie erflehen, daß er mit ihr Morgens vor Tage zur Gartenthüre hinaus, hinten um die Stadtmauer herum, ſeine Abreiſe anzutreten verſprach.

Kaum graute der Tag, als Alektryo, der edle Stammhahn ſich ſelbſt ermunternd mit den Flügeln in die Seite ſchlug, den Hals emporreckte und mit aufgeriſſenem Schnabel laut krähend wie mit einem Trompetenſtoß alle zur Abreiſe erweckte; das Stammhuhn Gallina begleitete ſein Morgenlied mit einigen wehmüthigen Accorden. Gockel ſprang auf und weckte Weib und Kind, die ſich bald einſtellten.

Nun aber, da Alle zur Abreiſe gekleidet waren, trieb Alektryo die Gallina an, von ſeiner Seite auf dem Gockelſchen Hühnerſteg hinab zu dem Hennegauſchen Erbhühnerkorb der Frau Hinkel zu ſchreiten, und ſagte ihr dabei ganz freundlich in's Ohr, was ihr tröſtend zu Herzen ging: „Heute Abend ſind wir

frei und glücklich in Gockelsruh, dem Palaste unsrer Vorfahren, da giebt es Würmchen und Maikäfer und allerlei Sämerei die Menge; da wollen wir ein neues Leben beginnen, da gehören wir uns allein an, da wirst du eine Brut ausbrüten, die unser würdig ist." Gallina trippelte mit einem lieblichen Lächeln gackend den Steg hinab und setzte sich oben auf den Hühnerkorb.

Frau Hinkel nahm den Korb, worauf Gallina saß, auf ihren Kopf. In diesem Korbe hatte sie ein paar Hemden, etwas Flachs-, Hanf- und andere Sämereien, Nadel, Zwirn und Fingerhut und ein Wachsstümpfchen, ein Gebetbuch und einige schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr, und den gräflich Hennegauschen Stammbaum und ihren Tauf- und Copulationsschein und so weiter Schein bewahrt. Dann ergriff sie ihren Rocken und sprach: „ich bin fertig".

Gockel schlüpfte mit den Armen in die Tragriemen seiner Erbhühnertrage und trug sie wie eine gothische Kirche auf dem Rücken, oben drauf saß Alektryo, neben dran war sein Grafenschwert befestigt, und im Innern befanden sich sein Stammbaum, Grafenbrief, Taufschein, Ehecontract, ein Buch von Geheimnissen der Hahnen und Hühner und ein altes Geschlechts-Register, nach welchem Alektryo vom Hahn des Hiob und Gallina vom Hahn Petri abstammen sollte; es war

aber theils sehr unleserlich mit Hühnerpfoten geschrieben, theils hatten es die Mäuse so durchstudirt, daß viele Löcher darin waren. Solche große Raritäten waren in der Hühnertrage. Gockel nahm nun seine raugräfliche Standarte, die zugleich ein Hühnersteg war, als Stab in die Hand und sagte: „wohlan, ich bin fertig."

Gackeleia hatte das Erbhühnernest auf dem Kopf, und weil sie auf alle Weise noch sonst etwas tragen wollte, steckte sie der Vater in einen Korb, wie man sie über die jungen Hühnchen stellt, und befestigte ihr denselben über die Schultern mit Bändern, so daß sie wie in einem lustigen Reifrock mitspatzierte. In der einen Hand hielt sie ihr ABC-Buch, worauf ein Hahn abgebildet war, und in der andern einen Eierweck von gestern, man nennt sie dort Bubenschenkel. Das Kind war sehr lustig und schrie: „kikiriki, ich bin schon lange fertig."

Nun blies Gockel die Hühner-Ministerial-Lampe aus, und sie gingen zu der Thüre hinaus. Gockel gab dem Nachwächter den Hausschlüssel, und dann verließen sie still durch die hintere Gartenthüre, die durch die Stadtmauer führte, das undankbare Gelnhausen.

Kaum waren sie auf einer nahen kleinen Anhöhe, welche die Stadt überschaut, als Alektryo sich hoch

aufrichtete und mit einem trotzigen, kühnen Krähen allen Hahnen von Gelnhausen Hohn sprach, die erwachend von Haus zu Haus, von Thurm zu Thurm sich wieder zukrähten, so daß die Gockelsche Familie wo nicht unter dem Geläute aller Glocken, doch unter dem Krähen aller Hahnen die Stadt verließ.

Frau Hinkel, durch das Krähen und den aufsteigenden Rauch von neuem sehr betrübt, folgte ihrem Manne mit manchem Seufzer durch den Wald. Sie gedachte an die Herrlichkeit von Gelnhausen, wo immer das eine Haus ein Bäckerladen, das andre ein Fleischerladen ist; — ach, dachte sie, jetzt ist die Stunde, jetzt öffnen die Fleischer ihre Laden, jetzt hängen sie die fetten Kälber, Hämmel und Schweine auf und breiten in deren aufgeschlitzten Leibern reinliche schweeweiße Tücher aus! — Ach, jetzt ist die Stunde, jetzt öffnen die Bäcker ihre Laden und stellen auf weißen Bänken die braunglänzenden Brode, die gelben Semmeln und schön lakirten Eierwecke, Bubenschenkel genannt, in Reih' und Glied. Gackeleia, die sie an der Hand führte, weckte mit ihren Reden ihre Betrübniß oft von neuem wieder auf, denn sie fragte ein um das andere mal: „Mutter, giebt es auch Bretzeln, wo wir hingehen?" Da seufzte Frau Hinkel; Gockel aber, der ernsthaft und freudig voranschritt, sagte: „nein, mein Kind Gackeleia, Bretzeln giebt es dort nicht, sie sind

auch nicht gesund und verderben den Magen; aber Erdbeeren, schöne rothe Waldbeeren giebt es die Menge," und somit zeigte er mit seinem Stocke auf einige, die am Wege standen, welche Gackeleia mit vielem Vergnügen verzehrte. Nach einiger Zeit fragte Gackeleia wieder: liebe Mutter, giebt es denn auch da, wo wir hingehen, so schöne gebackene Männer von Kuchenteig, mit Augen von Wachholderbeeren und einer Nase von Mandelkern und einem Mund von einer Rosine?" Da konnte die Mutter ihre Thränen nicht zurückhalten und weinte; Gockel aber sagte: „nein, mein Kind Gackeleia, solche Kuchenmänner giebt es da nicht, die sind auch gar nicht gesund und verderben den Magen. Aber es giebt da schöne bunte Vögel die Menge, welche allerliebst singen und Nestchen bauen, und Eier legen und ihre Jungen füttern. Die kannst du sehen und lieben und ihnen zuschauen, und die süßen wilden Kirschen mit ihnen theilen." Da brach er ihr ein Zweiglein voll Kirschen von einem Baum, und das Kind ward ruhig.

Endlich waren die Reisenden an dem ganz verwilderten rangräflich Gockelschen Schloßgarten angekommen. Da war an kein Durchkommen zu denken, und Gockel sprach zu Frau Hinkel, indem er seine Erbhühnertrage absetzte und das Grafenschwert von ihr losband und herauszog: „setze deinen Korb ab,

ſchürze deinen Rock nieder, ſtreiche dein Haar zurecht, dort an dem alten Springbrünnchen waſche dich, bade dir die Füße, ruhe ein bischen aus, damit wir mit Reſpect einziehen. Thue der Gackeleia eben ſo.“ — Ich will indeß mit meinem Grafenſchwert hier das wilde Geniſt lehren, daß man ſeinem Herrn den Weg nicht verrennt.“

Nun ſetzten ſich Frau Hinkel und Gackeleia an das Brünnchen, wuſchen und muſterten ſich, und Gackeleia patſchte mit ihren erhitzten Füßchen in dem kalten Waſſer herum. Gockel aber erhob ſein Grafenſchwert und hieb kreuz und quer mit großer Kraft einen Weg durch die wildverwirrten Hecken, Büſche und Bäume. Er hatte ſich ganz müde gearbeitet, wuſch und erquickte ſich an dem Waſſer. Frau Hinkel hatte ſich recht friſch und ſauber gemacht. Sie hatte Gackeleia einen ſchönen Blumenkranz aufgeſetzt und ihr das Hühnerneſt mit harten Broſamen, welche ſie am Brunnen erweicht, gefüllt, dieſe ſollte ſie beim Einzug in das Schloß den Vögeln ausſtreuen. Das war ſo, als wenn bei der Kaiſerkrönung zu Frankfurt Gold ausgeworfen wird.

Der Empfang war feierlich; aus den leeren Fenſteröffnungen des Schloſſes hingen Teppiche von Epheu und mancherlei Blumen nieder, und wehten blühende Geſträuche wie feſtliche Fahnen, und zwiſchen ihnen durch ſah der ſtille Abendhimmel in purpurnem Ge-

wande herab. Die vielen Säulen und Bildwerke des Schloſſes hatten Wind und Wetter und die vier Jahreszeiten ſeit lange mit dem ſchönſten Laubwerke verziert.

Der Hahn Alektryo ſaß auf dem ſteinernen Wappen über dem Thore, ſchüttelte ſich, ſchlug mit den Flügeln und krähte als ein rechtſchaffener Schloßtrompeter dreimal luſtig in die Luft, und alle Vögelein, die in dem verlaſſenen, baum-durchwachſenen Baue wohnten, und welchen der Hahn die Ankunft der gnädigen Herrſchaft verkündiget hatte, waren aus ihren Neſtern herausgeſchlüpft und ſchmetterten luſtige Lieder in die Luft, indem ſie ſich auf den blühenden Hollunderbäumen und wilden Roſenhecken ſchaukelten, welche ihre Blüthen vor den Eintretenden niederſtreuten. Der Storch auf dem Schloßgiebel klapperte dazu mit ſeiner ganzen Familie, ſo daß Alles wie eine große Muſik mit Pauken und Trompeten klang. Gockel, Hinkel und Gackeleia hießen Alle willkommen, und Gackeleia ſtreute mit vollen Händen die Broſamen aus, was mit großem Beifall von allen den Vögeln aufgenommen ward.

Hierauf zogen ſie in die alte verfallene Schloßkapelle, knieten neben den wilden Waldblumen am Altare dicht bei dem Grabſtein des alten Urgockels von Hanau nieder, ſagten Gott für ihre glückliche Reiſe Dank und flehten ihn um fernern Schutz und Segen

an. Während ihres Gebetes waren alle Vögel ganz ſtille, und da ſie ſich von den Knien erhoben, lockten Alektryo und Gallina, als Schloßhauptmann und Schlüſſeldame, an der Thüre, ſie ſollten ihnen nach dem ausgeſuchten Gemache folgen. Sie thaten dies, und der Hahn und die Henne ſchritten gackernd und majeſtätiſch über den Schloßhof auf den ſehr kunſtreich von Stein erbauten Hühnerſtall zu, deſſen Dach allein im Schloſſe bis auf einige Lücken im Stande war.

In dieſem Hühnerſtalle nun, deſſen Fenſter in ein kleines Gärtchen gingen, richteten ſie ſich ein, ſo gut ſie konnten; Gockel hing ſeine Erbhühnertrage an einen Haken hoch an der Wand auf, ſtellte die Hühnerſteige daran, und Alektryo und Gallina ſagten gute Nacht und ſpazierten ſogleich fein ordentlich hinter einander hinauf und ſetzten ſich ſtill zuſammen und ließen ſich was träumen. — Frau Hinkel ſtellte den Korb, den Spinnrocken, den Bratſpieß, die Pfanne, die Schüſſel, den Topf und den Waſſerkrug an ihre Stelle, und Gackeleia ſetzte das Hühnerneſt, wo es hin gehörte. — Dann machte Gockel aus grünen Zweigen zwei große und einen kleinen Beſen, und fegte mit Hinkel und Gackeleia den Boden ein wenig rein. Gackeleia fuhr ganz ſtolz und geſchäftig mit ihrem Beſen umher. Nun machten ſie ein Lager von Moos und dürren Blättern, worüber Gockel ſeinen Mantel und Hinkel ihre Schürze

breitete. Dann betete Gockel ein kurzes Nachtgebet vor, worauf sie sich schlafen legten, Gockel rechts, Hinkel links, das Töchterlein Gackeleia in der Mitte zwischen beiden. Von der Reise und Arbeit ermüdet, schliefen sie Alle bald ein.

Gockel sah sich am andern Morgen mit Frau Hinkel und dem Töchterchen Gackeleia in dem wüsten Schlosse seiner Voreltern um und begann sich so gut einzurichten, als es nur immer möglich war. Alektryo zog überall mit ihnen umher, und da er an einer Stelle nicht aufhörte, zu scharren und zu locken, ward Gockel aufmerksam und räumte mühsam den Schutt hinweg, wo er dann zu seiner großen Freude einiges eiserne Gartengeräth fand, das von dem eingestürzten Hause verschüttet worden war. Da war ein Spaten, eine Pickel, eine Karst, eine Harke, und Gockel machte sich gleich daran, diese rostigen Instrumente wieder blank zu wetzen und neue Stiele hinein zu schnitzen. Mit diesem Werkzeug konnte er nun tüchtig in dem Schutt herum arbeiten, und es gelang ihm, am Fuße eines Rauchfangs ein Kamin herauszugraben, in welchem der eiserne Kessel seiner Vorfahren noch an einer Kette über der Feuerstelle hing. Auch diesen scheuerte Frau Hinkel am Brunnen wieder blank, und Gockel richtete ihr das schöne Kamin zur Kochstelle ein. — Freudig rief er sie herbei und zeigte ihr die schöne Einrichtung;

aber Frau Hinkel ſeufzte und ſagte: „was ſoll uns der Herd, wenn wir nichts zu kochen haben?“ — „Gott wird helfen,“ ſagte Gockel, und lehnte ſich auf ſeine Schaufel; indem kam Gackeleia herangehüpft, und hatte eine Menge bunte Vogelfederchen in ihrer Schürze geſammelt, und ſagte: „Mutter, da ſind ſo ſchöne Federchen, mache mir doch ſolche Hühnchen und Hähnchen daraus, wie du mir oft in Gelnhauſen gemacht!“ — Gockel ſagte: „Kind dich ſchickt Gott; ja, das thue Frau Hinkel, mache ein paar Dutzend ſolcher Vögelchen, ich will ſie für Brod und andres Nöthige verkaufen.“ — Frau Hinkel, welche eine ganze Sammlung ſolchen kleinen Geflügels für das königlich Gelnhauſeniſche Hühner-Normal-Muſeum verfertigt hatte, machte nun aus Lehm und dieſen Federn allerlei artige kleine Vögel; die Beine und Schnäbel wurden aus Dorn gemacht, und ſie ſahen recht artig aus. An den Tagen, da ſie hieran auf den verfallenen Stufen des trocknen Springbrunnens ſitzend arbeitete, legte Gockel auf allen fruchtbaren Erdſtellen zwiſchen den Mauern Gartenbeete an, ordnete und verband alle Winkelchen mit Zäunen und aus umherliegenden Steinen zuſammengeſtellten Treppen. Er ſammelte alle Gartengewächſe, die im verwilderten Schloßgärtchen noch übrig geblieben waren, und pflanzte ſie fein ordentlich in die neu angelegten Beete.

Von den mitgebrachten Broten war das letzte schon seit einigen Tagen angeschnitten, und Frau Hinkel hatte die zwei Dutzend Federvögelchen fertig. Gockel nahm sie und sprach: „diese Thierchen sollen uns Brot schaffen, bis wir lebendige Hühnchen zu verkaufen haben," und somit empfahl er ihnen, fleißig zu sein, und ging fort durch den wilden Wald nach der Landstraße zu. Kaum war er eine Stunde Wegs gegangen, als er einen Postillon ganz erbärmlich blasen hörte. Er ging auf den Schall zu und sah einen Mann in gelbem Rock mit schwarzen Aufschlägen im Gebüsch herum kriechen. Als sie sich erblickten, sagte dieser: „Gott sei Dank, daß da Jemand kommt, mir aus der Noth zu helfen." — „Von Herzen gern, wenn's möglich ist," erwiederte Gockel, „was giebt es, wo fehlt es?" — „Seht," fuhr der Mann fort, ich bin der Conducteur vom heiligen römischen Reichs-Postwagen und fahre jetzt nach Nürnberg; da ich durch Gelnhausen kam, war ein Lärm in der Stadt, daß der Hühnerminister, Alles zurücklassend, mit Frau und Kind verschwunden sei. Das ärgerte den König Eifrasius, er ließ mich zu sich rufen und sagte: „Herr Conducteur, will er mir gegen ein gutes Trinkgeld einen Gefallen thun?" — „Nichts mehr als Schuldigkeit, ihre Majestät," sagte ich. — Da sagte der König: „Mein Hühnerminister, ein alter eigensinniger

deutſcher Degenknopf, iſt in Gnaden entlaſſen auf und davon gegangen, und hat nicht einmal ſeinen Gehalt für's letzte Vierteljahr mitgenommen; ich will ihm nichts ſchuldig bleiben; wie ich vermuthe, iſt er in ſein wüſtes Stammſchloß im Hanauer Walde gezogen. Nehme er ihm ſein letztes Quartal mit und ſuche er ihn auszufragen; wenn er mir einen Zettel bringt, daß er es empfangen, ſo gebe ich ihm bei der Rückkehr ein gutes Trinkgeld." — Ich war zu Allem bereit; man lud mir einen Sack voll Kartoffeln, einen Sack voll Mehl, einen Kuhkäs, einen Topf voll Butter, einige Laib Brod und einen Korb mit Eiern auf, Alles mit der Adreſſe, an Seine Hochgeborne Excellenz Herrn Herrn Raugrafen Gockel von Hanau, königlich Gelnhauſeniſchen Erhühnerminiſter in — da ſteht ein Fragezeichen. — Nun fahre ich ſchon ein paar Stunden herum und kann das Schloß nicht finden, und ich führe noch herum — aber es geht nicht — denn der Poſtwagen iſt mir umgefallen und der ganze Korb mit Eiern iſt mir zerbrochen, ihr werdet die Beſcheerung ſehen. — Ich ließ den Poſtillon ſchon eine Stunde lang um Hülfe blaſen und ſuchte einſtweilen, bis Jemand käme, uns den Wagen aufrichten zu helfen, hier unter den Bäumen Pfifferlinge für einen Freund in Nürnberg. Das iſt die Geſchichte; jetzt kommt und helft."

Gockel umarmte den Conducteur, knöpfte sein Wamms auf, zeigte ihm seinen Orden und gab sich als den Er=Hühner=Minister zu erkennen. Niemand war froher als der Conducteur. Sie eilten nach dem umgefallenen Postwagen, trugen die Kartoffeln, das Mehl, das Brod, den Käs, die Butter, die Gockel gehörten, in ein dichtes Gebüsch, richteten den Postwagen wieder auf, wischten mit Gras das Eigelb von den zerbrochenen Eiern aus dem Wagen und schmierten die Räder damit. Gockel nahm seinen Siegelring, worauf ein doppelter Hahn eingestochen war, den er mit Eigelb bestrich und dem Conducteur in sein Postbuch als Bescheinigung des Empfangs abdruckte. — „Nun ist Alles vortrefflich, Herr Graf," sagte der Conducteur, „aber eine Gefälligkeit möchte ich mir erbitten. Ein Freund von mir in Nürnberg, ein Liebhaber von Raritäten, hat auf der Durchreise in Gelnhausen im königlichen Normal=Hühner=Museum eine Sammlung kleiner, von Federn gemachter Hühnchen gesehen, und wünschte um Alles in der Welt zu wissen, wo dieselben verfertigt werden; er könnte bei seinem ausgebreiteten Handel wohl hundert Dutzend davon gebrauchen. „Gut, mein Freund," erwiederte Gockel, „ich kann sie Ihnen verschaffen, hier haben Sie gleich zwei Dutzend von neuester Façon als eine Probe; wenn Sie hier wieder vorbeifahren, legen Sie nur dort in den hohlen

Baum, was Ihr Freund dafür bezahlt, Sie ſollen dort immer von Zeit zu Zeit einige Dutzend ſolchen Geflügels vorräthig finden. Wenn Sie wieder kommen, bringen Sie mir etwas Drath und Zwirn und eine halbe Elle rothes Tuch mit, um die Beine und den Kamm an den Thierchen ſchöner machen zu können.“ Der Conducteur verſprach Alles, und da Gockel fragte, wie denn das Handlungshaus in Nürnberg heiße, zog er eine leere Rauchtabaksdüte aus der Taſche, füllte die Hühnchen hinein und zeigte Gockel die Adreſſe: Gebrüder Portorico. — Da blies der Poſtillon recht ungeduldig. Gockel ſchüttelte dem Conducteur die Hand, der in den heil. römiſchen Reichs-Poſtwagen kroch, der gewiß ſehr ſchnell fortgefahren wäre, weil er ſo gut geſchmiert war — aber der Kaſten war ſchwer, die Pferde müde, der Weg ſchlecht und der Poſtillon ſchlief.

Gockel packte ſogleich von Allem, was er erhalten hatte, ſo viel auf, als er tragen konnte, das Uebrige verdeckte er dicht mit Zweigen, um es Morgen vollends nach Haus zu bringen. Als er in das Schloß kam, rief er ſogleich: „geſchwind, Frau Hinkel! den Keſſel über's Feuer, ich bringe Lebensmittel!“ und nun zeigte er, was er gebracht, und erzählte Alles, was er erlebt. Frau Hinkel kochte Kartoffeln, machte gebrannte Mehlſuppe, backte Pfannkuchen. Sie aßen fröhlich, ſtreuten

den Vögeln Broſamen und gingen zufrieden ſchlafen. Am andern Morgen holte Gockel den übrigen Vorrath und fuhr fort in dem wüſten Gebäude aufzuräumen und einzurichten.

Ihr Leben ward täglich erträglicher in dem wilden Schloß. Gockel ging oft ganze Tage in den Wald, bald um zu jagen, bald um die Vögelchen und Hühnchen der Frau Hinkel in den hohlen Baum zu tragen, wo er immer für jedes zwei Kreuzer von den Herren Gebrüder Portorico durch den Conducteur und neue Beſtellungen, und was er ſelbſt beſtellt, hingelegt fand. — Wenn Gockel wegging, befahl er immer, was gearbeitet werden ſollte, und Alektryo horchte ſeinen Aufträgen jedesmal ſehr ernſthaft zu. Seine Befehle wurden aber nicht immer befolgt. Zum Beiſpiel: Gackeleia ſollte aus Weidenruthen Hühnerneſter flechten und die Weidenruthen in den Brunnen vor dem Schloßgarten legen, damit ſie ſich recht geſchmeidig flechten ließen; aber ſie that das ſehr nachläſſig, war eine neugierige, naſchhafte kleine Spielratze, guckte in alle Vogelneſter, naſchte von allen Beeren, machte ſich Blumenkränze und hatte keine rechte Luſt zum Arbeiten, weßwegen der ſtrenge Alektryo ſie manchmal mit großem Zorn ankrähte, ſo daß ſie erſchreckt zu ihrer Arbeit zurücklief. Darum faßte ſie einen ſtarken Unwillen auf den alten Wetterpropheten und verklagte

ihn bei der Mutter. Auch diese hatte keine Liebe zu Alektryo, denn wenn sie sich manchmal über der Gartenarbeit ermüdet auf einen Stein setzte und sehnsüchtig an die Fleischer- und Bäckerladen zu Gelnhausen dachte, begann Alektryo, der ihr immer wie ein beschwerlicher Haushofmeister auf allen Schritten nachging, auf den zu bestellenden Gartenbeeten zu scharren und zu krähen, um sie an die Arbeit zu erinnern.

Als sie nun einst so sitzend eingeschlafen war und vergessen hatte, der Henne Gallina Futter vorzustreuen und frisches Wasser zu geben, träumte ihr auch von den Gelnhausener Braten und Eierwecken so klar und deutlich, daß sie im Traum sagte: „ach, es ist Wahrheit, es ist kein Traum;" da krähte ihr Alektryo so schneidend dicht in die Ohren, daß sie vor Schrecken erwachte und an die harte Erde fiel. Darum hatte sie einen noch viel größern Unwillen gegen den ehrlichen Stammhahn Alektryo, und jagte ihn überall hinweg, wo sie zu thun hatte. Auch hätte sie ihm gerne längst den Hals abgeschnitten, weil er sie alle Morgen um 3 Uhr von ihrem Lager aufweckte. Aber er wat ihr zu der Hühnerzucht, auf welche Gockel alle seine Hoffnung gestellt hatte, gar zu nöthig.

Wenn nun Gockel Abends heimkehrte, kam ihm gewöhnlich Alektryo entgegengeflogen, schlug mit den Flügeln und krähte ihm allerlei vor, als wolle er

Hinkel und Gackeleia wegen ihrer Nachläßigkeit verklagen, und dieſe verklagten den Hahn wieder und es ging ein ſtrenges Nachforſchen Gockels über Alles an, wo dann Hinkel und Gackeleia mancherlei Verdruß bekamen, ſo daß ſie dem Alektryo täglich feindſeliger wurden. Das Alles währte ſo fort, bis die Henne Gallina dreißig Eier gelegt hatte, auf denen ſie brütend ſaß. Auf dieſe Brut ſetzte Gockel alle ſeine Hoffnung für die Zukunft, und zürnte darum ſo gewaltig auf Frau Hinkel, als ſie die Vorſprecherin der Raubvögel werden wollte, die gern im Schloſſe aufgenommen geweſen wären, worüber ihr Gockel einen ſo derben Verweis gab, wie ich gleich anfangs erzählte.

Die Freude des guten Gockels über ſeine brütende Henne war ungemein groß, und da er täglich erwartete, daß die kleinen Hühnchen auskriechen ſollten, eilte er nach einer nahe gelegenen Stadt, Hirſe zu ihrem Futter zu kaufen, und empfahl ſowohl der Frau Hinkel als der kleinen Gackeleia ſehr, auf die brütende Gallina Acht zu haben, daß ihr ja niemals etwas mangle. Er ging ſchon um Mitternacht weg, weil er einen weiten Weg vor ſich hatte. Frau Hinkel dachte nun einmal recht auszuſchlafen und nahte ſich dem Hahn Alektryo, der noch auf ſeiner Stange ſchlafend ſaß, ergriff ihn und ſteckte ihn in einen dunkeln Sack, damit er den anbrechenden Morgen nicht erblicken und

ſie mit ſeinem Krähen nicht erwecken möge, worauf ſie ſich wieder niederlegte und wie eine Katze zu ſchlafen begann.

Das Töchterlein Gackeleia aber ſchlief nicht viel, denn ſie hatte ſich ſchon lange darauf gefreut, wenn der Vater Gockel einmal länger abweſend ſein würde, ſich ein Vergnügen zu machen, das ſie gar nicht erwarten konnte. Sie hatte nämlich bei ihrem Herumklettern in einem entfernten Winkel des alten Schloſſes eine Katze mit fünf Jungen gefunden und weder dem Vater noch der Mutter etwas davon geſagt, weil dieſe immer ſehr gegen die Katzen ſprachen. Gackeleia aber konnte ſich nie ſatt mit den artigen Kätzchen ſpielen; ſie brachte alle ihre Freiſtunden bei denſelben zu und hätte der alten Katze den Namen Schurrimurri gegeben, die fünf jungen aber Mack, Benack, Gog, Magog und Demagog genannt. Heute ſtand ſie nun in aller Frühe leiſe neben der ſchlafenden Mutter auf, froh, daß Alektryo ſie nicht verrathen könne, denn ſie hatte wohl bemerkt, daß die Mutter ihn in den Sack geſteckt. Als ſie aber an dem Neſte der brütenden Gallina vorüberging, hatte ſie eine wunderbare Freude, denn ſiehe da, alle die Eier waren kleine Hühnchen geworden und piepten um die Henne herum und drängten ſich um ihre ausgebreiteten Flügel und guckten bald da, bald dort mit ihren niedlichen Köpfchen hervor.

Gackeleia wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen; anfangs wollte sie die Mutter gleich wecken, dann aber fiel es ihr ein, sie wolle es zuerst ihren kleinen Kätzchen erzählen, und meinte, die würden sich eben so sehr, als sie selbst, über die schönen Hühnchen freuen.

Schnell lief sie nun nach dem Katzennest, und als ihr die alte Katze mit einem hohen Buckel entgegen kam und um sie herumzuschnurren begann, und die kleinen Kätzchen hinter ihr drein zogen, sprach Gackeleia: „Ach, Schurrimurri! Gallina hat dreißig junge Hühnchen, und jedes ist nicht größer als eine Maus.“ Als die Katze dies hörte, war sie so begierig die Hühnchen zu sehen, daß ihr die Augen funkelten. Da sagte Gackeleia: „Wenn du hübsch leise auftreten willst und nicht miauen, damit die Mutter nicht erwacht, so will ich dir die artigen Hühnchen zeigen; die kleinen Kätzchen können auch mitgehen, die werden große Freude an den Hühnchen haben.“ Gleich lief nun Schurrimurri mit ihren Jungen vor Gackeleia her, und als sie an den Stall gekommen waren, ermahnte sie dieselben nochmals, recht artig zu sein, und machte leise die Thüre auf. Da konnte sich aber Schurrimurri nicht länger halten, sie setzte mit einem Sprunge auf die brütende Gallina und erwürgte sie, und die jungen Kätzchen waren eben so schnell mit den jungen Hühnchen fertig.

Das Geschrei der Gackeleia und der sterbenden Gallina weckte die Mutter, die noch auf dem Lager schlief und mit Entsetzen ihre ganze Hoffnung von der Katze erwürgt sah, die sich, nebst ihren Jungen, bald mit ihrer Beute davon machte. Gackeleia und Hinkel weinten und rangen die Hände, und der arme Alektryo, der das Wehgeschrei der Seinigen wohl gehört hatte, flatterte und schrie in dem Sack.

Gackeleia wollte sterben vor Angst, sie umfaßte die Kniee der Mutter und schrie immer: „ach der Vater, ach der Vater; ach was wird der Vater sagen, ach er wird mich umbringen; Mutter, liebe Mutter, hilf der armen Gackeleia!“

Frau Hinkel war nicht weniger erschreckt als Gackeleia, und fürchtete sich nicht weniger als diese vor dem gerechten Zorne Gockels, denn sie hatte den wachsamen Alektryo in den Sack gesteckt. Als sie das bedachte, fiel ihr auf einmal ein, sie wolle den Hahn Alektryo als den Mörder der jungen Hühnlein angeben, und hoffte dadurch den Zorn Gockels auf diesen unbequemen Wächter zu wenden. Sie nahm daher den Sack, worin der Hahn war, und sagte: „komm Gackeleia, wir wollen dem Vater nacheilen und ihm den Alektryo als den Mörder der kleinen Hühner und der Gallina überbringen,“ und so eilten sie nun beide, den Gockel einzuholen, der im Walde herumstrich, einiges Wild

zu erlegen, das er bei dem Krämer gegen Hirse vertauschen wollte.

Bald sahen sie ihn auch in einem Busche zwei Schnepfen, die sich in einem Sprenkel gefangen hatten, in seinen Ranzen stecken; da fingen sie laut an zu weinen. Gockel schrie ihnen entgegen: „Gott sei Dank, ihr weinet gewiß vor Freude, Gallina hat gewiß dreißig schöne junge Hühnchen ausgebrütet.“ — „Ach,“ schrie Frau Hinkel, „ach ja, aber!“ — „Aber, was aber?“ sagte Gockel, „was aber weint ihr, dreißig Hühner, und immer so fort, entsetzlich viele Hühner!“ — Da rief Hinkel: „O Unglück über Unglück, Alektryo, dein sauberer Haushahn hat Gallina und alle die gegenwärtigen und künftigen Hühner gefressen! Da hab' ich ihn in den Sack gesteckt, da hast du ihn, strafe ihn, ich will ihn nie wieder sehen.“ Mit diesen Worten warf sie dem vor Schreck versteinerten Gockel den Sack mit dem Hahne vor die Füße.

Gockel war über die schreckliche Nachricht, die alle seine Hoffnungen zerstörte, ganz wie von Sinnen; „ach,“ rief er aus, „nun habe ich Alles verloren, das Glück weicht von meinem Stammhaus: alle meine Voreltern und Nachkommen sind betrogen durch den unseligen Alektryo, den wir über Menschen und Vieh hoch geachtet haben. O! hätte ich ihn doch vorzeiten an drei morgenländische Petschierstecher für einen

Geisbock verkauft, da hätten wir doch etwas gehabt.“ Als Frau Hinkel hörte, daß er den Alektryo so gut hätte verkaufen können, machte sie dem Gockel bittere Vorwürfe, der immer trauriger ward und endlich seinen alten pergamentenen Adelsbrief aus dem Busen zog und seiner Frau sagte: „Hinkel, sieh, was meinen Stamm immer bewogen hat, den Alektryo zu ehren; da unten auf der goldenen Büchse, in welcher der treulose Alektryo als mein Familien-Wappen in Wachs abgebildet ist, steht ein alter Familienspruch, nach welchem ich mit allen meinen Vorfahren von dem Geschlechte des Alektryo unser Glück erwartete. Die schriftliche Urkunde davon ist bei der Verbrennung unseres Schlosses verloren gegangen, mein Großvater hat den Spruch aber zum ewigen Angedenken auf die goldene Siegelbüchse stechen lassen. Er lautet ganz klar:

Alektryo bringt dir Glücke selbst um Undank. Gockel — Kopf — Kropf — Siegel — Brot gab.

Was aber die Worte: Kopf, Kropf, Siegel, Brot gab, bedeuten sollen, weiß ich nicht.“

Als er kaum die Worte ausgesprochen hatte, traten drei Männer aus dem Gebüsch und sprachen: „was befehlen der Herr Graf Gockel von Hanau von uns?“ — „Wie so,“ sagte Gockel unwillig, „was soll ich befehlen? — „Der Herr Graf,“ antworteten die Män-

ner, „haben doch unsere Namen, Kopf, Kropf und Siegel, zweimal ausgesprochen, denn so heißen wir, seit unsere Voreltern nach Deutschland gezogen. Aber vielleicht wollen der Herr Graf sich ein neues Petschaft stechen lassen; denn außerdem, daß wir in der Astrologie, Physiognomie, Chiromantie, Geomantie, Hydromantie, Crystallomantie, Cabbala, Goetie, Diplomatie und Prophetie unbegreiflich billige Privatstunden geben, und daß wir Hühneraugen schneiden, zerbrochenes Porzellain kitten und Kaffeemühlen scharf machen, sind wir hauptsächlich Petschierstecher, was durchaus zur Diplomatie, wegen der Siegelkenntniß an den Urkunden, und zur Verfertigung der Talismane nöthig ist. Ach, Herr Graf! es gehört heut' zu Tage ein entsetzlicher Umfang dazu, um in den Wissenschaften complet zu sein; es werden grausame Forderungen gemacht, und was hat man davon? nichts als die Ehre, daß Alles in einander greift mit leeren Händen. Ja, wenn der Handel mit Vieh, mit alten Kleidern und Hasenpelzen nicht wäre — Herr Graf! — wahrhaftig die hohen Wissenschaften machen die Suppe nicht fett. — Also, daß ich meine Rede nicht vergesse, wollen der Herr Graf sich nicht ein Petschaft stechen lassen? — denn wir sehen, daß Sie Ihr Siegel in den Händen haben, welches ein Siegel des Gleichnisses, voll der Weisheit und ausnehmend schön ist."

„Ach," sagte Gockel, „ich möchte mein Wappen lieber ganz vernichten, denn der Hahn Alektryo, der darauf abgebildet ist, hat uns schändlich betrogen," und nun erzählte er ihnen sein ganzes Unglück. — Da zog Gockel den Hahn aus dem Sack und sprach weinend: „o Alektryo, Alektryo! welch Leid hast du mir gethan." Alektryo ließ Kopf und Flügel hängen und war sehr traurig; aber als ihm der eine Petschierstecher an den Kropf fühlen wollte, ward er ganz wüthend; alle seine Federn sträubten sich empor, er hackte und biß nach ihm und schrie und schlug so heftig mit den Flügeln, daß der Mann zurückwich, und Gockel den Hahn kaum halten konnte.

„Schau eins," sagten die drei Petschierstecher, „man soll noch Geld geben für ein so wildes Ungeheuer, es will die Leute fressen; wer wird ihn kaufen?" Als aber Gockel ihn immer wohlfeiler bot, sagten sie ihm endlich: „wir geben dem Herrn Grafen, wenn er uns den Hahn nach Hause tragen will, neun Ellen Zopfband dafür, daß er sich einen schönen langen Zopf binden kann, wie sich's einem Grafen gebührt," und Gockel willigte ein, um nur etwas für den Alektryo zu erhalten.

Frau Hinkel und Gackeleia hatten alles dieses still mit angehört und gingen mit schwerem Gewissen nach Hause, denn sie wußten wohl, daß die Drei die Un-

wahrheit ſagten. Gockel aber nahm den Alektryo unter den Arm und folgte traurig den drei Petſchierſtechern durch den Wald nach ihrem Wohnorte. Anfangs gingen ſie dicht um ihn; weil der Hahn aber dann immer nach ihnen biß und ſchrie, baten ſie Gockel, einige Schritte mit dem grauſamen Ungeheuer hinter ihnen her zu gehen. Gockel hörte öfter, wie die drei unheimlichen Männer zu einander ſagten: „Kropf auf, Siegelring, Kopf ab," und wie ſie dann mit einander zankten und immer Einer zum Andern ſchrie: „nein ich Siegelring, nein du Kropf auf, nein du Hals ab," und als Gockel ſie fragte, warum ſie immer mit einander zankten, ſagten ſie: „ei, es will keiner von uns den Hahn ſchlachten, weil er ein ſo grauſames Thier iſt; wenn der Herr Graf ihn gleich ſchlachten, ſo wollen wir Ihro Excellenz den Kamm, die Füße und Sporen und Schweif geben; die können Sie auf die Mütze ſetzen zum ewigen Andenken, — ein ſchönes Monument, ein ſtatuirtes Exempel für den Undank; drehen Sie ihm unter'm Tragen doch ganz leiſe den Hals herum."

„Gut," ſagte Gockel, und faßte den Alektryo an der Kehle. Da fühlte er aber etwas ſehr hartes in ſeinem Kropfe, und der Hahn bewegte ſich ſo heftig dabei, daß die Männer ſich ſehr fürchteten und zu Gockel ſagten: Ach gehen der Herr Graf ein wenig

weiter hinter uns her.“ Das that Gockel, und als er wieder an den Hals des Alektryo faßte, fühlte er das Harte im Kropfe wieder, und machte ſich allerlei Gedanken, was es doch nur ſein könne. Da ſagte auf einmal der Hahn mit deutlichen Worten zu ihm:

„Lieber Gockel, bitt' dich drum,
Dreh' mir nicht den Hals herum,
Köpf' mich mit dem Grafenſchwert,
Wie es eines Ritters werth.
Weh', Graf Gockel, bittre Schmach!
Trägt den Hahn den Schelmen nach.“

Gockel blieb vor Schrecken und Rührung ſtehen, als er den Alektryo reden hörte, aber er beſann ſich bald eines Andern und wollte ihnen nicht mehr den köſtlichen Hahn, der reden konnte, um neun Ellen Zopfband nachtragen, und rief ihnen zu, links in das Gebüſch zu treten, jetzt wolle er das grauſame Ungeheuer tödten.

Sie ſprangen ſchnell in das Gebüſch, aber da war eine mit Reiſern bedeckte Wolfsgrube, die kannte Gockel gut, denn er hatte ſie ſelbſt gegraben, und Plumps fielen alle drei morgenländiſche Petſchierſtecher hinein, und riefen dem Gockel, ihnen herauszuhelfen; aber dieſer gab keine Antwort und ſchlich ſich in die Nähe der Grube, um zu hören, was ſie da unten für Betrachtungen anſtellen würden.

„O weh' mir!“ schrie der Eine, „da haben wir es, wer dem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; was nützt uns nun der Siegelring des Darius, womit er die Löwengrube verschlossen, wir sitzen in der Wolfsgrube. Alle Mühe und Arbeit und Salomonis Siegelring in des Hahnen Kropf ist verloren für uns; der Gockel muß es gemerkt haben, daß Kopf, Kropf, Siegel nicht unsere Namen, sondern nur einzelne Worte des alten geheimen Spruches sind, welcher sagt: man müsse dem Hahnen den Kopf ab und den Kropf aufschneiden, um Salomonis Siegelring aus demselben zu erhalten, der einem giebt, Herz, was verlangst du? Jugend und Reichthum, alle Güter der Welt, Geld! — Geld! — Geld! — Geld!“ —

„Weh', Alles umsonst, Alles verloren! Wenn wir nur aus dem Loche wären; und wer bezahlt mir nun die Katze, die ich mit ihren fünf Jungen selbst aus meinem Beutel gekauft und in das Schloß gesetzt habe, damit sie die Gallina sammt der Brut fressen sollte, auf daß dem Gockel der Hahn feil würde? Wer bezahlt mir die Katze? ich will mein Geld für die Katze! Hätte ich ihr den Pelz doch abziehen und sie als einen Hasen verkaufen und den Pelz auch verkaufen können, ich will mein Geld für die Katze! Die Katze ist verloren, der Ring ist verloren, der einem giebt, Herz, was verlangst du? Jugend und Reichthum, alle

Güter der Welt! — Geld! — Geld! — Geld! — Geld!“ —

Es war Nacht geworden, als Gockel nach Hauſe kam. Frau Hinkel und Gackeleia ſchliefen ſchon, denn ſie erwarteten heute den Vater nicht zurück, weil ſie glaubten, er ſei mit den Käufern des Alektryo nach der Stadt gegangen. Zuerſt ſchlich ſich Gockel nach dem Winkel, wo die mörderiſche Katze mit ihren Jungen ſchlief, Alektryo zeigte ihm den Weg. Gockel ergriff ſie Alle zuſammen und ſteckte ſie in denſelben Sack, in welchem Alektryo gefangen geweſen war. Ach wie trauerten Gockel und Alektryo, als ſie die Federn und Gebeine der guten ermordeten Gallina und ihrer Küchlein um das Neſt der Katze herumliegen ſahen. Sie weinten bittere Thränen mit einander und Alektryo ſammelte, mit ſeinem Schnabel herumſuchend, alle Beinchen und Federn der Ermordeten in die Mütze Gockels, der ſie ihm hiezu hinhielt. Dann ſprach Alektryo zu Gockel, indem er traurig vor ihm herſchritt, Kamm und Schweif niederſenkte und die Flügel hängen ließ, als begleite er wie ein Kriegsmann mit geſenkter Fahne und niedergewendetem Gewehr eine Leiche zu Grabe:

Nun folg' mir zur Kapelle,
Daß dieſe theure Laſt
Dort find' an heil'ger Schwelle
Auf ewig Ruh' und Raſt.

So gingen sie wie ein stiller Leichenzug zu der wüsten Kapelle; Alektryo sang eine leise Lamentation und die Vögel, aus dem Schlafe erwachend, guckten hie und da aus den Nestern und lamentirten, ohne die einfache Würde der erhabenen Trauerceremonie zu stören, in sanfter Harmonie ein bischen mit. Der Himmel selbst hatte seine Sterne mit Wolken verhüllt, und der Mond, mit Thränen im Auge, schimmerte bleich durch einen Schleier der Wehmuth. Die halbe Natur stimmte in das schöne Ganze dieser eben so rührenden als würdigen Feier mit ein, wobei auch die so sinnige Mitwirkung der Büsche und Kräuter und Blumen rühmlich zu erwähnen ist, denn die Glockenblume, die ehr- und tugendsame Jungfer Campana, läutete ganz mitleidig mit allen ihren blauen Glocken, und die bewußten weißen Rosen, die bei Feierlichkeiten immer so beliebten weißgekleideten Mädchen, gossen Schalen voll reichlichen Thränenthaues vor dem Zuge aus; man bemerkte unter den Leidtragenden die so achtbare Klagejungfrau Rosmarin, die demüthige Familie Thymian, die Miß Lavendel, die Comtesse Quendel und viele andere edle Familien. Auch die barmherzigen Schwestern Jungfer Melissa, Krausemünze, Kamille, Schafgarbe, Königskerze, Ehrenpreis, Baldrian, Himmelsschlüßel bewiesen ihre innigste Theilnahme. Vor allen Andern des schönen Blumengeschlechtes aber beurkundete Fräulein Re-

seda, welche so oft im Wochenblättchen anzeigt, daß sie mehr auf gute Behandlung als großen Gehalt sehe, den guten Geruch aller ihrer Verdienste.

Als nun aber Hinkel und Gackeleia aufgestanden waren und Gockel heftig fragte, wie sie hätten den Mord, den die Katze verübt, auf den edlen Alektryo schieben können, sanken beide auf die Kniee, gestanden ihr Unrecht unter bitteren Thränen, und versprachen, es niemals wieder zu thun. Gockel hielt ihnen eine scharfe Ermahnung und bat den Alektryo, ihnen selbst ihre Strafe zu bestimmen. Der gute Alektryo aber bat für sie und verzieh ihnen selbst. Gockel sagte nun: „Deine Strafe, Frau Hinkel, soll sein, daß ich dir und deiner Tochter ein Hühnerbein und einen Katzenellenbogen in das Wappen setze zum ewigen Andenken für eure böse Handlung, und außerdem soll Gackeleia, weil sie die Katze Schurrimurri mit ihren verwegenen Söhnen, Mack, Benack, Gog, Magog und Demagog sich heimlich zum Spiele erzogen und diese ihre Spielerei ein solches Unglück angestellt hat, nie eine Puppe besitzen, nie mit einer Puppe spielen dürfen.“ Ach, da fingen Frau Hinkel und Gackeleia bitterlich zu weinen an.

Gockel befahl nun dem Hahn, den Scharfrichter zu holen, damit die Katze mit ihren Jungen hingerichtet würde. Da schrie der Hahn und alle Vögel: „das ist

die Eule, die große alte Eule, die dort draußen in der hohlen dürren Eiche mit ihren Jungen ſitzt," und ſogleich ward die Eule gerufen. Als dieſe ernſthaft und finſter wie ein verhaßtes, gefürchtetes, von allen andern Vögeln geflohenes Thier mit ihren Jungen zu der Kapelle mit ſchweren Flügeln herein raſſelte und mit dem Schnabel knappte und hu hu ſchrie, und die Augen verdrehte, verſteckten ſich die Vögel zitternd und bebend in alle Löcher und Winkel; und Gackeleia verkroch ſich ſchreiend unter die Schürze ihrer Mutter, welche ſich ſelbſt die Augen zuhielt. Gockel aber legte den Sack, worin die böſe Katze mit ihren Jungen ſtack, in die Kapelle, und die Eule trat mit ihren drei Jungen vor den Sack hin.

Da wollten ſie den Sack aufmachen und die Katzen vor aller Augen hinrichten, aber Gackeleia ſchrie ſo entſetzlich, daß Gockel der Eule befahl, mit ihren Söhnen den Sack fortzutragen und ſich zu Hauſe mit den Katzen abzufinden, was ſie auch buchſtäblich gethan. — Ja, ja ſie fanden ſich mit ihnen ab!

Als ſo dieſes ſchreckliche Schauſpiel vermieden war, trat Alektryo vor Gockel und verlangte, daß er ihm nun den Kopf abſchlagen, ſich den Siegelring Salomonis aus ſeinem Kropfe nehmen und ihn ſodann mit den Gebeinen der Gallina und ihrer Jungen verbrennen ſollte. Gockel weigerte ſich lange, dem Begehren

des Alektryo zu folgen, aber da er ſich auf keine Weiſe wollte abweiſen laſſen und ihn verſicherte, daß er ſich doch in jedem Falle zu Tode hungern werde, ſo willigte Gockel ein; er umarmte den edlen Alektryo nochmals von ganzem Herzen. Dann ſtreckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und rief, auf der Inſchrift des Grabſteins ſcharrend, mit lauter Stimme aus:

Alektryo bringt dir Glück ſelbſt um Undank.
O Gockel! hau' ihm den Kopf ab,
Schneid' ihm den Kropf auf!
Salomo's Siegelring Jedem noch Brot gab.

Am Schluſſe dieſer Worte ſchwang Gockel das Grafenſchwert und hieb den Hals des Alektryo mitten durch, daß ihm der Kopf des Hahnen vor die Füße fiel und der todte Rumpf in den Scheiterhaufen ſank. Gockel nahm das ehrwürdige Haupt bei dem Kamm, hob es empor, küßte es, ſchüttelte es dann über ſeiner Hand, und der Siegelring Salomonis fiel ihm hinein. Alle Anweſenden weinten, Gockel legte das Haupt zu dem Leibe auf den Scheiterhaufen der Gebeine Gallina's; alle Vögel brachten noch dürre Reiſer und legten ſie drum her, da ſteckte Gockel die Reiſer an und verbrannte Alles zu Aſche; aus den Flammen aber ſah man die Geſtalt eines Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davon ſchweben. Nun begrub Gockel die Aſche und deckte den Stein mit der

Schrift wieder mit Erde zu und hielt dann eine herrliche Leichenrede über die Verdienste Gallinas und besonders Alektryos, wie des edlen Hahnengeschlechts überhaupt.

Den ganzen übrigen Tag weinten Frau Hinkel und Gackeleia noch öfter, und wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß sie an dem Tode der Gallina und Alektryos Schuld gewesen. Gockel gab ihnen die schönsten Ermahnungen, sie versprachen die aufrichtigste Besserung, und so entschlief die ganze Familie am Abend dieses traurigen Tages nach einem gemeinschaftlichen herzlichen Gebet.

Als Gockel in der Nacht erwachte, gedachte er der Frau Hinkel und seines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe, und entschloß sich, ihnen nach dem vielen Schrecken, den sie gehabt, eine rechte Freude zu machen und zugleich den Siegelring Salomonis zu versuchen. Er nahm daher den Ring aus der Tasche, steckte ihn an den Finger und drehte ihn an demselben herum mit den Worten:

„Salomon, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Mach' mich und Frau Hinkel jung,
Trag' uns dann mit einem Sprung
Nach Gelnhausen in ein Schloß,
Gieb uns Knecht und Magd und Roß,

Gieb uns Gut und Gold und Geld,
Brunnen, Garten, Ackerfeld,
Füll' uns Küch' und Keller auch,
Wie's bei großen Herrn der Brauch,
Gieb uns Schönheit, Weisheit, Glanz,
Mach' uns reich und herrlich ganz,
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum!"

Unter dem Drehen des Ringes und dem öfteren Wiederholen dieses Spruches schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es trete ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein großes Buch vor ihm aufschlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Springbrunnen, Hausgeräthe, Kleidungsstücke, Tapeten, Schildereien, Alamode-Kutschen, Pferde, Livreen und andere dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchen er sich heraussuchen mußte, was ihm wohlgefiel. Gockel beobachtete bei der Wahl Alles mit großem Fleiße, was Frau Hinkel und Gackeleia gefallen konnte, denn er träumte so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte.

Es war noch dunkel, und er war so voll von seinem Traume, daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen; auch fühlte er ein so wunderbares Behagen durch alle seine Glieder,

daß er ſich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen. Da er ſich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichſten Wohlgerüche um ſich her und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köſtliche Gewürzblumen in ſeinem alten Hühnerſtall über Nacht müßten aufgeblüht ſein. Als er aber, ſich auf ſeinem Lager wendend, bemerkte, daß kein Stroh unter ihm kniſtre, ſondern daß er auf ſeidenen Kiſſen ruhe, begann er vor Erſtaunen auszurufen: „o Jemine, was iſt das?“ In demſelben Augenblicke rief Frau Hinkel dasſelbe, und dann riefen beide: „wer iſt hier?“ und beide antworteten: „ich bin's, Gockel! — ich bin's, Hinkel!“ aber ſie wollten's beide nicht glauben, daß ſie es ſeien. Es hatte ihnen Beiden dasſelbe geträumt und ſie würden geglaubt haben, daß ſie noch träumten, aber ſie fanden gegenſeitig ihre Stimmen ſo verändert daß ſie vor Verwunderung gar nicht zu Sinnen kommen konnten. „Gockel,“ flüſterte Frau Hinkel, „was iſt mit uns geſchehen? Es iſt mir, als wäre ich zwanzig Jahre alt.“ „Ach, ich weiß nicht,“ ſagte Gockel, „aber ich möchte eine Wette anſtellen, daß ich nicht über fünf und zwanzig alt bin.“ „Aber ſage nur, wie kommen wir auf die ſeidenen Betten?“ fragte Frau Hinkel, „ſo weich habe ich ſelbſt nicht gelegen, als du noch Faſanenminiſter in Gelnhauſen warſt, — und die himmliſchen Wohlgerüche umher, — aber ach, was

iſt das? Der Trauring, der mir immer ſo loſe an dem Finger hing, daß ich ihn oft Nachts im Bettſtroh verloren, ſitzt mir jetzt ganz ordentlich, ſo daß ich ihn eben drehen kann, ich bin gar nicht mehr ſo klapperdürr.“ — Dieſe letzten Worte erinnerten Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „ach, das mag Alles von meinem geſtrigen Wunſche herkommen;“ da hörte er auch Roſſe im Stalle ſtampfen und wiehern, hörte eine Thür gehen, und es fuhr ein Licht durch die Stube an der Decke weg, als wenn Jemand mit einer Laterne Nachts über den Hof geht. Er und Hinkel ſprangen auf, aber ſie fielen ziemlich hart auf die Naſe, denn jetzt merkten ſie, daß ſie nicht mehr auf der ebenen Erde, ſondern auf Polſterbetten geſchlafen hatten, und der Schein, der durch die Stube gezogen war, hatte nicht die rauhe Wand ihres Hühnerſtalles, an welcher Stroh und die alte Hühnerleiter lag, ſondern prächtige gemalte und vergoldete Wände, ſeidene Vorhänge und aufgeſtellte Silber- und Gold-Gefäße beleuchtet. Sie rafften ſich auf von einem ſpiegelglatten Boden, ſie ſtürzten ſich in die Arme und weinten vor Freude, wie Kinder. Sie hatten ſich ſo lieb, als hätten ſie ſich zum erſtenmale geſehen. Nun bemerkten ſie den Schein wieder und ſahen, daß er durch ein hohes Fenſter herein fiel. Mit verſchlungenen Armen liefen ſie nach dem Fenſter und ſahen, daß es von

der Laterne eines Kutſchers in einer reichen Livree herkam, der in einem großen geräumigen Hof ſtand, Hafer ſiebte und ein Liedchen pfiff. Im Schein der Laterne, der an das Fenſter fiel, ſah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und beide lachten und weinten und fielen ſich um den Hals und riefen aus: „ach Gockel, ach Hinkel, wie jung und ſchön biſt du geworden!“ Da ſprach Gockel: „Alektryo hat die Wahrheit gegeſprochen, der Ring Salomonis hat Probe gehalten, alle meine Wünſche, bei welchen ich ihn drehte, ſind in Erfüllung gegangen;“ und da erzählte er der Frau Hinkel, wie ihm der Mann mit dem großen Bilderbuch erſchienen und er Alles heraus geſucht und den Ring dabei gedreht habe. — „Ach Gockel, Herzens-Gockel! haſt du wirklich Alles ſo gewünſcht, Alles wie es mich freuet und erquickt? Dieſes lange, lange Hemd, dieſen tiefrothen, chineſiſchen Schlafrock, fein, fein, man kann ihn ganz in den Raum einer Nuß verbergen. Gockel! und dieſes ſeidene Netz um meine Haare — Alles, Alles ſo nach meiner Luſt?“ — „Ja,“ ſagte Gockel, „Alles nach deiner Luſt, es wird ſchon Tag werden, da wirſt du erſt ſehen die hohen, hellen Räume, Säle, um Wettrennen darin anzuſtellen, lauter Doppelthüren, Fußböden mit Purpurteppichen bedeckt, herrliche breite Treppen auf Säulen ruhend, Terraſſen, Gallerien, offne Hallen; ach Hinkel! welche

Gärten und Springbrunnen und Säulenhallen und Statuen und Aussichten und schöne Berglinien und Lorbeer=, Myrthen=, Cypressen=, Citronen=, Pomeranzen=, Orangen=, Granatenhaine und eine Wiege von weißen Lilien!"

„Lieber Gockel," sagte Frau Hinkel, „es ist nicht möglich, es ist zu viel, ich kann's nicht glauben; aber ich möchte trinken, kannst du mir nicht ein Glas Wasser herbeidrehen? — „Geh nur links an deinen Waschtisch," erwiderte Gockel, „und halte den Krystall=Pokal zum Fenster hinaus."

Gockel zog den rothdamastenen Vorhang hinweg, da sah man durch die blüthenvollen Wipfel der Orangenbäume in den blauen Himmel, an dessen Osten der Tag graute; der Mond stand am Himmel wie ein freigebiger Kavalier, welcher der Frau Gräfin Hinkel von Hennegau ein Ständchen von der Nachtigall will bringen lassen. — „Reiche nur den Pokal hinaus," sagte Gockel, „fahre nur mit der Hand mitten durch die Orangenblüthen, die Geister Salomonis werden schon einen Wasserstrahl senden, der dir das Herz erlabt. — Frau Hinkel that, wie Gockel befahl, und Gockel sprach, den Ring drehend:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,

Füll' Frau Hinkel den Pokal
Mit der reinſten Quelle Strahl,
In der Felſen Herz entſprungen,
Durch der Erde Bruſt gedrungen,
Durch der Blüthen Duft geſchwungen,
Von der Nachtigall beſungen,
Von der Sterne Licht gegrüßt,
Von des Mondes Strahl geküßt;
Gieb zum Labſal durſt'ger Zungen
Ein Glas Waſſer, bitt' dich drum!
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um."

Schon während dieſen Worten plätſcherte es unter den Oraugen-Bäumen heftiger, die Blätter bewegten ſich, die Blüthen küßten ſich, und zwiſchen ihnen ſpritzte der feine, im Mond- und Sternenlicht ſchimmernde Strahl eines Springbrunnens aus dem unten liegenden Garten empor und füllte den Pokal, welchen die Hand der Frau Hinkel hinaushielt, ohne ſie ſelbſt im Mindeſten zu benetzen. Frau Hinkel trank und trank wieder, auch Gockel trank, und die allerliebſte Frau Nachtigall ſang in der nahen Linde das freundlichſte: „Wohl bekomm's, Frau Gräfin von Hennegau!" dazu.

Nun liefen ſie an ein drittes Fenſter; „o je, welche Freude!" rief Frau Hinkel aus, „wir ſind in Gelnhauſen; da oben liegt das Schloß des Königs, und da drüben, o zum Entzücken! da ſehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleiſcherladen; es iſt noch ganz

ſtille in der Stadt; horch, der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straße, drei Uhr iſt es; ach, was wird er ſich wundern, wenn er hierher auf den Markt kommt und auf einmal unſern prächtigen Palaſt ſieht! Und der König, was wird der König die Augen aufreißen und alle die Hofherren und Hofdamen, die uns ſo ſpöttiſch anſahen, da wir in Ungnade fielen, was werden ſie gedemüthigt ſein durch unſern Glanz! O Gockel, liebſter Gockel, was biſt du für ein herzallerliebſter, beſter Gockel mit deinem Ring Salomonis!" und da fielen ſie ſich wieder um den Hals und fuhren gleichſam Schlitten auf dem ſpiegelglatten Boden.

Es brach aber der Tag an und es war kein Traum; Alles hatte Beſtand, ſie blickten Arm in Arm ſchen und doch freudig bald ſich in ihrer verjüngten Geſtalt und prächtigen Kleidung, bald die wunderbare Pracht ihres Schlafgemaches an, und als ſie neben ihrem großen Prachtbett, welches wie ein Himmelwagen ausſah, mit Federbüſchen beſteckt, ein anderes ſchönes Bettchen ſahen, fiel ihnen erſt im Taumel der großen Freude ihre liebe Gackeleia ein; ſie riſſen die rothſammetnen, goldgeſtickten Vorhänge hinweg, da lag Gackeleia, ſchön wie ein Engel, ach viel ſchöner, als ſie je geweſen. Gockel und Hinkel erweckten ſie mit Küſſen und Thränen:" Wach' auf, Gackeleia, ach alle Freude iſt um uns her; ach Gackeleia, ſieh' alle die ſchönen Sachen

an!“ Da ſchlug Gackeleia die blauen Augen auf und glaubte, ſie träume das Alles nur; und da ſie Vater und Mutter, welche beide ſo jung und ſchön geworden waren, gar nicht wieder erkannte, fing ſie an zu weinen und verlangte nach ihren lieben Eltern. Ja alle die ſchönen Sachen konnten ſie nicht zufrieden ſtellen; ſie ſagte immer: „o was ſoll ich mit all der Herrlichkeit, ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem guten Vater, Gockel, zurück.“ Die Mutter und der Vater konnten ſie auf keine Weiſe bereden, daß ſie es ſelbſt ſeien. Endlich ſagte Gockel zu ihr: „Wer biſt du denn?“ „Gackeleia bin ich,“ erwiederte das Kind.“ „So,“ ſagte Gockel, „du biſt Gackeleia? Aber Gackeleia hatte ja geſtern ein Röckchen von grauer Leinwand an, wie kommt denn Gackeleia in das ſchöne, buntgeblümte, ſeidene Schlafröckchen?“ „Ach, das weiß ich nicht,“ antwortete Gackeleia, „aber ich bin doch gewiß Gackeleia; ach ich weiß es gewiß, die Augen ſchmerzen mich ſo ſehr, ich habe geſtern gar viel geweint, ich habe großes Unglück angeſtellt, ich habe die Katze an das Neſt der Gallina geführt; ich bin Schuld, daß ſie gefreſſen worden, ich habe dadurch den guten Alektryo in den Tod gebracht, ach ich bin gewiß die böſe Gackeleia;“ dabei weinte ſie ſo bitterlich und fuhr fort: „o du biſt Gockel nicht; der Vater Gockel hat ganz ſchneeweiße Haare und einen weißen Bart

und iſt bleich im Geſicht und hat eine ſpitze Naſe; du Schwarzer mit den rothen Wangen biſt Gockel nicht; du biſt auch die Mutter Hinkel nicht; du biſt ja ſo hübſch glatt und anmuthig wie ein Turteltäubchen; die Mutter Hinkel iſt klapperdürr wie ein Zaunpfahl; ich will fort in das alte Schloß, ihr habt mich geſtohlen;“ und da weinte das Kind wieder heftig. Gockel wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er ſagte: „Schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Gockel nicht bin.“ Da guckte ihn Gackeleia ſcharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz ſachte am Finger und ſprach leis:

„Salomon, du großer König,
Mache mich doch gleich ein wenig
Dem ganz alten Gockel ähnlich;
Mach' mich wieder wie gewöhnlich.“

Und wie er am Ring drehte, ward er immer älter und grauer, und das Kind ſagte immer: „ach Herr je, ja, faſt wie der Vater!“ und als er ganz fertig mit dem Drehen war, ſprang das Kind aus dem Bett und flog ihm um den Hals und ſchrie: „ach ja, du biſt's, liebes, gutes, altes Väterchen! aber die Mutter iſt es mein Lebtag nicht.“ Da begann Gockel auch für Frau Hinkel den Ring zu drehen, daß ſie wieder ganz alt ward. Aber dieſer machte das gar keine Freude, und ſie ſagte immer: „halt ein, Gockel, nein

das iſt doch zu arg! ſo habe ich mein Lebtag nicht ausgeſehen; du machſt mich viel älter, als ich war!“ und begann zu weinen und zu zanken, und wollte dem Gockel mit Gewalt nach der Hand greifen und ihm den Ring wieder zurückdrehen. Aber Gackeleia ſprang ihr in die Arme und küßte und herzte ſie, und rief einmal über das anderemal aus: „ach Mutter, liebe Mutter, du biſt's, du biſt's ganz gewiß!“ Da ſagte Frau Hinkel: „nun meinethalben,“ und küßte das Kind Gackeleia von ganzem Herzen. Gockel aber ſprach: „ei, ei, Frau Hinkel, ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß du ſo eitel wäreſt; es iſt gut, nun habe ich ein Mittel, dich zu ſtrafen; ſieh', biſt du mir nun nicht fein ordentlich und fleißig, oder brummeſt du, oder biſt du neugierig, ſo drehe ich gleich den Ring um und mache dich hundert Jahre alt.“ Da ſagte Frau Hinkel: „thue, was du willſt, ich habe es nicht gern gethan, es hat mich nur ſo überraſcht.“ Nun umarmte ſie Gockel und drehte den Ring wieder, und ſie wurden wieder jung und ſchön. So erfuhr auch Gackeleia das Geheimniß mit dem Ringe, und Gockel ſchärfte ihr und der Frau Hinkel ein, ja niemals etwas von dem Ringe zu ſprechen, ſonſt könnte er ihnen geſtohlen werden, und dann müßten ſie wohl wieder arm und elend in das Schloß zurück. „Bewahr' uns Gott davor!“ ſagten Alle, und Gockel fuhr fort: „ja, daß

er uns davor bewahre, laſſet uns vor Allem beten und danken; ihm allein gebührt die Ehre!“ da knieten ſie in Mitte der Stube nieder und dankten Gott von Herzen.

Nun war die Sonne aufgegangen und der Nachtwächter war auf den Markt gekommen und hatte das Wunder-Schloß Gockels, das wie ein Pilz in der Nacht hervorgewachſen, kaum erblickt, als er ein ungemeines Geſchrei erhob.

Da wachten die Bürger rings am Markte auf, die Bäcker und Fleiſcher rieben ſich die Augen und riſſen die Mäuler ſperrangelweit auf und ſtreckten die Köpfe mit ſammt den Nachtmützen zum Fenſter heraus und ſchauten das Schloß mit großem Spectakel der Verwunderung an. — Gockel, Hinkel und Gackeleia ſtanden am Fenſter und guckten hinter dem Vorhang Allem zu. Endlich ſchrie ein dicker Fleiſcher: „da iſt da, das Schloß kann Keiner wegdisputiren; aber, ob Leute darin ſind, die Fleiſch eſſen, das möcht' ich wiſſen.“ „Ja, und Brot und Semmeln und Eierwecken,“ fuhr ein ſtaubiger, unterſetzter Bäckermeiſter fort. Da ging aber auf einmal die Schloßthüre auf, und es trat ein großer, bärtiger Thürſteher heraus mit einem großen Kragen, wie ein Wagenrad, und einem breiten, ſilberbordirten Bandelier über der Bruſt und weiten gepufften Hoſen und einem Feder-

hut, wie ein alter Schweizer gekleidet; er trug einen langen Stock, woran ein silberner Knopf war, wie ein Kürbis so groß, und auf diesem ein großer silberner Hahn mit ausgebreiteten Flügeln. Die versammelten Leute fuhren alle aus einander, als er mit ernster drohender Miene ganz breitbeinig auf sie zuschritt; sie meinten, er sei ein Gespenst. Auch Gockel und Hinkel oben am Fenster waren sehr über ihn verwundert und öffneten das Fenster ein wenig, um zu hören, was er sagte. Er sprach aber: „Hört einmal ihr lieben Bürger von Gelnhausen, es ist sehr unartig, daß ihr hier bei Anbruch des Tages einen so abscheulichen Lärm vor dem Schlosse Seiner Hoheit des hochgebornen Raugrafen Gockel von Hanau, Hennegau und Henneberg, Erbherrn auf Hühnerbein und Katzenellenbogen macht, Seine hochgräflichen Gnaden werden es sehr ungern vernehmen, so ihr Sie also frühe in der Ruhe störet, und wünsche sich das nicht wieder zu erleben; das laßt euch gesagt sein.“ — „Mit Gunst,“ sagte da der Fleischer und zog seine Mütze höflich ab, „wenn erlaubt ist zu fragen, wird dies Schloß, das über Nacht wie ein Pilz aus der Erde gewachsen ist, von dem ehemaligen hiesigen Hühnerminister bewohnt?“ „Allerdings,“ erwiederte der Schweizer, „es ist bewohnt von ihm und seiner Gräflichen Gemahlin Hinkel und Hochdero Töchterlein Gackeleia, außerdem von zwei

Kammerdienern, zwei Kammerfrauen, vier Bedienten, vier Stubenmädchen, zwei Jägern, zwei Laufern, zwei Kammerrieſen, zwei Kammerzwergen, zwei Thürſtehern, wovon ich einer zu fein mir ſchmeicheln kann, zwei Leibkutſchern, ſechs Stallknechten, zwei Köchen, ſechs Küchenjungen, zwei Gärtnern, ſechs Gärtnerburſchen, einem Haushofmeiſter, einer Haushofmeiſterin, einem Kapaunenſtopfer, einem Hühnerhofmeiſter, einem Faſanenmeiſter und noch allerlei anderem Geſinde, welche Alle zuſammen hundert Pfund Kalbfleiſch, fünfzig Pfund Hammelfleiſch, fünfzig Pfund Schweinefleiſch, ſechszig Würſte und dergleichen eſſen." — „Ach," ſchrie da der Metzger und kniete beinahe vor dem Schweizer nieder, „ich recommandire mich beſtens als Hochgräflicher Hofmetzger." Und der Bäcker zupfte den Schweizer am Aermel mit den Worten: Seine Hochgräflichen Gnaden nebſt Familie werden doch das viele Fleiſch nicht ſo ohne Brot in den nüchternen Magen hineinfreſſen; das könnte ihnen unmöglich geſund ſein." „Ei behüte," ſagte der Schweizer, „ſie brauchen täglich dreißig große Weißbrote, hundert fünfzig Semmeln, hundert Eierwecken, hundert Bubenſchenkel und zweihundert und ſechs und neunzig Zwiebacke zum Kaffee." — „O ſo empfehle ich mich beſtens zum Hochgräflichen Hofbäcker," rief der Bäckermeiſter. „Wir wollen ſehen," ſprach der Schweizer; „wer heute gleich das Beſte lie-

fern wird, kommt an's Brett.“ Da ſtürzten alle die Bäcker und Fleiſcher nach ihren Buden und hackten und kneteten und rollten und glaſirten die Eierwecken und riſſen die Läden auf und ſtellten Alles hinaus, daß es eine Pracht war; und ſo ging es auf allen Seiten von Gelnhauſen; alle Krämer und alle Krautbändler kamen, ſahen, ſtaunten und wurden berichtet und waren voll Freude, daß ſie ſo viel Geld verdienen ſollten.

Gockel und Hinkel und Gackeleia aber liefen im Schloß herum und ſahen Alles an; alle die Dienerſchaft ſetzte ſich in Bewegung; man kleidete ſich an; man wurde friſirt, man putzte Stiefel und Schuh, man klopfte Kleider aus, tränkte die Pferde, fütterte Hühner, frühſtückte; es war ein Leben und Weben wie in dem größten Schloſſe. Die Bürgerſchaft, um ihre Freude zu bezeigen, kam mit fliegenden Fahnen gezogen, jede Zunft mit dem Bild ihres Schutzpatronen auf der Fahne und ſchöner Muſik; ſie ſtanden Alle vor dem Schloſſe, feuerten ihre roſtigen Flinten in die Luft und ſchrieen: „Vivat der Herr Graf Gockel von Hanau! Vivat die Gräfin Hinkel und die Comteſſe Gackeleia! Vivat hoch! und abermal hoch!“ — Gockel und Hinkel und Gackeleia ſtanden auf dem Balkon am Fenſter und warfen Geld unter das Volk. Gockel warf den Männern hundert Stück neue Gockeld'ors, Hinkel

den Frauen hundert Stück neue Hinkeld'ors, worunter auch eine große Anzahl Baſeler Hennenthaler, und Gackeleia den Kindern hundert Stück neue Gackelei-d'ors aus. Sie riefen dabei immer: „theilt unter-einander aus, laßt wechſeln, Einer gebe dem Andern heraus!“ Weil aber damals der Cours in Gelnhauſen ſehr hoch ſtand, und das Gold ſehr geſucht und man mit Scheidemünze und Stübern und mit Waaren, z. B. Nüſſen, Feigen, Schellen und Kappen wohl aſſortirt war, ſo ward der Wechſel- und Tauſchhandel ſehr lebhaft auf dem Markt. Je mehr das Gold fiel, deſto höher ſtieg es; der Platz ward mit ausgetheilten, gewechſelten, ausgetauſchten vollwichtigen Naſenſtübern, Kopfnüſſen, Ohrfeigen, Maulſchellen und geſtochenen Kappen überſchwemmt, und Alles mußte losſchlagen, weil Viele ganz unverzeihlich mit dieſen Artikeln ſchleuderten. Man hat auch unter der Hand vertrau-liche Information eingezogen, daß damals das Haus: „Gebrüder Vatermörder,“ welches ſpäter die Frank-furter Meſſe in Wachs pouſſirt bezog, den erſten Grund zu ſeinem Renommee gelegt habe. Als man ſich nun bereits bei den Haaren um das Gold riß, ſo daß Kei-ner mit einem blauen Auge davon kam, der nicht Haare gelaſſen hatte, drehte Gockel den Ring Salomonis und mit ihm den Kellermeiſter nebſt einem Stück-Faß Wein aus dem Keller, und es ward eingeſchenkt Jedem, der

trinken wollte und ein Gefäß bei ſich hatte. Da liefen ſie aus einander nach Haus und holten Eimer und Kübel und Zuber und Schöpfkellen und Keſſel und Krüge und was ſie fanden, und tranken, da der Goldregen aufgehört, Gockels Geſundheit am Weinfaß.

Der König von Gelnhauſen wohnte damals nicht in der Stadt, ſondern eine Meile davon, in ſeinem Luſtſchloſſe Caſtellovo, auf deutſch Eierburg. Täglich kam nun der königliche Küchenmeiſter mit einem Küchenwagen nach Gelnhauſen gefahren, um die nöthigen Vorräthe für den Hofſtaat einzukaufen. Wie erſtaunte er aber heute, als er die ganze Stadt in einem allgemeinen Bürgerfeſt vor einem nie geſehenen Palaſte erblickte und den Namen Gockels an allen Ecken ausrufen hörte. Aber ſein Erſtaunen ward bald in einen großen Aerger verwandelt; denn wo er zu einem Bäcker oder Fleiſcher oder Krämer mit ſeinem Küchenwagen hinfuhr, um einzukehren, hieß es überall: Alles iſt ſchon für Seine Raugräflichen Gnaden Gockel von Hanau gekauft. Da nun endlich der königliche Küchenmeiſter ſich mit Gewalt der nöthigen Lebensmittel bemächtigen wollte, widerſetzten ſich die Bürger und es entſtand ein Getümmel. Gockel, der die Urſache davon erfuhr, ließ ſogleich dem Küchenmeiſter ſagen, er möge ohne Sorgen ſein, denn er wolle Seine Majeſtät den König und Seine ganze Familie und Dienerſchaft allerunterthä-

nigſt heute auf einen Löffel Suppe zu ſich einladen laſſen, und er, der Küchenmeiſter, möchte nur mit ſeinem Küchenwagen vor ſeine Schloß-Speiſekammer heranfahren, um ein kleines Frühſtück für den König mitzunehmen.

Nun fuhr der König Eifraſius und ſeine Gemahlin und der Kronprinz mit dem ganzen Hofſtaate nach Gelnhauſen zu Gockel, der ihm mit Hinkel und Gackeleia an der Schloßthüre entgegentrat. Die Verwunderung über den Reichthum und die jugendliche Schönheit Gockels konnte nur durch die außerordentliche Mahlzeit noch übertroffen werden. Alles war in vollem Jubel. Der Kronprinz und Gackeleia ſaßen an einem aparten Tiſchchen und wurden von den zwei Kammerzwergen bedient, und Muſik war an allen Ecken. Beim Nachtiſche tranken Eifraſius und Gockel Bruderſchaft und die Königin und Hinkel Schweſterſchaft und der Kronprinz und Gackeleia Spielkameradſchaft, ſprechend: „du biſt mein König und du biſt meine Königin.“ Eifraſius zog dann den Gockel an ein Fenſter und hing ihm das Großei des Ordens des goldenen Oſtereies mit zwei Dottern und Peterſilie um den Hals und borgte hundert Gockel-d'ors von ihm, worauf das Ganze mit einem großen Volksfeſte beſchloſſen wurde.

So lebten Gockel und die Seinigen in einer ganz ungemeinen irdiſchen Glückſeligkeit zu Gelnhauſen, und

der König war ſo gut Freund mit ihm und ſeiner vortrefflichen Küche und ſeinem unerſchöpflichen Geldbeutel, und alle Einwohner des Landes hatten ihn ſeiner großen Freigebigkeit wegen ſo lieb, daß man eigentlich gar nicht mehr unterſcheiden konnte, wer der König von Gelnhauſen war, Gockel oder Eifraſius. Auch wurde es unter beiden feſt beſchloſſen, daß einſtens Gackeleia die Gemahlin des Erbprinzen Kronovus werden und an ſeiner Seite den Thron von Gelnhauſen beſteigen ſollte.

Das Erdbeben in Chili.

Erzählung

von

Heinrich von Kleist.

In St. Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, stand gerade in dem Augenblicke der großen Erderschütterung vom Jahre 1647, bei welcher viele tausend Menschen ihren Untergang fanden, ein junger auf ein Verbrechen angeklagter Spanier, Namens Jeronimo Rugera, an einem Pfeiler des Gefängnisses, in welches man ihn eingesperrt hatte, und wollte sich erhenken. Don Henrico Asteron, einer der reichsten Edelleute der Stadt, hatte ihn ungefähr ein Jahr zuvor aus seinem Hause, wo er als Lehrer angestellt war, entfernt, weil er sich mit Donna Josephe, seiner einzigen Tochter, in einem zärtlichen Einverständniß befunden hatte. Eine geheime Bestellung, die dem

alten Don, nachdem er die Tochter nachdrücklich gewarnt hatte, durch die hämiſche Aufmerkſamkeit ſeines ſtolzen Sohnes verrathen worden war, entrüſtete ihn dergeſtalt, daß er ſie in dem Karmeliter-Kloſter unſrer lieben Frauen vom Berge daſelbſt unterbrachte. Durch einen glücklichen Zufall hatte Jeronimo hier die Verbindung von neuem anzuknüpfen gewußt, und in einer verſchwiegenen Nacht den Kloſtergarten zum Schauplatze ſeines vollen Glückes gemacht. Es war am Frohnleichnamsfeſte, und die feierliche Proceſſion der Nonnen, welchen die Novizen folgten, nahm eben ihren Anfang, als die unglückliche Joſephe, bei dem Anklange der Glocken, in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale niederſank.

Dieſer Vorfall machte außerordentliches Aufſehn; man brachte die junge Sünderin, ohne Rückſicht auf ihren Zuſtand, ſogleich in ein Gefängniß, und kaum war ſie geneſen, als ihr ſchon auf Befehl des Erzbiſchofs, der geſchärfteſte Proceß gemacht ward. Man ſprach in der Stadt mit einer ſo großen Erbitterung von dieſem Skandal, und die Zungen fielen ſo ſcharf über das ganze Kloſter her, in welchem er ſich zugetragen hatte, daß weder die Fürbitte der Familie Aſteron, noch auch ſogar der Wunſch der Aebtiſſin ſelbſt, welche das junge Mädchen wegen ihres ſonſt untadelhaften Betragens lieb gewonnen hatte, die Strenge,

mit welcher das klöſterliche Geſetz ſie bedrohte, zu mildern vermochte. Alles, was geſchehen konnte, war, daß der Feuertod, zu dem ſie verurtheilt wurde, zur großen Entrüſtung der Matronen und Jungfrauen von St. Jago, durch einen Machtſpruch des Vicekönigs, in eine Enthauptung verwandelt ward. Man vermiethete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungszug gehen ſollte, die Fenſter, man trug die Dächer der Häuſer ab, und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauſpiele, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer ſchweſterlichen Seite beizuwohnen.

Jeronimo, der inzwiſchen auch in ein Gefängniß geſetzt worden war, wollte die Beſinnung verlieren, als er dieſe ungeheure Wendung der Dinge erfuhr. Vergebens ſann er auf Rettung; überall, wohin ihn auch der Fittig der vermeſſenſten Gedanken trug, ſtieß er auf Riegel und Mauern, und ein Verſuch, die Gitterfenſter zu durchfeilen, zog ihm, da er entdeckt ward, eine nur noch engere Einſperrung zu. Er warf ſich vor dem Bildniſſe der heiligen Mutter Gottes nieder, und betete mit unendlicher Inbrunſt zu ihr, als der Einzigen, von der ihm jetzt noch Rettung kommen könnte. Doch der gefürchtete Tag erſchien, und mit ihm in ſeiner Bruſt die Ueberzeugung von der völligen Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage. Die

Glocken, welche Josephen zum Richtplatz begleiteten, ertönten, und Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele. Das Leben schien ihm verhaßt, und er beschloß, sich durch einen Strick, den ihm der Zufall gelassen hatte, den Tod zu geben.

Eben stand er, wie schon gesagt, an einem Wandpfeiler, und befestigte den Strick, der ihn dieser jammervollen Welt entreißen sollte, an eine Eisenklammer, die an dem Gesimse derselben eingefugt war, als plötzlich der größte Theil der Stadt, mit einem Gekrache, als ob das Firmament einstürzte, versank, und alles, was Leben athmete, unter seinen Trümmern begrub. Jeronimo Rugera war starr vor Entsetzen: und gleich als ob sein ganzes Bewußtsein zerschmettert worden wäre, hielt er sich jetzt an dem Pfeiler, an welchem er hatte sterben wollen, um nicht umzufallen. Der Boden wankte unter seinen Füßen, alle Wände des Gefängnisses rissen, der ganze Bau neigte sich nach der Straße zu einzustürzen, und nur der, seinem langsamen Fall begegnende, Fall des gegenüberstehenden Gebäudes verhinderte, durch eine zufällige Wölbung, die gänzliche Zubodenstreckung desselben. Zitternd, mit sträubenden Haaren, und Knien, die unter ihm brechen wollten, glitt Jeronimo über den schiefgesenkten Fußboden hinweg, der Oeffnung zu, die der Zusammenschlag beider Häuser in die vordere

Wand des Gefängniſſes eingeriſſen hatte. Kaum befand er ſich im Freien, als die ganze, ſchon erſchütterte Straße auf eine zweite Bewegung der Erde völlig zuſammenfiel. Beſinnungslos, wie er ſich aus dieſem allgemeinen Verderben retten würde, eilte er, über Schutt und Gebälk hinweg, indeſſen der Tod von allen Seiten Angriffe auf ihn machte, nach einem der nächſten Thore der Stadt. Hier ſtürzte noch ein Haus zuſammen, und jagte ihn, die Trümmer weit umherſchleudernd, in eine Nebenſtraße; hier leckte die Flamme ſchon, in Dampfwolken blitzend, aus allen Giebeln, und trieb ihn ſchreckenvoll in eine andere; hier wälzte ſich, aus ſeinem Geſtade gehoben, der Mapochoſluß auf ihn heran, und riß ihn brüllend in eine dritte. Dort lag ein Haufen Erſchlagener, hier ächzte noch eine Stimme unter dem Schutte, ſchrieen Leute von brennenden Dächern herab, und kämpften Menſchen und Thiere mit den Wellen; hier war ein muthiger Retter bemüht, zu helfen; dort ſtand ein Anderer, bleich wie der Tod, und ſtreckte ſprachlos zitternde Hände zum Himmel.

Als Jeronimo das Thor erreicht, und einen Hügel jenſeits deſſelben beſtiegen hatte, ſank er ohnmächtig auf demſelben nieder. Er mochte wohl eine Viertelſtunde in der tiefſten Bewußtloſigkeit gelegen haben, als er endlich wieder erwachte, und ſich, mit nach der

Stadt gekehrtem Rücken, halb auf dem Erdboden erhob. Er befühlte ſich Stirn und Bruſt, unwiſſend, was er aus ſeinem Zuſtande machen ſollte, und ein unſägliches Wonnegefühl ergriff ihn, als ein Weſtwind, vom Meere her, ſein wiederkehrendes Leben anwehte, und ſein Auge ſich nach allen Richtungen über die blühende Gegend von St. Jago hinwandte. Nur die verſtörten Menſchenhaufen, die ſich überall blicken ließen, beklemmten ſein Herz; er begriff nicht, was ihn und ſie hiehergeführt haben konnte, und erſt da er ſich umkehrte und die Stadt hinter ſich verſunken ſah, erinnerte er ſich des ſchrecklichen Augenblicks, den er erlebt hatte. Er ſenkte ſich ſo tief, daß ſeine Stirn den Boden berührte, Gott für ſeine wunderbare Errettung zu danken; und gleich, als ob der eine entſetzliche Eindruck, der ſich ſeinem Gemüth eingeprägt hätte, alle früheren daraus verdrängt hätte, weinte er vor Luſt, daß er ſich des lieblichen Lebens, voll bunter Erſcheinungen, noch erfreue.

Drauf, als er eines Ringes an ſeiner Hand gewahrte, erinnerte er ſich plötzlich auch Joſephens; und mit ihr ſeines Gefängniſſes, der Glocken, die er dort gehört hatte, und des Augenblicks, der dem Einſturze deſſelben vorangegangen war. Tiefe Schwermuth erfüllte wieder ſeine Bruſt; ſein Gebet fing ihn zu reuen an, und fürchterlich ſchien ihm das Weſen,

das über den Wolken waltet. Er miſchte ſich unter das Volk, das überall, mit Rettung des Eigenthums beſchäftigt, aus den Thoren ſtürzte, und wagte ſchüchtern nach der Tochter Aſterons, und ob die Hinrichtung an ihr vollzogen worden ſei, zu fragen; doch niemand war, der ihm umſtändliche Auskunft gab. Eine Frau, die auf einem faſt zur Erde gedrückten Nacken eine ungeheure Laſt von Geräthſchaften und zwei Kinder, an der Bruſt hängend, trug, ſagte im Vorbeigehen, als ob ſie es ſelbſt angeſehen hätte: daß ſie enthauptet worden ſei. Jeronimo kehrte ſich um; und da er, wenn er die Zeit berechnete, ſelbſt an ihrer Vollendung nicht zweifeln konnte, ſo ſetzte er ſich in einem einſamen Walde nieder, und überließ ſich ſeinem vollen Schmerz.

Er wünſchte, daß die zerſtörende Gewalt der Natur von neuem über ihn einbrechen möchte. Er begriff nicht, warum er dem Tode, den ſeine jammervolle Seele ſuchte, in jenen Augenblicken, da er ihm freiwillig von allen Seiten rettend erſchien, entflohen ſei. Er nahm ſich feſt vor, nicht zu wanken, wenn auch jetzt die Eichen entwurzelt werden, und ihre Wipfel über ihn zuſammenſtürzen ſollten. Darauf nun, da er ſich ausgeweint hatte, und ihm, mitten unter den heißeſten Thränen, die Hoffnung wieder erſchienen war, ſtand er auf und durchſtreifte nach allen

Richtungen das Feld. Jeden Berggipfel, auf dem ſich die Menſchen verſammelt hatten, beſuchte er; auf allen Wegen, wo ſich der Strom der Flucht noch bewegte, begegnete er ihnen; wo nur irgend ein weibliches Gewand im Winde flatterte, da trug ihn ſein zitternder Fuß hin: doch keines deckte die geliebte Tochter Aſterons.

Die Sonne neigte ſich, und mit ihr ſeine Hoffnung, ſchon wieder zum Untergange, als er den Rand eines Felſens betrat, und ſich ihm die Ausſicht in ein weites, nur von wenig Menſchen beſuchtes Thal eröffnete. Er durchlief, unſchlüſſig, was er thun ſollte, die einzelnen Gruppen derſelben, und wollte ſich ſchon wieder wenden, als er plötzlich an einer Quelle, die die Schlucht bewäſſerte, ein junges Weib erblickte, beſchäftigt, ein Kind in ſeinen Fluthen zu reinigen. Und das Herz hüpfte ihm bei dieſem Anblick: er ſprang voll Ahndung über die Geſteine herab und rief: O Mutter Gottes, du Heilige! und erkannte Joſephen, als ſie ſich bei dem Geräuſche ſchüchtern umſah. Mit welcher Seligkeit umarmten ſie ſich, die Unglücklichen, die ein Wunder des Himmels gerettet hatte! Joſephe war auf ihrem Gang zum Tode dem Richtplatze ſchon ganz nahe geweſen, als durch den krachenden Einſturz der Gebäude plötzlich der ganze Hinrichtungszug aus einander geſprengt ward. Ihre erſten entſetzensvollen Schritte trugen ſie hierauf dem nächſten Thore

zu; doch die Beſinnung kehrte ihr bald wieder, und ſie wandte ſich, um nach dem Kloſter zu eilen, wo ihr kleiner, hülfloſer Knabe zurückgeblieben war. Sie fand das Kloſter ſchon in Flammen, und die Aebtiſſin, die ihr in jenen Augenblicken, die ihre letzten ſein ſollten, Sorge für den Säugling angelobt hatte, ſchrie eben, vor den Pforten ſtehend, nach Hülfe, um ihn zu retten. Joſephe ſtürzte ſich unerſchrocken durch den Dampf, der ihr entgegenqualmte, in das von allen Seiten ſchon zuſammenfallende Gebäude, und gleich, als ob alle Engel des Himmels ſie umſchirmten, trat ſie mit ihm unbeſchädigt wieder aus dem Portal hervor. Sie wollte der Aebtiſſin, welche die Hände über ihr Haupt zuſammenſchlug, eben in die Arme ſinken, als dieſe mit faſt allen ihren Kloſterfrauen von einem herabfallenden Giebel des Hauſes auf eine ſchmähliche Art erſchlagen ward.

Joſephe bebte bei dieſem entſetzlichen Anblicke zurück; ſie floh, ganz von Schrecken erfüllt, den theuern Knaben, den ihr der Himmel wieder geſchenkt hatte, dem Verderben zu entreißen. Sie hatte noch wenig Schritte gethan, als ihr auch ſchon die Leiche des Erzbiſchofs begegnete, die man ſo eben zerſchmettert aus dem Schutt der Kathedrale hervorgezogen hatte. Der Palaſt des Vicekönigs war verſunken, der Gerichtshof, in welchem ihr das Urtheil geſprochen worden

war, ſtand in Flammen, und an die Stelle, wo ſich ihr väterliches Haus befunden hatte, war ein See getreten, und kochte röthliche Dämpfe aus. Joſephe raffte alle ihre Kräfte zuſammen, ſich zu halten. Sie ſchritt, den Jammer von ihrer Bruſt entfernend, muthig mit ihrer Beute von Straße zu Straße, und war ſchon dem Thore nah, als ſie auch das Gefängniß, in welchem Jeronimo geſeufzt hatte, in Trümmern ſah. Bei dieſem Anblicke wankte ſie, und wollte beſinnungslos an einer Ecke niederſinken; doch in demſelben Augenblick jagte ſie der Sturz eines Gebäudes hinter ihr, das die Erſchütterungen ſchon ganz aufgelöſ't hatten, durch das Entſetzen geſtärkt, wieder auf; ſie küßte das Kind, drückte ſich die Thränen aus den Augen, und erreichte, nicht mehr auf die Gräuel, die ſie umringten, achtend, das Thor.

Als ſie ſich im Freien ſah, ſchloß ſie bald, daß nicht jeder, der ein zertrümmertes Gebäude bewohnt hatte, unter ihm nothwendig müſſe zerſchmettert worden ſein. An dem nächſten Scheidewege ſtand ſie ſtill und harrte, ob nicht Einer, der ihr nach dem kleinen Philipp der liebſte auf der Welt war, noch erſcheinen würde. Sie ging, weil niemand kam und das Gewühl der Menſchen anwuchs, weiter, und kehrte ſich wieder um, und harrte wieder; und ſchlich, viel Thränen vergießend, in ein dunkles, von

Pinien beſchattetes Thal, um ſeiner Seele die ſie entflohen glaubte, nachzubeten; und fand ihn hier, dieſen Geliebten, im Thale, und Seligkeit, als ob es das Thal von Eden geweſen wäre.

Dies Alles erzählte ſie jetzt voll Rührung dem Jeronimo, und reichte ihm, da ſie vollendet hatte, den Knaben zum Küſſen dar. — Jeronimo nahm ihn und hätſchelte ihn in unſäglicher Vaterfreude, und verſchloß ihm, da er das fremde Antlitz anweinte, mit Liebkoſungen ohne Ende den Mund. Indeſſen war die ſchönſte Nacht herabgeſtiegen, voll wundermilden Duftes, ſo ſilberglänzend und ſtill, wie nur ein Dichter davon träumen mag. Ueberall, längs der Thalquelle, hatten ſich, im Schimmer des Mondſcheins, Menſchen niedergelaſſen, und bereiteten ſich ſanfte Lager von Moos und Laub, um von einem ſo qualvollen Tage auszuruhen. Und weil die Armen immer noch jammerten, dieſer, daß er ſein Haus, jener, daß er Weib und Kind, und der dritte, daß er Alles verloren habe: ſo ſchlichen Jeronimo und Joſephe in ein dichteres Gebüſch, um durch das heimliche Gejauchz ihrer Seelen niemand zu betrüben. Sie fanden einen prachtvollen Granatapfelbaum, der ſeine Zweige, voll duftender Früchte, weit ausbreitete; und die Nachtigall flötete im Wipfel ihr Lied. Hier ließ ſich Jeronimo am Stamme nieder, und Joſephe

in seinem, Philipp in Josephens Schooß, saßen sie, von seinem Mantel bedeckt, und ruhten.

Der Baumschatten zog mit seinen verstreuten Lichtern über sie hinweg, und der Mond erblaßte schon wieder vor der Morgenröthe, ehe sie einschliefen. Denn Unendliches hatten sie zu schwatzen vom Klostergarten und den Gefängnissen, und was sie um einander gelitten hätten; und waren sehr gerührt, wenn sie dachten, wie viel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden! Sie beschlossen, sobald die Erderschütterungen aufgehört haben würden, nach La Conception zu gehen, wo Josephe eine vertraute Freundin hatte, sich mit einem kleinen Vorschuß, den sie von ihr zu erhalten hoffte, von dort nach Spanien einzuschiffen, wo Jeronimo's mütterliche Verwandten wohnten, und daselbst ihr glückliches Leben zu beschließen. Hierauf, unter vielen Küssen, schliefen sie ein.

Als sie erwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und sie bemerkten in ihrer Nähe mehrere Familien, beschäftigt sich am Feuer ein kleines Morgenbrod zu bereiten. Jeronimo dachte eben auch wie er Nahrung für die Seinigen herbeischaffen sollte, als ein junger wohlgekleideter Mann, mit einem Kinde auf dem Arm zu Josephen trat und sie mit Bescheidenheit fragte: ob sie diesem armen Wurme, dessen

Mutter dort unter den Bäumen beſchädigt liege, nicht auf kurze Zeit ihre Bruſt reichen wolle? Joſephe war ein wenig verwirrt, als ſie in ihm einen Bekannten erblickte; doch da er, indem er ihre Verwirrung falſch deutete, fortfuhr: es iſt nur auf wenige Augenblicke, Donna Joſephe, und dieſes Kind hat ſeit jener Stunde die uns alle unglücklich gemacht hat, nichts genoſſen; ſo ſagte ſie: „ich ſchwieg — aus einem andern Grunde, Don Fernando; in dieſen ſchrecklichen Zeiten weigert ſich niemand, von dem was er beſitzen mag mitzutheilen:“ und nahm den kleinen Fremdling, indem ſie ihr eigenes Kind dem Vater gab, und legte ihn an ihre Bruſt. Don Fernando war ſehr dankbar für dieſe Güte, und fragte: ob ſie ſich nicht mit ihm zu jener Geſellſchaft verfügen wollten, wo eben jetzt beim Feuer ein kleines Frühſtück bereitet werde? Joſephe antwortete, daß ſie dies Anerbieten mit Vergnügen annehmen würde, und folgte ihm, da auch Jeronimo nichts einzuwenden hatte, zu ſeiner Familie, wo ſie auf das innigſte und zärtlichſte von Don Fernandos beiden Schwägerinnen, Donna Eliſabeth und Donna Conſtanze, die ſie als ſehr würdige junge Damen kannte, empfangen ward. Donna Elvire, Don Fernandos Gemahlin, welche ſchwer an den Füßen verwundet auf der Erde lag, zog Joſephen, da ſie ihren abgehärmten Knaben an der Bruſt derſelben ſah, mit

vieler Freundlichkeit zu ſich nieder. Auch Don Pedro, ſein Schwiegervater, der an der Schulter verwundet war, nickte ihr liebreich mit dem Haupte zu.

In Jeronimos und Joſephens Bruſt regten ſich Gedanken von ſeltſamer Art. Wenn ſie ſich mit ſo vieler Vertraulichkeit und Güte behandelt ſahen, ſo wußten ſie nicht, was ſie von der Vergangenheit denken ſollten, vom Richtplatze, von dem Gefängniſſe und der Glocke; und ob ſie bloß davon geträumt hätten? Es war als ob die Gemüther ſeit dem fürchterlichen Schlage, der ſie durchdröhnt hatte, alle verſöhnt wären. Und in der That ſchien mitten in dieſen gräßlichen Augenblicken, in welchen alle irdiſchen Güter der Menſchen zu Grunde gingen, und die ganze Natur verſchüttet zu werden drohte, der menſchliche Geiſt ſelbſt, wie eine ſchöne Blume, aufzugehn. Auf den Feldern, ſo weit das Auge reichte, ſah man Menſchen von allen Ständen durcheinander liegen, Fürſten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Kloſterherren und Kloſterfrauen: einander bemitleiden, ſich wechſelſeitig Hülfe reichen, von dem, was ſie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mittheilen, als ob das allgemeine Unglück Alles, was ihm entronnen war, zu einer Familie gemacht hätte.

Inzwiſchen war der Nachmittag herangekommen,

und die Gemüther der herumſchwärmenden Flüchtlinge hatten ſich, da die Erdſtöße nachließen, nur kaum wieder ein wenig beruhigt, als ſich ſchon die Nachricht verbreitete, daß in der Dominikanerkirche, der einzigen, welche das Erdbeben verſchont hatte, eine feierliche Meſſe von dem Prälaten des Kloſters ſelbſt geleſen werden würde, den Himmel um Verhütung ferneren Unglücks anzuflehen. Das Volk brach ſchon aus allen Gegenden auf und eilte in Strömen zur Stadt. In Don Fernandos Geſellſchaft ward die Frage aufgeworfen, ob man nicht auch an dieſer Feierlichkeit Theil nehmen und ſich dem allgemeinen Zuge anſchließen ſolle? Donna Eliſabeth erinnerte, mit einiger Beklemmung, was für ein Unheil geſtern in der Kirche vorgefallen ſei; daß ſolche Dankfeſte ja wiederholt werden würden, und daß man ſich der Empfindung alsdann, weil die Gefahr ſchon mehr vorüber wäre, mit deſto größerer Heiterkeit und Ruhe überlaſſen könnte.

Joſephe äußerte, indem ſie mit einiger Begeiſterung ſogleich aufſtand, daß ſie den Drang, ihr Antlitz vor dem Schöpfer in den Staub zu legen, niemals lebhafter empfunden habe, als eben jetzt, wo er ſeine unbegreifliche und erhabene Macht ſo entwickle. Donna Elvire erklärte ſich mit Lebhaftigkeit für Joſephens Meinung. Sie beſtand darauf, daß man

die Meſſe hören ſollte und rief Don Fernando auf, die Geſellſchaft zu führen, worauf ſich Alles, Donna Eliſabeth auch, von den Sitzen erhob. Da man jedoch letztere, mit heftig arbeitender Bruſt, die kleinen Anſtalten zum Aufbruche zaudernd betreiben ſah, und ſie auf die Frage: was ihr fehle? antwortete: ſie wiſſe nicht, welch eine unglückliche Ahnung in ihr ſei? ſo beruhigte ſie Donna Elvire, und forderte ſie auf, bei ihr und ihrem kranken Vater zurückzubleiben. Joſephe ſagte: ſo werden Sie mir wohl, Donna Eliſabeth, dieſen kleinen Liebling abnehmen, der ſich ſchon wieder, wie Sie ſehen, bei mir eingefunden hat. Sehr gern, antwortete Donna Eliſabeth und machte Anſtalten ihn zu ergreifen; doch da dieſer über das Unrecht, das ihm geſchah, kläglich ſchrie und auf keine Art darein willigte, ſo ſagte Joſephe lächelnd, daß ſie ihn nur behalten wolle, und küßte ihn wieder ſtill. Hierauf bot Don Fernando, dem die ganze Würdigkeit und Anmuth ihres Betragens ſehr gefiel, ihr den Arm; Jeronimo, welcher den kleinen Philipp trug, führte Donna Conſtanzen; die übrigen Mitglieder, die ſich bei der Geſellſchaft eingefunden hatten, folgten; und in dieſer Ordnung ging der Zug nach der Stadt.

Sie waren kaum funfzig Schritte gegangen, als man Donna Eliſabeth, welche inzwiſchen heftig und heimlich mit Donna Elvire geſprochen hatte: Don Fer-

nando! rufen hörte und dem Zuge mit unruhigen Tritten nacheilen ſah. Don Fernando hielt und kehrte ſich um, harrte ihrer, ohne Joſephen loszulaſſen, und fragte, da ſie, gleich als ob ſie auf ſein Entgegenkommen wartete, in einiger Ferne ſtehen blieb, was ſie wolle? Donna Eliſabeth näherte ſich ihm hierauf, obſchon wie es ſchien mit Widerwillen, und raunte ihm, doch ſo daß Joſephe es nicht hören konnte, einige Worte ins Ohr. Nun? fragte Don Fernando: und das Unglück, das daraus entſtehen kann? Donna Eliſabeth fuhr fort, ihm mit verſtörtem Geſicht ins Ohr zu ziſcheln. Don Fernando ſtieg eine Röthe des Unwillens ins Geſicht; er antwortete: es wäre gut! Donna Elvire möchte ſich beruhigen; und führte ſeine Dame weiter.

Als ſie in der Kirche der Dominikaner ankamen, ließ ſich die Orgel ſchon mit muſikaliſcher Pracht hören, und eine unermeßliche Menſchenmenge wogte darin. Das Gedränge erſtreckte ſich bis weit vor den Portalen auf den Vorplatz der Kirche hinaus, und an den Wänden hoch, in den Rahmen der Gemälde hingen Knaben und hielten mit erwartungsvollen Blicken ihre Mützen in der Hand. Von allen Kronleuchtern ſtrahlte es herab, die Pfeiler warfen, bei der einbrechenden Dämmerung, geheimnißvolle Schatten, die große von gefärbtem Glas gearbeitete Roſe

in der Kirche äußerſtem Hintergrunde glühte, wie die Abendſonne ſelbſt, die ſie erleuchtete, und Stille herrſchte, da die Orgel jetzt ſchwieg, in der ganzen Verſammlung, als hätte keiner einen Laut in der Bruſt. Niemals ſchlug aus einem chriſtlichen Dom eine ſolche Flamme der Inbrunſt gen Himmel, wie heute aus dem Dominikanerdom zu St. Jago; und keine menſchliche Bruſt gab wärmere Glut dazu her, als Jeronimos und Joſephens.

Die Feierlichkeit fing mit einer Predigt an, die der älteſten Chorherren Einer, mit dem Feſtſchmuck angethan, von der Kanzel hielt. Er begann gleich mit Lob, Preis und Dank, ſeine zitternden, vom Chorhemde weit umfloſſenen Hände hoch gen Himmel erhebend, daß noch Menſchen ſeien, auf dieſem in Trümmer zerfallenden Theile der Welt, fähig, zu Gott empor zu ſtammeln. Er ſchilderte, was auf den Wink des Allmächtigen geſchehen war; das Weltgericht kann nicht entſetzlicher ſeyn; und als er das geſtrige Erdbeben gleichwohl, auf einen Riß den der Dom erhalten hatte hinzeigend, einen bloßen Vorboten davon nannte, lief ein Schauder über die ganze Verſammlung. Hierauf kam er, im Fluße prieſterlicher Beredtſamkeit, auf das Sittenverderbniß der Stadt; Gräuel, wie Sodom und Gomorrha ſie nicht ſahen, ſtraft' er an ihr; und nur der unendlichen Langmuth Gottes

ſchrieb er es zu, daß ſie noch nicht gänzlich vom Erdboden vertilgt worden ſei. Aber wie dem Dolche gleich fuhr es durch die von dieſer Predigt ſchon ganz zerriſſenen Herzen unſerer beiden Unglücklichen, als der Chorherr bei dieſer Gelegenheit umſtändlich des Frevels erwähnte, der in dem Kloſtergarten der Karmeliterinnen verübt worden war; die Schonung, die er bei der Welt gefunden hatte, gottlos nannte, und in einer von Verwünſchungen erfüllten Seitenwendung die Seelen der Thäter, wörtlich genannt, allen Fürſten der Hölle übergab! Donna Conſtanze rief, indem ſie an Jeronimos Armen zuckte: Don Fernando! Doch dieſer antwortete ſo nachdrücklich und doch ſo heimlich, wie ſich beides verbinden ließ: „Sie ſchweigen, Donna, Sie rühren auch den Augapfel nicht, und thun als ob Sie in eine Ohnmacht verſänken, worauf wir die Kirche verlaſſen.

Doch, ehe Donna Conſtanze dieſe ſinnreiche zur Rettung erfundene Maßregel noch ausgeführt hatte, rief ſchon eine Stimme, des Chorherrn Predigt laut unterbrechend, aus: Weichet fern hinweg, ihr Bürger von St. Jago, hier ſtehen dieſe gottloſen Menſchen! Und als eine andere Stimme ſchreckenvoll, indeſſen ſich ein weiter Kreis des Entſetzens um ſie bildete, fragte: wo? hier! verſetzte ein Dritter, und zog, heiliger Ruchloſigkeit voll, Joſephen bei den Haaren

nieder, daß ſie mit Don Fernandos Sohne zu Boden getaumelt wäre, wenn dieſer ſie nicht gehalten hätte.

„Seid ihr wahnſinnig? rief der Jüngling, und ſchlug den Arm um Joſephen: ich bin Don Fernando Ormez, Sohn des Kommandanten der Stadt, den ihr alle kennt.“ Don Fernando Ormez? rief, dicht vor ihn hingeſtellt, ein Schuhflicker, der für Joſephen gearbeitet hatte, und dieſe wenigſtens ſo genau kannte als ihre kleinen Füße. Wer iſt der Vater zu dieſem Kinde? wandte er ſich mit frechem Trotz zur Tochter Aſterons. Don Fernando erblaßte bei dieſer Frage. Er ſah bald den Jeronimo ſchüchtern an, bald überflog er die Verſammlung, ob nicht Einer ſei, der ihn kenne? Joſephe rief, von entſetzlichen Verhältniſſen gedrängt: dies iſt nicht mein Kind, Meiſter Pedrillo, wie Ihr glaubt; indem ſie, in unendlicher Angſt der Seele, auf Don Fernando blickte: dieſer junge Herr iſt Don Fernando Ormez, Sohn des Kommandanten der Stadt, den ihr Alle kennt!

Der Schuſter fragte: wer von euch, ihr Bürger, kennt dieſen jungen Mann? Und mehrere der Umſtehenden wiederholten: wer kennt den Jeronimo Rugera? Der trete vor! Nun traf es ſich, daß in demſelben Augenblicke der kleine Juan, durch den Tumult erſchreckt, von Joſephens Bruſt weg Don Fernando in die Arme ſtrebte. Hierauf: Er iſt der Vater!

ſchrie eine Stimme; er iſt Jeronimo Rugera! eine andere; ſie ſind die gottesläſterlichen Menſchen! eine dritte; und ſteinigt ſie! ſteinigt ſie! die ganze im Tempel Jeſu verſammelte Chriſtenheit! Drauf jetzt Jeronimo: Halt! Ihr Unmenſchen! Wenn ihr den Jeronimo Rugera ſucht: hier iſt er! Befreit jenen Mann, welcher unſchuldig iſt! — Der wüthende Haufen, durch die Aeußerung Jeronimos verwirrt, ſtutzte; mehrere Hände ließen Don Fernando los; und da in demſelben Augenblick ein Marine-Officier von bedeutendem Rang herbeieilte, und, indem er ſich durch den Tumult drängte, fragte: Don Fernando Ormez! Was iſt euch widerfahren? ſo antwortete dieſer, nun völlig befreit, mit wahrer heldenmüthiger Beſonnenheit; „Ja, ſehen Sie, Don Alonzo, die Mordknechte! Ich wäre verloren geweſen, wenn dieſer würdige Mann ſich nicht, die raſende Menge zu beruhigen, für Jeronimo Rugera ausgegeben hätte. Verhaften Sie ihn, wenn Sie die Güte haben wollen, nebſt dieſer jungen Dame zu ihrer beiderſeitigen Sicherheit; und dieſen Nichtswürdigen, indem er Meiſter Pedrillo ergriff, der den ganzen Aufruhr angezettelt hat!“

Der Schuſter rief: Don Alonzo Onoreja, ich frage euch auf euer Gewiſſen, iſt dieſes Mädchen nicht Joſephe Aſteron? Da nun Don Alonzo, welcher Joſephen ſehr genau kannte, mit der Antwort zauderte, und

mehrere Stimmen, dadurch von neuem zur Wuth entflammt, riefen: sie ists, sie ists! und: bringt sie zu Tode! so setzte Josephe den kleinen Philipp, den Jeronimo bisher getragen hatte, sammt dem kleinen Juan, auf Don Fernandos Arm und sprach: gehen Sie, Don Fernando, retten Sie ihre beiden Kinder und überlassen Sie uns unserm Schicksale!

Don Fernando nahm die beiden Kinder und sagte: er wolle eher umkommen, als zugeben, daß seiner Gesellschaft etwas zu Leide geschehe. Er bot Josephen, nachdem er sich den Degen des Marine-Officiers ausgebeten hatte, den Arm, und forderte das hintere Paar auf, ihm zu folgen. Sie kamen auch wirklich, indem man ihnen bei solchen Anstalten mit hinlänglicher Ehrerbietigkeit Platz machte, aus der Kirche heraus und glaubten sich gerettet. Doch kaum waren sie auf den von Menschen gleichfalls erfüllten Vorplatz derselben getreten, als ein Mann aus dem rasenden Haufen der sie verfolgt hatte rief: dies ist Jeronimo Rugera, ihr Bürger, denn ich bin sein eigner Vater! und ihn an Donna Constanzens Seite mit einem ungeheuren Keulenschlage zu Boden streckte.

Jesus Maria! rief Donna Constanze, und floh zu ihrem Schwager; doch: Klostermetze! erscholl es schon, mit einem zweiten Keulenschlage, von einer andern Seite, der sie leblos neben Jeronimo nieder-

warf. Ungeheuer! rief ein Unbekannter: dies war Donna Conſtanze Xares! „Warum belogen ſie uns! antwortete der Schuſter; ſucht die rechte auf, und bringt ſie um!“

Don Fernando, als er Conſtanzens Leichnam erblickte, glühte vor Zorn; er zog und ſchwang das Schwerdt, und hieb, daß er ihn geſpalten hätte, den fanatiſchen Mordknecht nieder, der dieſe Gräuel veranlaßte, wenn derſelbe nicht durch eine Wendung dem wüthenden Schlag entwichen wäre. Doch da er die Menge, die auf ihn eindrang, nicht überwältigen konnte, rief Joſephe: leben Sie wohl, Don Fernando mit den Kindern! — hier mordet mich, ihr blutdürſtigen Tiger! und ſtürzte ſich freiwillig unter ſie, um dem Kampfe ein Ende zu machen. Meiſter Pedrillo ſchlug ſie mit der Keule nieder.

Don Fernando, wie ein Held, ſtand jetzt, den Rücken an die Kirche gelehnt; mit der Linken hielt er die Kinder, in der Rechten das Schwert. Mit jedem Hiebe wetterſtrahlte er Einen zu Boden; ein Löwe wehrt ſich nicht beſſer. Sieben Bluthunde lagen todt vor ihm, der Fürſt der ſataniſchen Rotte ſelbſt war verwundet. Hierauf ward es ſtill um ihn und Alles entfernte ſich. Der Marine-Officier fand ſich jetzt wieder bei Don Fernando ein, ſuchte ihn zu tröſten, und verſicherte ihn, daß ſeine Unthätigkeit bei dieſem

Unglück, obschon durch mehrere Umstände gerechtfertigt, ihn reue; doch Don Fernando sagte, daß ihm nichts vorzuwerfen sei, und bat ihn nur, die Leichname jetzt fortschaffen zu helfen. Man trug sie alle, bei der Finsterniß der einbrechenden Nacht in Don Alonzos Wohnung, wohin Don Fernando ihnen mit den Kindern folgte. Er übernachtete auch bei Don Alonzo, und säumte lange, unter falschen Vorspiegelungen, seine Gemahlin von dem ganzen Umfang des Unglücks zu unterrichten; einmal, weil sie krank war, und dann weil er auch nicht wußte, wie sie sein Verhalten bei dieser Begebenheit beurtheilen würde; doch kurze Zeit nachher, durch einen Besuch zufällig von Allem was geschehen war, benachrichtigt, weinte diese treffliche Dame im Stillen ihren schwesterlichen Schmerz aus, und fiel ihm mit dem Rest einer erglänzenden Thräne eines Morgens um den Hals und küßte ihn. Don Fernando und Donna Elvire nahmen hierauf den kleinen Fremdling zum Pflegesohn an; und wenn Don Fernando Philippen mit Juan spielen sah und daran gedachte wie er dieses zweite Kind erworben hatte, so war es ihm fast, als müßt' er sich freuen.

Morayzela.

Eine maurische Erzählung.

Von

A. W. von Schlegel.

Nur wenige Jahre vor dem gänzlichen Falle des mauriſchen Königreichs Granada hatte eine Partei mißvergnügter Großen noch bei Lebzeiten des alten Königs Muley Haſſan ſeinen Sohn Abu Abdallah auf den Thron geſetzt. Sei es nun, daß jener durch perſönliche Verunglimpfungen ſich Feinde gemacht hatte, oder daß wirklich die Lage des Reichs, welches unaufhörlich von den chriſtlichen Königen Spaniens bedroht ward, mehr jugendliche Entſchloſſenheit von ſeinem Oberhaupte forderte, als er beſaß; oder daß man auch aus bloßem Wankelmuth den Glanz der Krone durch Veränderung der Perſonen erneuert zu ſehen verlangte: in jedem Falle konnte ſich Muley Haſſan glücklich

ſchätzen, zugleich mit ſeiner Macht nicht auch ſein Leben eingebüßt zu haben. Dergleichen Staatsveränderungen waren in Granada nichts Seltenes. Hier waren nicht unter der Allgewalt eines Einzigen alle Unterthanen einander gleich, ſondern es ragten zwei und dreißig edle Geſchlechter, deren jedes in zahlreichen Häuſern blühte, unter dem Volke hervor. Einige darunter konnten vielleicht an Reichthümern mit ihrem Könige wetteifern; andre dünkten ſich von Seiten der Abkunft nicht viel geringer wie er.

Zu dieſen gehörten beſonders die Abencerragen, die ſich rühmten von Abenrahi, einem Feldherrn, in deſſen Begleitung der tapfere Muza Spanien im achten Jahrhundert erobert hatte, abzuſtammen. Sie hatten nebſt einigen andern Familien, den Alabaſen, Zegri, Maza und Gomelen die Erhebung des jungen Prinzen bewirkt und hielten ſich alſo ganz zu ſeinem Hofe. Sobald die erſten Unruhen vorüber waren, feierte Abu Abdallah den glücklichen Erfolg jener Begebenheit durch die prächtigſten Ergötzungen. Bald lockte das beliebte Schauſpiel eines Stiergefechtes, bald ein Ringeſtechen, bald eine andre Waffenübung, die ehrbegierige Ritterſchaft, nicht nur aus der Hauptſtadt, ſondern aus dem ganzen Reiche, zur Theilnahme, und eine zahlloſe Menge von Zuſchauern zum unthätigen Staunen herbei. Alles drängte ſich zum Albayzin,

dem Theile der Stadt, den der kleine König (so nannte man ihn) inne hatte. Der Alte mochte indessen auf dem Alhambra, dessen Thürme und Mauern weit umher auf der schönen Ebene von Granada in die Augen fielen, seine Schätze und die nunmehr öden mit unglaublichem Aufwande von ihm erbauten Paläste hüten.

Nichts scheint dem ritterlichen Geiste mehr zu widersprechen, als der Charakter der morgenländischen Völker. Hier sehen wir feurige Kriegswuth, dort gestählte Herzhaftigkeit; hier asiatische Ueppigkeit, dort nordische Zucht, hier gefühllose Unterdrückung der Frauen, dort sittsame Verehrung derselben. Nur in freien und stolzen Gemüthern konnten die Tugenden des Ritterthums, seine heiligen Gelübde, seine edlen Vorurtheile sogar gedeihen: und in Asien war unumschränkte Alleinherrschaft von jeher zu Hause. Auch die dort übliche Art der Bewaffnung und des Kampfes, der leichte Pfeil, der im Fliehen behende zurückgeschoßen ward; flicht auffallend gegen die niederwerfende, aber unbehülfliche Gewalt der Lanze ab, womit der europäische Ritter auf seinen Gegner einbrach. Wir haben Mühe, uns einen Helm unter einem weichen Turban, einen von Haupt bis zu den Füßen geharnischten Ritter auf einem schlanken arabischen Rosse vorzustellen.

Dennoch bezeugt die Sage und Geschichte, daß ein

rühmlicher Rittergeiſt die Araber in Spanien, ihrer entfernteſten weſtlichen Eroberung, wirklich beſeelt habe, wie es auch mit ſeiner Bildung zugegangen ſein mag. Granada blieb, nachdem die übrigen Königreiche wieder in die Hände der Chriſten gefallen waren, der einzige, aber immer noch glänzende Sitz desſelben. Sein Einfluß adelte die barbariſche Pracht jener Waffenſpiele, worin Abu Abdallah die ganze Herrlichkeit des Reichs vor ſeinem nahen Untergange noch einmal zur Schau ſtellte. Die mauriſchen Ritter ehrten ſich durch Höflichkeit ſelbſt in ihren Gegnern, und indem ſie ſich durch Muth und Geſchicklichkeit hervorthaten, warben ſie zugleich um den Preis der feinen Sitte. Dieſen konnte nur das Wohlgefallen edel geſinnter Frauen ertheilen. Auch erſchienen die Sultanin Morayzela und ihr reizendes Gefolge von Töchtern der Vornehmſten bei jedem öffentlichen Feſte als Zuſchauerinnen. Noch mehr belebte ihre Gegenwart die Tänze und Gaſtmale, welche innerhalb des Palaſtes angeſtellt wurden. In dieſem Lande, vorzüglich an dieſem Hofe, wußte man der Schönheit auf eine freiere Art zu huldigen als durch den hohen Werth, den man im Morgenlande auf ihren ausſchließenden Beſitz legt, und durch die mißtrauende Eiferſucht, womit man ihn ſich zu bewahren ſucht. Weibliche Jugend war hier ſo wenig zu der Eingezogenheit eines Harems verdammt, daß

die ſpaniſchen Romanzen noch lange nachher die Schönen von Granada, Zayda, Fatima, Galiana, Lindaraja und andere zu beſingen nicht aufhören konnten.

Indeſſen nahmen die Luſtbarkeiten, denen ſich der unbeſonnene Fürſt ſo gern überließ, eine verderbliche Wendung. Statt daß ſie, als eine Vorübung zu nah bevorſtehenden ernſteren Kämpfen, den Adel hätten anfeuern ſollen, ſich den klugen Entwürfen des Königs von Arragon, Don Fernando, vereinigt entgegenzuwerfen, nährten ſie einen Zwiſt der beiden mächtigſten Häuſer, und gaben Anlaß zum Ausbruche deſſelben in Gewaltthaten, in Parteiungen und endlich in eine furchtbare Verſchwörung. Die Abencerragen verdunkelten durch den Glanz ihrer Geburt, ihrer Reichthümer und Würden Alles neben ſich; und ob ihnen gleich Freigebigkeit und Güte die allgemeine Zuneigung des Volks gewonnen hatte, ſo redete doch aus ihrem ganzen Betragen, ſelbſt aus ihren Wahlſprüchen und den Sinnbildern auf ihren Waffen ein ſo ſtolzes Bewußtſein, daß es kein Wunder war, wenn ſie die Eiferſucht derer aufregten, die bei gleichen Anſprüchen es ihnen doch nicht völlig gleich thun konnten. In dieſem Falle befanden ſich hauptſächlich die Zegri, Abkömmlinge der ehemaligen Könige von Cordova. Zu ihrer Partei gehörten die Gomelen und Maza, während der angeſehene Stamm der Alabaſen

durch einen engen Bund mit den Abencerragen befreundet war, und auch Muza, ein Sohn Hassans von einer christlichen Sklavin und oberster Befehlshaber der Kriegsmacht, sich zu ihnen hielt.

Nach manchen erbitterten Vorfällen ersannen die Zegri bei Gelegenheit eines Rohrwerfens, wobei sie die eine Schar von Rittern und die Abencerragen die andern ausmachen sollten, eine unritterliche Art sich zu rächen. Sie beschlossen, sich unter der festlichen Tracht mit starken Panzern, und neben den leichten, unschädlichen Röhren mit scharfen Lanzen zu versehen, um damit in der Hitze des Kampfspiels nach ihren Feinden zu werfen. Mahomed Zegri, das Oberhaupt der Familie Zegri, führte dieß wirklich gegen einen derselben aus, von dem er sich vorzüglich beleidigt glaubte. Dieser aber, vorher gewarnt, hatte sich ohne die Uebrigen etwas merken zu lassen, mit Waffen der Vertheidigung und des Angriffs versehen. Als er sich daher verwundet fühlte, setzte er schnell dem Thäter nach und durchbohrte ihn mit der Lanze, so daß er halbtodt zur Erde fiel. Das Gefecht wurde ernsthaft und allgemein: die Zegri waren dabei ihren Gegnern überlegen, weil sie besser vorbereitet waren. Die Dazwischenkunft der zuschauenden Ritter und des Königs selbst, der sogleich seine Gallerie verließ, ein Pferd bestieg und in die Schranken hineinritt, verhü-

tete für dießmal weiteres Blutvergießen. Ob es sich gleich bei der ersten Untersuchung zeigte, Mahomed habe seinen Tod verdient, und auch die übrigen Zegri der Theilnahme an seinem verrätherischen Angriffe verdächtig wurden, so hemmte doch die Verwendung der übrigen Ritter des Hofes alles fernere Nachforschen, und man bewirkte eine scheinbare Aussöhnung.

Aber die innere Erbitterung brach bald darauf bei einem andern Anlaß noch heftiger aus. Ein Zegri spöttelte über die Mildthätigkeit der Abencerragen gegen die gefangnen Christen, als wären sie insgeheim christlich gesinnt. Albin Hamet, ein Abencerrage, wies ihn kräftig ab: es kam von Worten zu Thätlichkeiten; der Zegri büßte seine Verwegenheit zuerst mit dem Tode. Bald griffen nicht nur die Ritter von beiden Familien, sondern auch die zu ihrem Anhange gehörigen zu den Waffen; und den Unparteiischen, in so großer Anzahl sie auch gegenwärtig waren, gelang es erst mit vieler Mühe, nachdem einige geblieben und viele verwundet waren, die erhitzten Kämpfer aus einander zu bringen. Sobald der König es erfuhr, ließ er alle Ritter von den Familien, die Antheil an dem Streite genommen hatten, in verschiedene Gefängnisse bringen; äußerst entrüstet über diese sich stets erneuernden Fehden, war er schon im Begriff, sie auf einmal durch einen despotischen Streich zu enden, und

von jeder Partei ſechs Häupter hinrichten zu laſſen. Endlich ließ er ſich bewegen, den Schuldigen unter der Bedingung, daß ſie ſich verſöhnten, zu verzeihen.

Die Zegri, von denen nicht weniger als ſechs das Leben verloren hatten, indeſſen die Abencerragen viele Verwundete, aber keine Todte zählten, mußten alſo ihre jetzt auf das Höchſte geſtiegene Wuth in ſich verſchließen. Bei einer Familienverſammlung auf einem ſchönen Landſitze, den ſie an den Ufern des Darro beſaßen, trug ihnen der Bruder jenes Mahomed Zegri, nach deſſen Tode ſie ihn als ihr Oberhaupt betrachteten, den Entwurf einer Verrätherei vor, wodurch er den leichtſinnigen Abu Abdallah ſelbſt zum Werkzeuge ihrer Rache an den Abencerragen zu machen und ihren Stamm auf einmal auszurotten hoffte. Sie ergriffen einſtimmig ſeinen Vorſchlag; die Rollen wurden vertheilt und die Ausführung bis zu einer günſtigen Gelegenheit aufgeſchoben.

Nicht lange darauf wurde ein Einfall in die Landſchaft Jaen unternommen, wobei der König mit auszog. Der König trat, ermüdet von dem Marſche, auf einem ſeiner Luſtſchlöſſer ab, um ſich da zu erholen. Nur wenige Ritter umgaben ihn, und dieſe waren Zegri oder Gomelen; Niemand von der Gegenpartei war zugegen. Der, welcher den Auftrag übernommen hatte, die Abencerragen zu ſtürzen, glaubte

jetzt den Augenblick ergreifen zu müſſen. Als Abu Abdallah ihre bei der letzten Unternehmung bewieſene Tapferkeit rühmte, bemerkte er, daß nur die übermäßige Güte des Monarchen alles, was die Abencerragen thäten, in ein ſo günſtiges Licht ſtelle, und ihnen Beſtrebungen des Ehrgeizes für uneigennütziges Verdienſt anrechne. Sie haben mancherlei Künſte angewandt, um Lieblinge des Volks zu werden, das Volk bete ſie an; der Uebermuth in den Sinnbildern und Sprüchen ihres Waffenſchmuckes verrathe genug, daß ſie ſich für zu groß halten, um Unterthanen zu ſein, und ihre Reden haben dieß oft noch deutlicher ausgelegt. Wenn ihm der ruhige Beſitz ſeiner Krone lieb ſei, ſo möge er keinem Abencerragen trauen.

Geängſtigt durch dieſe mit geheimnißvollen Winken begleiteten Aeußerungen, drang der König in ihn, ihm alles, was er wiſſe, zu offenbaren. Lange lehnte er dies heuchleriſch ab: ſeine Ausſage könne wegen der bekannten Feindſchaft ſeiner Familie mit jener verdächtig ſcheinen; endlich willigte er ein, jedoch erſt nach dem heiligſten Verſprechen der Geheimhaltung. Hierauf ſagte er, die Abencerragen ſeien auf nichts Geringeres bedacht, als ihn des Lebens zugleich mit dem Throne zu berauben, auf welchen ſie einen aus ihrer Mitte erheben wollten. Nur darum haben ſie ihn erſt gegen ſeinen Vater begünſtigt, um eine ge-

theilte Macht deſto vortheilhafter angreifen zu können. Sie rechnen hiebei vorzüglich auf ein mit der Königin unterhaltenes Verſtändniß, die, wie er ſich wohl erinnern werde, die Unternehmungen dieſer Ritter immer durch den lebhafteſten Beifall ausgezeichnet habe. Er erzählte, an einem feſtlichen Tage, wo die Ausforderung des Ordensmeiſters von Calatrava an die mauriſchen Ritter zu einem Ehrenkampfe die Aufmerkſamkeit des ganzen Hofes beſchäftiget, habe er ſich mit einem Freunde unter den Myrtengebüſchen des Gartens am Schloſſe ergangen; ſie haben die Königin in ihren geheimen Freuden mit dem Abencerragen Albin Hamet von fern belauſcht, und ſich unbemerkt von den Liebenden weggeſchlichen. Nach einiger Zeit habe ſich Morayzela durch allerlei Umwege wieder zu ihren Damen verfügt, ehe noch ihre Abweſenheit auffallend geworden war; auch Albin Hamet, mit unbefangenem Weſen nach einer andern Seite zu hervorgekommen, habe weiße und rothe Roſen zu Kränzen gepflückt, und da ſie ihn über dieſen Zeitvertreib angeredet, die Reize des Gartens geprieſen. Einige andre Zegri und Gomelen, die der König auf Verlangen des Anklägers als Zeugen herbeirufen ließ, bekräftigten dieſe Umſtände ebenfalls. Nur aus Beſorgniß für die Sicherheit des Königs ſelbſt, deſſen Macht damals noch neu und wenig befeſtigt war, haben ſie bis jetzt geſchwiegen.

Abu Abdallah war über dieſe Entdeckung außer ſich; doch hätten ſich vielleicht die Eindrücke des Augenblicks ſeiner ohnmächtigen Seele nicht unbedingt genug bemeiſtert, um ihn von einer Unterſuchung zurückzuhalten, hätten ihn nicht die Verräther durch ſcheinbare Vorſpiegelungen ſo zu ängſtigen gewußt, daß er ſich nur durch blinde Folgſamkeit gegen ihre Vorſchläge retten zu können glaubte. Die Macht der Abencerragen, wiederholten ſie ihm oft, ſei viel zu groß, als daß man ſie nach Recht und Geſetz zur Strafe des Hochverraths ziehen könne. Ja, der König ſelbſt und ſie, die Ankläger, würden verloren ſein, wenn jene nur die geringſte Spur davon bekämen, daß ſowohl ihre ſchon begangenen, als die noch nicht zur Ausführung reifen Verbrechen entdeckt und verrathen ſeien. Der entſcheidende Streich gegen ſie müſſe unvermuthet wie ein Blitz vom heitern Himmel geführt werden. Ihren mächtigen Anhang müſſe man nicht eher durch die Nachricht von ihrem Falle ſchrecken und betäuben, als bis kein Glied des ganzen Geſchlechts mehr übrig ſei, um ſich zum Oberhaupte der Empörung aufzuwerfen. Hiezu entwarfen ſie dem Könige einen blutigen Plan, und verſprachen ihm dabei den Beiſtand ihrer Familie und ihres Anhangs. Was die Königin betreffe, ſo müſſe man erſt nachher, und zwar der Vorſchrift des Geſetzes gemäß, gegen ſie

verfahren, um ihre Familie ruhig zu erhalten, und um ſich auch für jene nothwendige Gewaltthat als eine gerechte Rache die allgemeine Billigung zu ſichern. Man müſſe ihr verſtatten, einen Verfechter ihrer Ehre aufzuſtellen: zwei Zegri und zwei Gomelen erboten ſich alsdann ihr Leben an die Behauptung ihrer Anklage zu ſetzen. Sie hofften vermuthlich, die verleumdete Morayzela werde keine Ritter dazu finden.

Nach ſolchen Verabredungen begab ſich Abu Abdallah auf den Weg zur Hauptſtadt. Bei ſeiner Ankunft kam ihm die Sultanin mit ihren Frauen am Eingange des Palaſtes entgegen; aber er eilte an ihr vorüber, faſt ohne ſie zu begrüßen, und brachte unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit die Nacht allein auf ſeinen Zimmern zu. Eine ſchlafloſe Nacht war es, in der ihn tauſend peinliche Gemüthsbewegungen beſtürmten: die Angſt, welche immer vor einem großen Verbrechen hergeht, vermochte nicht ihn zu warnen; er ſchob ſie auf die vermeintlichen Gefahren ſeiner Lage, und hielt die Nothwendigkeit, ſich davon zu befreien, nur für deſto dringender. Die Ritter von der Partei der Zegri waren ſchon früh verſammelt, ihn zu begrüßen: unmuthig hörte er die Nachricht, die von Muza angeführten Abencerragen ſeien in der Nacht ſiegreich mit zwei eroberten Fahnen von der Ebene zurückgekommen. Ihr Waffenglück galt ihm nicht für

einen geleiſteten Dienſt, ſondern für eine Beſtätigung jener verrätheriſchen Anmaßungen.

Er begab ſich in den Hof der Löwen auf dem Alhambra, einen offnen Platz im Innern der Paläſte, von zwölf alabaſternen Löwen, die in der Mitte einen Springbrunnen umgaben, ſo genannt. Dreißig wohlbewaffnete Zegri erwarteten ihn hier; auch ein Henker war heimlich dahin beſtellt. Der König ließ jeden Abencerragen aus der Stadt heimlich zu ſich rufen: ſobald er eintrat, wurde er feſtgehalten und enthauptet. Albin Hamet war eins der erſten Opfer, und ſchon waren ſechs und dreißig Abencerragen auf dieſe Weiſe umgebracht, als ein Page, der ſich unbemerkt ſeinem Herrn nachgeſchlichen, und die blutige Scene von fern erblickt hatte, einigen Freunden jenes Geſchlechts, denen er zuerſt begegnete, die Sache wehklagend voll Entſetzen offenbarte. Sie beſchloßen ſogleich die übrigen Abencerragen zu warnen, und als ſie in die Stadt zurückeilten, trafen ſie auf Muza, der mit den Rittern ſeines geſtrigen Zuges auf dem Wege zum Könige war, um ihm Bericht davon zu erſtatten. Man konnte nicht zweifeln, die Zegri ſeien die Urheber dieſer ungeheuern Verſchwörung, beſonders da man keinen von ihrer Partei in der Stadt bemerkte. Muza ließ als oberſter Befehlshaber unverzüglich Lärm blaſen: bald war Alles verſammelt und unter den Waffen. Das

ganze Volk, Weiber, Kinder und Greise, gerieth in eine unbeschreibliche Bewegung, als man erfuhr, es gelte die Rettung der geliebten Abencerragen. Durch alle Gassen erscholl unter verwirrten Wehklagen der Ruf: der König sterbe! Man stürmte auf das Alhambra, und da man die Thore verschlossen fand, versuchte man durch angelegtes Feuer sie zu öffnen. Muley Hassan glaubte diesen Augenblick für sich benutzen zu können: er schloß eine Hinterpforte auf, wodurch die Schaaren unaufhaltsam hereindrängen, die ihn auch wirklich aus Haß gegen den jungen Tyrannen aufs neue zum Könige ausriefen. Die Zegri hatten die Eingänge zum Hofe der Löwen verschlossen und hielten sie besetzt, vermochten aber nicht die Abencerragen abzuwehren, die, durch den Anblick ihrer enthaupteten Brüder zur höchsten Wuth entzündet, den Schauplatz des Verbrechens in einen Schauplatz der Rache verwandelten, und fünfhundert Ritter vom Geschlecht der Zegri und ihrem Anhange niederstießen. Dem Könige würde es nicht besser ergangen sein, hätte er sich nicht an einem sichern Zufluchtsorte zu verbergen gewußt. Vergebens suchte man ihn mit dem größten Ungestüm im ganzen Umfange des Alhambra.

Muza hatte sich indessen bemüht, weiteren Verwüstungen vorzubeugen und das Feuer zu löschen. Er fand bei seinem Eintritte in das Alhambra seinen

Vater von einer zahlloſen Schar von Edlen und Bürgern umringt, die ihn von Neuem zum Könige ausriefen, und konnte alſo nicht umhin, ihn huldigend zu begrüßen. Das Gefecht im Hofe der Löwen war gleich im erſten Sturme durch die Niederlage der Zegri und ihrer Partei entſchieden worden; aber das Getümmel des Auflaufs dauerte immer noch fort, und nahm ſogar zu. Muza ſah die blutige Wahlſtatt und eilte davon hinweg, um der Königin von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben. Er fand ſie, umringt von ihren Frauen, voll Schrecken über Begebenheiten, welche ſie nur halb wußte, von deren Urſache ſie nichts begriff, und in tödtlicher Unruhe über ihren Gemahl. Bei ſeinem furchtbaren Aufſchluſſe ſank ſie in Ohnmacht nieder. Sie hatte den König als ihren Gemahl geehrt, ohne je die Art von Neigung für ihn zu hegen, die durch keine Pflicht geboten werden kann. Ihr reines Herz hatte ihn nie einer ſolchen Unthat fähig geglaubt. Oft lenkte ſie zwar durch ihren milden Einfluß ſeine unbeſonnene Schwäche zum Guten; aber erſt jetzt erfuhr ſie, daß dieſe bei großer Macht hinreiche, um in die tiefſten Abgründe zu ſtürzen. Die edlen Frauen des Hofes, die an ihr nicht wie an ihrer Gebieterin, ſondern wie an einer Freundin hingen, waren außer ſich. Sie vergaßen, daß ſie ſelbſt in dem Gefechte einen Vater, Bruder, oder ſonſt einen nahen

Verwandten verloren haben konnten. Einige drängten sich um die schöne Morayzela her, und suchten sie durch allerlei Hülfleistungen ins Leben zurückzurufen; andre fielen zu Muzas Füßen, und flehten ihn um Schutz und Rettung für sie an. Sie glaubten, das Leben der Königin hänge vielleicht am Leben Abu Abdallahs, weit entfernt zu argwöhnen, daß sein Verbrechen einen so nahen Bezug auf seine Gattin habe, und daß er gegen sie auf das Feindseligste gesinnt sei. Auch Zelima, die jüngste und schönste unter den Begleiterinnen Morayzelas, die Muzas Herz seit ihrer ersten Erscheinung am Hofe gewonnen hatte, kniete unter den übrigen vor ihm und verweigerte die Hand, die er ihr vor Allen zum Aufstehen bot. So eindringende Bitten, ein so rührender Anblick überwältigten ihn: er versprach alles zu thun, was in seiner Macht stände. Er hielt Abu Abdallah mehr für das blinde Werkzeug, als für den Urheber jener Verrätherei, und glaubte vielleicht auch, die Ruhe des Staats erfordere es, ihn neben seinem Vater auf dem Throne zu behaupten, da sonst sein immer noch mächtiger Anhang gewiß versuchen würde, ihn mit Gewalt wieder darauf zu erheben. Seine erste Sorge war, den Auflauf zu stillen, wozu er theils den alten König sein Ansehen zu verwenden bewog, theils selbst die nöthigen Befehle ertheilte. Hierauf fragte er die Häupter

der edlen Geſchlechter über ihre Geſinnungen in Anſehung ſeines Bruders. Sie verſtanden ſich alle dazu, ihn wieder für ihren König anzuerkennen, bis auf die Abencerragen und drei mit ihnen am genaueſten befreundete Geſchlechter, die, trotz allen ſeinen Vorſtellungen von keinem andern Könige als Muley Haſſan hören wollten.

Abu Abdallah hatte ſich während des Gefechtes mit etwa funfzig Rittern durch eine Hinterthür in das Gebüſch des Alhambra, und von da in eine Moſchee geflüchtet, die in einiger Entfernung von der Stadt auf einem Hügel lag. Hier erwartete er das Aergſte, gequält von dem Bewußtſein ſeiner Schuld und voll Bangigkeit bei jedem Geräuſche. Auch Muzas Ankunft hielt er für feindlich, da ihn einige von ſeinen Rittern den Hügel heranreiten ſahen. Aber er hatte nur die Vorwürfe ſeines Bruders zu fürchten, der ihn über den tyranniſchen Mißbrauch ſeiner Gewalt ohne Schonung zur Rede ſtellte. Abu Abdallah vertheidigte ſich durch das vorgebliche Verbrechen der Abencerragen, welches Muza als etwas ganz Unglaubliches verwarf. Die vier Ankläger, die ſich unter dem Gefolge des Königs befanden, waren genöthigt, als dieſer ſich auf ſie berief, ihre Verleumdungen aufs Neue zu bekräftigen. Muza begegnete ihnen verächtlich und zieh ſie einer ehrloſen Lüge. „Scheute ich mich nicht, ſagte

er, den eben erſt mit Mühe hergeſtellten Frieden von Neuem zu brechen, ſo würde ich die Moſchee nicht verlaſſen, ohne jedem von euch ritterlich darzuthun, daß er ein ſchändlicher Verräther ſei."

Man begab ſich nach Granada zurück: der König befahl der Wache vor ſeinen Zimmern, heute Niemanden, wer es auch ſei, zu ihm zu laſſen. Er ſcheute ſich vor einer beſondern Unterredung mit ſeiner Gemahlin, deren ſanfte, liebevolle Würde ihm bei ſeinen Anſchlägen gegen ſie hätte vernichtend ſein müſſen. Sobald Muza ihr melden ließ, Alles ſtehe wohl, Abu Abdallah ſei wieder in vollkommener Sicherheit im Palaſte, ſtand ſie keinen Augenblick an, ſich zu dem unglücklichen Verbrecher zu begeben. Wie ſchmerzlich betroffen war ſie, als man ihr auf ſeinen ausdrücklichen Befehl den Zugang zu ihm verwehrte! Sein geſtriges Betragen, das ſie damals auf ſeine Ermüdung und Unpäßlichkeit geſchoben hatte, fiel ihr jetzt wieder auf, und ſie fing an, einen Zuſammenhang zwiſchen dieſen befremdenden Erſcheinungen und den Begebenheiten des vorigen Tages zu vermuthen, wie man entfernte Gegenſtände bei einem ſchwachen Lichte wahrzunehmen glaubt. Freilich konnte ſie in ihrer Unſchuld nicht errathen, was ihr die gehäſſige Verläumdung angedichtet hatte: aber ihre Beſorgniſſe waren um ſo quälender, je verworrener. Sie entließ

ihre Frauen, die eben ſo wenig wie ſie ſelbſt den Muth gehabt hatten, das traurige Stillſchweigen hierüber zu brechen, und ſuchte Ruhe in ihrem Schlafgemach.

Die Reihe ihr beim Auskleiden zu dienen, war unter ihren chriſtlichen Sclavinnen dießmal an einer, welche zwar noch nie das Mißfallen der Königin, aber auch niemals ihre Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich gezogen hatte. Sie war nicht ſchön: nur ihre beſcheidnen Sitten, die eine nicht gemeine Erziehung verriethen, und ihre Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten hatten ſie zum Dienſt am Hofe empfohlen, wozu ſonſt immer die ſchönſten unter den gefangenen Chriſtinnen gewählt wurden. Sorgfältig aber ſtill verrichtete ſie alles, was ſie zu thun hatte; jeden Wink ihrer Gebieterin bemerkte ſie ſchnell und befolgte ihn eifrig, ohne ihr je durch ſchmeichleriſche Künſte gefallen zu wollen, und ohne jede gütige Anrede für eine Gelegenheit anzuſehen, ſich näher zu ihrer Gunſt und ihrem Zutrauen heranzudrängen. Gram und Bekümmerniß waren etwas ſo Fremdes in der jugendlichen Bruſt Morayzelas, daß ſie dieſen Wohnſitz der Freude unausſprechlich zerrütten mußten. Ihr Leben hatte bis jetzt einem heitern Frühlingsmorgen geglichen; die ganze Welt hatte ihr gelächelt, und ihre Freundlichkeit hatte dies nicht unerwidert gelaſſen. Selbſt

den oft leeren Vergnügungen des Hofes wußte sie Seele zu leihen, und der Schimmer ihrer äußern Lage hatte ihrem Herzen nichts von seiner Einfalt geraubt. Sie konnte daher ihre Gemüthslage an diesem Abend um so weniger verbergen: ihre Wangen waren höher gefärbt, ihre Augen irrten zerstreut umher, die Wallungen ihres Busens waren sichtbar.

Esperanza de Hita, so hieß die christliche Gefangne, fragte mit sanftem, theilnehmendem Tone, ob ihr nicht wohl sei, und erhielt darauf eine halblaute Verneinung mit einem Seufzer zur Antwort. Als ihre Gebieterin sich niedergelegt hatte, bat sie um Erlaubniß, die Nacht bei ihr wachen zu dürfen; diese dankte ihr, schlug es aber ab, und bestand darauf, allein gelassen zu werden. Esperanza widersprach nicht weiter, und ging bis an die Thür des Zimmers, wo sie nicht mehr beobachtet werden konnte. Hier lauschte sie einige Zeit, und näherte sich dann wieder mit leisen und langsamen Tritten. Als die noch immer wache Königin, die nur, weil sie ihre glühende Stirn in das Kopfkissen drückte, zu schlafen schien, sich umwandte und die Augen aufschlug, sah sie zwischen den Vorhängen hindurch beim matten Schein einer Lampe das Mädchen am Fuße ihres Bettes auf dem Boden sitzen, die Arme verschränkt und den traurigen Blick nach ihr gerichtet. Sie wandte jetzt nichts mehr wider

ihre Gegenwart ein; vielmehr war ihr die Nähe eines ſo theilnehmenden Weſens willkommen, und ſie that ihren Seufzern keine Gewalt an. Sie ließ ſich einen kühlenden Trank reichen, ob ſie ſchon wußte, er werde ihr aufgeregtes Blut nicht beſänftigen, nur um jener das Vergnügen einer Hülfleiſtung zu gewähren. Gegen Morgen fiel ſie in einen ängſtlichen, unterbrochnen Schlummer, während Eſperanza immer wach blieb.

Früh am Tage ließ der junge König alle Ritter des Hofes, wie zu einer wichtigen Angelegenheit, zuſammen berufen. Sie kamen aber, ausgenommen die Theilnehmer der geſtrigen Verſchwörung, mit geheimem Widerwillen. Er ſuchte dies Gefühl zu entwaffnen, indem er, in Schwarz gekleidet, mit allen äußern Zeichen der Reue und Betrübniß den Thron beſtieg; allein es verrieth ſich bald, daß er mehr über das Mißlingen ſeiner That, als über ſie ſelbſt bekümmert ſei. Er beklagte in einer künſtlichen Rede den Tod ſo vieler wackern Ritter, womit er indeſſen nur die von ſeinem Anhange meinte. Er habe, geſtand er, ſich durch Leidenſchaft hinreißen laſſen, eine dem Anſcheine nach unrechtmäßige Rache zu nehmen, ſtatt ſie den Geſetzen anheim zu ſtellen, die nicht weniger ſtrenge entſchieden haben würden. Hierauf trug er die ganze Anklage der Zegri vor, ſei es nun, daß er ſie wirklich noch glaubte, oder daß er aus niedriger

Scham, um ſich des begangenen Unrechts nicht ſchuldig bekennen zu müſſen, darin beharrte, und den Muth nicht hatte, auf dem Wege zu ſeinem Verderben umzukehren. Es entſtand im Saale ein lautes Gemurmel, welches ihm bewies, dieſe gehäſſige Beſchönigung einer gehäſſigen That finde wenig Glauben. Ein alter Oheim Morayzelas ſprach ſehr heftig gegen den König; die Zegri erwiderten in eben dieſem Tone; die Gemüther erhitzten ſich, und es wäre ſogleich zu Thätlichkeiten gekommen, hätten ſich nicht einige unparteiiſche Ritter, vorzüglich Muza, ins Mittel gelegt. Dieſer, ſo ſehr er die feindliche Hartnäckigkeit ſeines Bruders verabſcheute, hielt es nunmehr, da die Verleumdung gegen die Königin zu einem ſo öffentlichen Anſehen gelangt war, zur Rettung ihrer Ehre für nothwendig, einem gerichtlichen Zweikampfe nicht auszuweichen. Dieß erklärte er dann auch der Verſammlung, doch mit ritterlicher Betheurung ſeines vollſten Glauben an die Unſchuld der Königin.

Abu Abdallah ließ ſeine Gemahlin vorladen. Der helle Morgen hatte ihr Gemüth entwölkt, und ſie nach den ängſtlichen Träumen der Nacht wieder erquickt. Sie erſchien, zwar ein wenig blaß, aber doch mit ihrer ganzen Heiterkeit, ohne blendende Pracht in einfaches Weiß gekleidet, und als ſie mit ihren Frauen hereintrat, neigte ſich Alles tief, bis auf die feindlichen

Ritter. Man hatte dem Throne gegenüber einen Polſterſitz bereitet, worauf ſie ſich niederließ. Vergebens ſuchte ſie den Blick ihres Gemahls: er ſaß mit verſchränkten Armen und finſtrer, geſenkter Stirne unbeweglich da. Schuld und Unſchuld ſchienen hier auf das Abſtechendſte neben einander abgebildet: kein unbefangener Zuſchauer konnte ſie verwechſeln. Einige Zeit hindurch herrſchte ein tiefes Stillſchweigen, denn Abu Abdallah hatte nicht den Muth, der Königin die Urſache ihrer Vorladung zu erklären. Endlich nahm Muza, der neben dem Throne ſtand, dies Geſchäft über ſich. Er ſprach mit Schonung, ja mit Ehrerbietung, und doch fühlte er eine unwillkürliche Röthe auf ſeine Wangen ſteigen. Hierauf hieß er die Ankläger reden, die mit trotziger Frechheit ihre Lüge wiederholten. Die Königin hörte ihren Schwager erſtaunt doch ohne Rührung an: ihr offner, gegen ihn gerichteter Blick vermehrte ſeine Verwirrung. Bei der Anklage ſchlug ſie die Augen nieder; dennoch war ein verachtender Ausdruck in ihren ſanften Zügen ſichtbar. Sie ſchwieg noch einige Zeit, als wolle ſie ſich überzeugen, daß ſie dieſes Alles wirklich gehört habe, daß es Ernſt damit ſei. Dann antwortete ſie ihrem Schwager kurz, aber mit Würde und unwiderſtehlichem Nachdruck, Sitte und weibliche Tugend ſei ihr von jeher das Heiligſte geweſen, und niemals von ihr, auch nur mit einem

Gedanken, verletzt worden. Sie hoffe ritterliche Vertheidiger gegen die schändlichste Verleumdung zu finden. Wo nicht, so unterwerfe sie sich willig dem Ausspruche des Gesetzes: nach dem Verlust der Ehre werde ihr der Tod willkommen sein. „Ist aber der Himmel gerecht genug," sagte sie, „um meine Unschuld zu offenbaren, so darf ich fordern, daß man meine Verbindung mit dem Gemahl (so muß ich ihn noch nennen) auflöse, der fähig war, meine Treue zu bezweifeln; und alsdann werde ich mich auf ewig von Abu Abdallah entfernen." Sie hatte dies unerschüttert gesprochen, aber ihre bewegten Frauen brachen jetzt in lautes Weinen aus, und sie selbst konnte sich bei diesem Anblick der Thränen nicht erwehren. Im ganzen Saal waren die Gemüther mannichfaltig bewegt und getheilt. Zwei Männer von hohen Jahren, Oheime der Königin, traten aus dem Kreise der Ritter zu ihr, die Rechte auf das Herz gelegt, mit dem Ausdrucke der Wehmuth und Zärtlichkeit, und boten sich an, für sie zu fechten, falls sie keine stärkeren und der Waffen noch mehr gewohnten Beschützer fände. Sie lehnte es auf jeden Fall ab, und es entstand hieraus ein rührender Streit. Bald kamen auch andre Ritter herbei und boten ihre Dienste an. „Edle Ritter (sagte sie), habet Dank für euren großmüthigen Eifer. Mein Unglück flößt euch Mitleid ein; aber der Ent-

ſchluß, den ihr mir ankündiget, iſt zu wichtig, um ihn nicht durch eine Bedenkzeit zu prüfen. Beharret ihr dabei, ſo laßt es mich innerhalb funfzehn Tagen wiſſen, da mir das Geſetz dreißig zugeſteht, um Verfechter meiner Ehre zu finden."

Der König war während dieſes ganzen Auftrittes in ſichtbarer Verlegenheit. Er wünſchte ihm ſobald als möglich ein Ende zu machen, rief daher Muza zu ſich, und trug ihm auf, das Nöthige zur Gefangenſchaft der Königin anzuordnen. Ein altes Schloß auf dem Alhambra, der Thurm Comares, wurde dazu beſtimmt; nur zwei von ihren Frauen ſollten ihr dort Geſellſchaft leiſten und eine Sklavin ſie bedienen. Muza kündigte dies der Königin auf eben dieſe Weiſe an, wie er ſie vorher angeredet hatte. Sie war unverzüglich bereit, ihm zu folgen, und wollte es ihren Frauen überlaſſen, ſich darüber zu vergleichen, wer die traurige Wohnung mit ihr theilen ſollte. Da aber alle ſich zu ihr drängten, und wie um eine Gunſt darum baten, mußte ſie wählen, und gab der ſchönen Zelima und ihrer ſchon vermählten Schweſter Galiana den Vorzug. Mit tauſend Umarmungen nahmen die übrigen Abſchied von dieſen und von ihrer geliebten Sultanin. „Bewahrt das Andenken eurer Freundin! (ſagte ſie) einſt hoffe ich euch frohere Beweiſe meiner Liebe geben zu können, als Thränen; allein ihr

ſeht, wie ſich das lächelnde Glück von mir gewandt hat."

Muza begleitete ſie mit einer Wache nach dem Thurm Comares, und ſobald er ſich ohne andre Zeugen, als die beiden Begleiterinnen, in den für ſie beſtimmten Zimmern befand, ſagte er: „Ihr müßt erſtaunt geweſen ſein, theure Sultanin, geliebte Schweſter, zu ſehen, daß ich ſchwieg, als andre Ritter ſich zu Verfechtern eurer Ehre antrugen. Doch, verkennt mich nicht: ich will euch die Bedenklichkeit erklären, die mich zurückhielt. Der König war geſtern Zeuge des Eifers, womit ich eure Ankläger ſchändliche Verläumder ſchalt. Er iſt feindſelig geſinnt, und möchte euch gern, ſo viel an ihm iſt, aller Vertheidiger berauben, um dieſe Zegri, die ſich ſeiner ganz bemächtigt haben, zu begünſtigen. Er hat mich daher zum Richter über den Zweikampf ernannt, wodurch es unmöglich für mich werden würde, ſelbſt zu fechten. Schlag ich dies Amt aus, ſo befürchte ich, er wählt einen Ritter vom Anhange der Zegri dazu, der Alles zu eurem Nachtheile lenken, und wenn der Ausgang des Gefechtes im Geringſten zweideutig iſt, gegen euch ſprechen wird. Entſcheidet alſo ſelbſt: was irgend mein Arm vermag, werde ich mich glücklich ſchätzen, für euch zu thun und zu wagen." Zelimas Wangen glüheten während dieſer Rede vor Freude über den

Edelmuth Muzas, aber ihr Herz klopfte zugleich bei dem Gedanken, wie ſehr er ſein Leben ausſetzen wolle. Ein Blick der Königin auf das zarte Mädchen war hinreichend, ſie zu der Entſcheidung zu beſtimmen; ſie wünſchte ihn zum Richter. Sie bat hierauf, ihr Eſperanza zu ihrer Bedienung zu ſchicken, deren ſtille Theilnahme ſie in der vorigen Nacht erfahren hatte.

Die Ruhe des unglücklichen Granada war indeſſen nur ſcheinbar hergeſtellt: bald erfolgten noch mehr blutige Auftritte, als das Vorſpiel der nahen Unterjochung eines vordem ſo blühenden Staates. Abu Abdallah ließ gegen den dringenden Rath ſeines Bruders, der nun zu ſpät ſeine allzugelinde Meinung von ihm bereute, einen Urtheilſpruch gegen die Abencerragen ausrufen, wodurch er ſie als Hochverräther, die mit gewaffneter Hand in ſeinen Palaſt gedrungen, aus Granada verbannte und alle ihre Güter einzog. Weit entfernt zu gehorchen, bekümmerten ſich dieſe nur wenig darum: ſie ſprachen dem Sohne Muley Haſſans das Recht zu einem ſolchen Befehle ab; gewiß war es, daß er die Macht nicht hatte, ihn auszuführen. Vielmehr mußte er, bei dem allgemeinen Haſſe, Angriffe auf ſein Leben befürchten, und ließ ſich daher in den Gebäuden, die er noch im Alhambra einnahm, ſorgfältig bewachen.

Doch gelang es dem alten Könige, welcher der

Waffen lange entwöhnt war, aber sich jetzt, von Erbitterung gegen seinen Sohn als Nebenbuhler getrieben, noch einmal zu einer kühnen That ermannte, an der Spitze seiner Leute in dieselben einzudringen; und nach einem heftigen Gefechte wurde Abu Abdallah nebst seinen Wachen zum Alhambra hinausgetrieben. Als auf den Lärm stärkere Haufen aus der Stadt herzueilten, um ihm beizustehen, waren die Thore schon verschlossen, und alle Anstalten zur Vertheidigung gemacht. Er mußte sich also mit dem Besitze einer andern Burg, des Alcazara, begnügen; aber seine und seiner Anhänger Wuth kannte jetzt keine Gränzen mehr. Muley Hassan hatte die Leichname seiner Freunde zum Hohn über die Mauern des Alhambra werfen lassen. Die Anhänger seines Sohnes fielen jeden von der Gegenpartei, der sich irgendwo blicken ließ, mörderisch an. Diese vergalten es ihm, wo sie die stärkeren waren, durch ähnliche Gewaltthaten. Die geringeren Bürger wagten sich nicht mehr aus ihren Häusern; die Ritter erschienen nur wohlbewaffnet, und in zahlreichen Haufen. Während dieses gräuelvollen Zustandes hatte eine dritte Partei einem Oheim Abu Abdallahs, der eben den Namen führte, die oberste Gewalt übertragen, um jenen ganz von der Erbfolge auszuschließen, so daß es also gewissermaßen drei Könige in Granada gab.

Digitized by Google

Unter dieser zunehmenden Verwirrung ermüdete Muza niemals, das undankbare Amt eines Vermittlers, dessen Vorstellungen keinem von beiden Theilen vollkommene Genüge leisten, zu verwalten, und zwischen seinem Vater und Bruder, von wenigen unparteiischen Rittern begleitet, hin und wieder zu gehen. Ein großes Hinderniß der Aussöhnung waren die Abencerragen, auf deren Verbannung Abu Abdallah durchaus bestand. Ungeachtet ihrer anfänglichen Weigerung hatten sie es doch rathsam gefunden, bei den endlosen Unruhen, worein ihr Vaterland verwickelt war, im Stillen sich eine Zuflucht zu sichern. Auf ihre schriftliche Erklärung an den König Don Fernando, sie seien bereit zu seinem Dienste und (welches nothwendig damit verknüpft war) zu seinem Glauben überzutreten, wenn sie sich einer günstigen Aufnahme schmeicheln dürften, hatten sie die einladendsten Versprechungen zur Antwort erhalten. Sie verstanden sich daher zu der Auswanderung, wozu ihr Freund Muza selbst ihnen rieth, und so wurde der Friede zu Stande gebracht: doch mußte sich der junge König gefallen lassen, daß sie ihre beweglichen Reichthümer mitnahmen, und die unbeweglichen zu Gelde machten. Sie schienen Granada nicht als Verbannte, sondern als zufriedene Sieger, von unzähligen Beweisen der Liebe und Bekümmerniß des Volkes begleitet, zu ver-

laſſen: ihr Auszug war ein demüthigendes Schauſpiel für den, der ihn betrieben hatte.

In den innerſten Gemächern einer weitläufigen Burg eingeſchloſſen, ſah die Königin nichts von dieſen Begebenheiten, und das wüſte Getümmel, welches ſie oft erregten, drang nicht bis zu ihr. Sie genoß der Ruhe des Grames, den die zärtlichſten Bemühungen ihrer Freundinnen nicht zu verſcheuchen, nur zu lindern vermochten. Bald theilte Eſperanza dieſen Namen mit den beiden liebenswürdigen Schweſtern. Das Unglück macht Könige und Sklaven einander gleich; und jene hatte in der Erniedrigung ſtets eine ſtille Würde behauptet, wie Morayzela auf dem Thron nie ihre beſcheidene Sanftmuth verlernte.

Eſperanza war ſehr darüber erfreut, daß die Königin ſie zu ſich rief, um ihre Gefangenſchaft zu theilen. So lange der Schimmer des Glücks ihre Gebieterin umgab, hatte ſie ſich begnügt, ſie aus der Ferne zu bewundern; in der Bedrängniß fing ſie an, ſie zu lieben. „Ach, wüßte ich die ſchöne unglückliche Sultanin zu tröſten!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie ihr das erſte Mal im Gefängniſſe diente: aber Schüchternheit feſſelte ihre Zunge, und nur ſtumme Ausdrücke ſtanden ihrer Theilnahme zu Gebote. Im Schloſſe herrſchte ſchon tiefe Stille: Morayzela lag ſchlaflos auf ihrem Bette, als ſie über ſich wie vom

Himmel herab den Geſang einer melodiſchen Stimme vernahm, deren volle, gehaltne, ſchwebende Töne ihre ganze, jetzt ſo empfängliche Seele aufregten, ob ſie ſchon die Worte nicht verſtand. Es war Eſperanzas Stimme: nach einem Gebet, worin ſie die Königin mit eingeſchloſſen hatte, ſang ſie, ohne daran zu denken, daß ſie jener hier weit näher wohnte und von ihr gehört werden konnte, mit der innigſten Rührung einen jener Pſalme, welche um Errettung aus einer dringenden Noth flehen.

„Was ſangeſt du geſtern Abend, Eſperanza?“ fragte die Königin, als ſie am andern Morgen hereintrat. „Ein heiliges und troſtvolles Lied, meine Gebieterin,“ erwiederte jene, und mußte es ihr nach mehreren Fragen wiederholen und die Worte auf Arabiſch erklären. Sie redete dieſe Sprache unvollkommen, und wählte daher immer nur den einfältigſten, aber eben deswegen auch den herzlichſten Ausdruck. Die Königin fand Weiſe und Inhalt wunderbar zu ihrer Gemüthslage ſtimmend, und verlangte noch mehr von dieſen Liedern zu hören. Auch jene ſanfte Abendklage kam an die Reihe, und gab Gelegenheit zu Geſprächen über Eſperanzas eigne Geſchichte, über die mit ihr von der zarteſten Kindheit an aufgewachſenen, nun vereitelten Wünſche den Schleier in einem Kloſter zu nehmen, um ſich dort ganz dem Dienſte des Hei-

lands und ſeiner göttlichen Mutter zu weihen. Die Königin wurde nachdenkend: was konnte doch jener Schleier ſo wunderbar Anziehendes haben, daß die unſchuldige Seele ſeinen Verluſt mehr beklagte, als den Verluſt eines Diadems? Noch niemals hatte man den Dienſt der Gottheit ihrem Herzen nahe gelegt; ſie befolgte die Vorſchrift der äußern Gebräuche, ohne weiter etwas dabei zu denken. Selbſt die Eine große Wahrheit, die Mohamed gelehrt, ruhte unwirkſam in ihrem Gedächtniſſe. Eſperanza hingegen ſchien in einer andern Welt mehr daheim zu ſein, als auf Erden: ſie hatte übermenſchliche und zugleich menſchliche Vertraute und Freunde, die ſie zwar nie geſehen, aber auf die ſie dennoch nicht weniger gewiß rechnete. Morayzela hatte nie zuvor einen Begriff vom Glauben der Chriſten gehabt, denn die chriſtlichen Sklaven pflegten die frommen Gebräuche, welche ſie in der Gefangenſchaft etwa beobachten konnten, vor den Mauren zu verbergen, um nicht von ihnen als Abgötterer geſcholten zu werden. Eſperanza wurde mehr und mehr durch den Eindruck beſeelt, den ihre Mittheilungen ſichtbar auf jene machten. Doch war es nicht ſowohl der Eifer der Bekehrung, was ſie zu reden trieb, als der Wunſch, ihrer Gebieterin den köſtlichen, den einzigen Troſt zu verſchaffen: ſelbſt arm und hülflos hatte ſie der Unglücklichen nichts zu geben,

als ihr Herz und ihren Glauben. Dieſe Unterredungen erneuerten ſich täglich, und die Königin hörte mit immer ſteigender Theilnahme zu, wenn ihr Eſperanza von dem unſchuldigen, wohlthätigen, göttlichen Manne erzählte, der grauſam verfolgt und umgebracht, es allen Menſchen zum Beſten gern erduldet; von ſeiner heiligen Mutter, wie entzückt ſie bei ſeiner Geburt geweſen, wie unnennbar ſie bei ſeinem Tode gelitten, und wie ſie jetzt in ihrer Herrlichkeit allen bedrängten Frommen beizuſtehen bereit ſei. An jenem Abend wurden die Geſänge der Chriſtin das Wiegenlied ihres Kummers. Ihre verlaſſene Lage machte es ihr zum Bedürfniß, mit jenen hülfreichen Weſen näher bekannt zu werden; bald lernte ſie mit eben der Inbrunſt, wie Eſperanza, ſich zu ihnen wenden. Schon unzählige Male hatte ſie mit der innigſten Bewegung ausgerufen: ſei gegrüßt, Maria! indem ſie ſich dabei mehr das leidende Weib, als die hohe Himmliſche dachte. Sie war ſchon mit ganzer Seele Anbeterin des göttlichen, aufgeopferten Sohns, als endlich der Gedanke in ihr aufkeimte, der in ihrem Glücksſtande unter die unmöglichen gehört hätte, auch äußerlich Chriſtin zu werden, wenn ſie aus ihrer jetzigen Noth gerettet würde. Ihrem Vaterlande mußte ſie dann freilich entſagen, mußte ſich entſchließen, ohne eine Stütze in eine ganz fremde Welt einzutreten. Dies

ſchien ihr indeſſen jetzt nicht ſchwer: Granada war ſeit Kurzem ein Aufenthalt der Zwietracht und all ihrer Gräuel, ohne Ausſicht auf einen beſſern Zuſtand; von ihren jugendlichen Freunden war ſie durch eine ſchreckliche Kluft getrennt; die Verleumdung hatte ſelbſt das Andenken daran vergiftet. Eſperanzas Entzücken war unausſprechlich, als die Königin ihr und den beiden Schweſtern, die alles willkommen hießen, was ihrer edlen Freundin Troſt gab, und daher jene bald lieb gewonnen hatten, dieſen Entſchluß offenbarte.

Allein während ein erhebender Glaube, eine lindernde Zärtlichkeit das Gemüth Morayzelas ganz erfüllte, wurde die Wendung ihres Schickſals immer zweideutiger. Zwar hatte der alte König nach der Vertreibung Abu Abdallahs aus dem Alhambra ſeine Schwiegertochter wiſſen laſſen, ſie ſei nunmehr frei, und könne ſich nach Wohlgefallen wegbegeben. Doch ſie konnte ihr Leben nicht mit Aufopferung ihrer Ehre retten wollen. Durch die Flucht hätte ſie ſich nach den damaligen Begriffen für ſchuldig erklärt. Sie ließ daher dem Muley Haſſan für ſein Anerbieten danken, bat ihn aber, die Wache am Thurm Comares bis zur Entſcheidung ihrer Sache auf demſelben Fuß wie bisher zu laſſen. Die funfzehn Tage verfloſſen, ohne daß ſich Ritter zu ihrer Vertheidigung antrugen; keiner von denen, welche es gleich anfangs gethan

hatten, schien sich seines Versprechens zu erinnern: Parteienwuth und andere gehäßige Leidenschaften hatten sich aller Seelen bemächtigt, und den alten Edelmuth aus Granada verbannt. Die Sultanin war zu stolz, um von Rittern, die sich oft, dem Glanze ihrer Würde und ihren persönlichen Eigenschaften huldigend, herbei gedrängt hatten, solch einen Dienst zu erbitten, oder sie darum zu mahnen. Wer sie kannte und sich nicht gedrungen fühlte, seinen Arm für ihre angefochtne Unschuld darzubieten, konnte ihr auch ihre Bitte verweigern. Den Abencerragen wäre es eigentlich am ersten zugekommen, aber sie schwiegen, weil sie nicht wußten, wie lange sie sich noch in Granada behaupten würden, wie sie dann auch bei der Aussöhnung der beiden Könige wirklich genöthigt waren, es zu räumen. Hierdurch erfuhr die Sultanin und Zelima eine schmerzliche Trennung: Galiana nahm unter den zärtlichsten Umarmungen, unter Thränen und guten Wünschen Abschied von ihnen, um ihren Gemahl, einen Abencerragen, in das fremde Land zu begleiten. Abu Abdallah kam zu gleicher Zeit mit seinem Vater überein, dieser sollte dem gerichtlichen Zweikampfe kein Hinderniß in den Weg legen, und nachher die Sultanin ihrem dadurch entschiednen Loose nicht entziehen. Er befahl, daß alle Alcaydin, welche sich anfangs wegen der Feste, nachher um in den bür-

gerlichen Unruhen ihren Freunden beizuſtehen, in Granada aufgehalten hatten, ſich unverzüglich zu ihren Burgen und Gränzorten zurückbegeben, und ſie bei Todesſtrafe auch nicht verlaſſen ſollten. Die immer wiederholten, immer näher herandrängenden Anfälle der Spanier berechtigten zu einer ſolchen Maßregel; allein, um ſie gerade in dieſem Augenblicke zu nehmen, dazu hatte Abu Abdallah den geheimen Grund, daß er durch die Entfernung der tapferſten Ritter es der Königin um ſo ſchwerer machen wollte, Vertheidiger zu finden. Er erreichte ſeine Abſicht: die dreißig Tage verſtrichen, ohne daß ſich Ritter angeboten, und ohne daß ſie ſich hätte entſchließen können, Schritte zu thun, die ihr erniedrigend ſchienen. Muza, voll von Beſorgniß, daß es ſo ſein möchte, ging zu ihr in den Thurm Comares. Er fand ſie krank auf ihrem Ruhebette, vor welchem die beiden Freundinnen ſaßen. „Mein Leben iſt verwirkt, edelmüthiger Muza!“ ſagte ſie mit der Gelaſſenheit der Ermattung; „meine Ankläger werden ſiegen, weil Niemand gegen ſie ficht. Ohne Schauer fühle ich den Tod in meinen Adern; doch, ſagt mir: muß ich auch die Schmach der Hinrichtung noch abwarten?“ Eſperanza und Zelima weinten laut bei dieſen Worten; Muza ſelbſt faßte ſich nur mit Mühe, doch beſtrebte er ſich, ſeiner Schwägerin auf das Freundlichſte Troſt einzureden.

Die dreißig Tage seien zwar vorüber, aber die in Granada herrschende Zerrüttung habe es unmöglich gemacht, Ritter für den Zweikampf zu finden. Dieser müsse daher wenigstens noch die Hälfte eben derselben Frist verschoben bleiben; er werde bei seinem Bruder hierauf dringen. Fänden sich in dieser Zeit keine Vertheidiger ihres Vertrauens würdig, so sei er immer noch bereit, aus einem Richter ihr Anwalt zu werden. „Laßt mich!“ sagte die Königin: „wozu noch diese Verlängerung meiner Leiden? ist ihr Maß nicht voll? Nehmt euer Anerbieten zurück! Eurer Tapferkeit, eurem Edelmuth scheint nichts zu schwer: aber werden eure Kräfte einem viermal erneuerten Gefechte nicht erliegen? und soll ich alle, die mir werth sind (sie blickte hierbei ihre junge Freundin an), in mein grausames Schicksal verstricken?“ Zelima, von entgegengesetzten Regungen zu gewaltsam gedrängt, fiel jetzt neben dem Bett auf die Knie nieder, und sank halb ohne Bewußtsein mit dem Haupte an den Busen der Königin. Muza war bestürzt, und schmerzlich entzückt über die Zärtlichkeit seiner Geliebten, die sich so rührend verrieth. Er fürchtete beide durch wiederholtes Andringen noch mehr zu erschüttern, und entfernte sich von Esperanzas Segenswünschen begleitet.

Die Königin war entschieden, Muza nicht für ihren Vertheidiger anzunehmen: sollte sie Zelimas kind-

liche Anhänglichkeit dadurch belohnen, daß sie ihren Geliebten vierfacher Lebensgefahr aussetzte, um sich selbst zu retten? Auch glaubte sie nicht, daß Abu Abdallah ihn von dem einmal übernommenen Richteramt entlassen, oder ihr eine verlängerte Frist zugestehen würde. Sie sah also ihren Tod vor Augen, und wollte ihn sich selbst geben, um nicht ihren Feinden zum Schauspiel zu dienen. Eine kleine Scheere, die sie bei ihren weiblichen Arbeiten brauchte, schien ihr hinreichend, um sich die Adern zu öffnen. Sie forderte sie von Esperanza, als wollte sie den Knoten eines Bandes an ihrer Kleidung, der sie drückte und den sie nicht auflösen könnte, damit zerschneiden, und steckte sie dann hastig zu sich. Hierauf ließ sie sich ihre Schiefertafel geben, schrieb, auf den Ellbogen gestützt, mit zitternder Hand einige Worte, und reichte sie dann zurück. „Bewahre dies, meine treue Esperanza!“ sagte sie, „es enthält meinen letzten Willen. Euch beiden vermache ich meinen Juwelenschmuck zum Andenken. Dir gebe ich die Freiheit, und empfehle dich meinem Schwager, damit er für deine Rückkehr in dein Vaterland sorge. Umarme mich noch einmal, Geliebte! Gehabt euch wohl, und überlaßt mich nun der Erquickung des Schlummers!“ Zelima war sprachlos; jeder Versuch zu antworten wurde von Schluchzen erstickt. Esperanza warf sich vor der Königin

nieder, küßte tauſendmal ihre Hand, flehte, ſie möchte ihr den Troſt nicht verſagen, die Nacht bei ihr bleiben zu dürfen, beſchwor ſie, noch nicht Alles verloren zu geben, und ſich ſelbſt kein Leid anzuthun. Dieſe war von ſo viel Liebe innig gerührt; mit dem einzigen Gefühl, das dem Leben Werth geben kann, erwachte die Anhänglichkeit daran in ihr. Sie ließ ſich in ein ruhigeres Geſpräch ein, doch ohne von der Behauptung zu weichen, es ſei keine Ausſicht zur Rettung für ſie übrig. Eſperanza konnte ihr hierin leider nur ſchwach widerſprechen, aber ſie bot alles auf, was ſie vom Schutze der himmliſchen Macht, der nie von dem Frommen weiche, vom Vertrauen auf die waltende Vorſicht Eindringliches zu ſagen wußte. Sie ſang mit Begeiſterung dieſen Zuruf aus einem arabiſchen Liede:

Der Himmel kann nicht ſtets den Guten zürnen,
Iſt ſchon das Leben oft ein harter Krieg.
Nur ſchaffe du den feindlichen Geſtirnen
Verzweiflungsvoll nicht ſelbſt den Sieg!

Ungeachtet ihr Morayzela verſprochen hatte, abzuwarten, ob Muza den Aufſchub ausgewirkt haben würde, wollte ſie doch ihre Gebieterin keinen Augenblick allein laſſen. Sie betete unaufhörlich mit nie gefühlter Inbrunſt um Rath von droben herab, und wie unnennbar war ihre Freude, als ſie nach langem Sinnen einen Ausweg gefunden zu haben glaubte.

Sie kannte die Rittertugenden, wodurch der spaniſche Adel ſich damals ſo allgemein auszeichnete, ſie wußte, wie begierig ihre Landsleute nach außerordentlichen Thaten, wie eifrig ſie wären, wo es den Schutz der unterdrückten Unſchuld galt. Die Königin war im Herzen ſchon eine Chriſtin: warum ſollte ein chriſtlicher Ritter nicht für ſie fechten wollen? Es war auch nichts ungewöhnliches, ungeachtet zwiſchen Granada und den Königen des übrigen Spaniens beſtändig Krieg war, daß einzelne Helden ſich im Vertrauen auf die Rittertreue der Mauren ohne Begleitung mitten unter ſie wagten, um Abenteuer aufzuſuchen. Dies hatte vor nicht langer Zeit Don Rodrigo Tellez Giron gethan, bei welcher Gelegenheit er Muza im Zweikampfe beſiegte. Seine dabei bewieſene Tapferkeit wurde von den fabelnden Volksſagen, unter andern in folgender damals berühmten Romanze beſungen:

Himmel! welch ein tapfrer Ritter,
Calatravas Ordensmeiſter!
Wie verfolget er die Mauren
Auf der Ebne von Granada,
Von dem Quell des Fichtenbaumes
Bis hinauf zum Schneegebirge!
Ja, ſogar Elviras Thore
Greift er an mit Lanz' und Degen:
Dieſe Thore waren eiſern,
Doch er ſtößt ſie durch und durch.

Es konnte für die Königin nicht demüthigend ſein, ſich in der Drangſal an einen völlig fremden Mann zu wenden, der nie an ihrem Hofe erſchienen war, noch ſich, wie die mauriſchen Ritter, die nun ihr Schickſal gleichgültig anzuſehen ſchienen, um ihre Gnade beworben hatte. Ueberdies war ein Gefecht mit einem von dieſen nichts mehr, als was die ſpaniſchen Edlen damals täglich für ihren König unternahmen, oder zu unternehmen wünſchten. Eſperanza richtete hiebei ihr Augenmerk auf Don Juan Chacon, Herrn von Carthagena, den ſie zuweilen im Hauſe ihrer Mutter geſehen hatte, weil ſeine Gemahlin eine Verwandte derſelben war. Nicht leicht übertraf jemand in ganz Spanien dieſen ernſten geſetzten Mann an Ruhm der Tapferkeit und Großmuth. Er hatte ſo viel Freunde und Waffenbrüder, daß es ihm leicht werden mußte, noch drei andre Ritter zu finden, die das Abenteuer mit ihm zu theilen bereit wären.

Alles dies trug Eſperanza der Königin vor, die anfangs ungläubig war, hartnäckig zweifelte, vielerlei einwendete, aber es endlich dem Eifer ihrer Freundin, alle Bedenklichkeiten zu heben, nicht abſchlagen konnte, einen Verſuch zu wagen, wenn anders Muza die verlängerte Friſt erhalten hätte. Sie zweifelte nicht ganz mit Unrecht hieran; denn er hatte ſein ganzes Anſehen, ſeinen drohendſten Ernſt dazu nöthig gehabt.

Doch kam er früh am Morgen mit der Nachricht, und billigte Esperanzas Vorschlag von ganzer Seele. Die Königin sagte dieser mit arabischen Worten vor, was sie auf Castilianisch an Don Juan schreiben sollte: von ihrer Bedrängniß, ihrer Unschuld, ihrer Begierde Christin zu werden, wenn sie befreit würde. Dann unterschrieb sie den Brief mit eigner Hand, und versiegelte ihn mit ihrem Ringe. Muza nahm es über sich, ihn durch einen vertrauten Boten eilig zu besorgen, und zugleich einen Geleitsbrief für die spanischen Ritter mitzuschicken. In wenigen Tagen brachte der Bote von dem königlichen Hoflager zu Talavera, wo sich Don Juan befand, eine Antwort desselben voll von Ehrerbietung und Ergebenheit zurück. Er fand sich über Verdienst geehrt, daß die Königin ihn vor allen Andern zu ihrem Vertheidiger gewählt. Er versprach am bestimmten Tage in Granada einzutreffen.

Der Tag erschien. Man hatte auf dem Platze Bivarambla ein mit Schwarz behangenes Gerüst errichtet, und vor demselben ein großes Viereck zum Kampfplatz mit Schranken umschlossen. Die ganze Stadt war voll der gespanntesten Erwartung; schon bei Anbruch des Tages waren die Straßen voll Getümmel. Das Volk beklagte die Sultanin, die Ritter der verschiedenen Parteien waren auf einen neuen Ausbruch des bürgerlichen Kriegs vorbereitet, und er-

Digitized by Google

ſchienen alle wohlgewaffnet. Muza und ſeine beiden Beiſitzer im Richteramt gingen auf das Alhambra und begleiteten die Sänfte, worin die Königin nebſt ihren beiden Begleiterinnen abgeholt ward. Alle Fenſter längs dem Wege, den ſie zu machen hatten, waren mit Frauen und Mädchen beſetzt; bedauernde Ausrufungen folgten ihr überall nach. Sie beſtieg in Schwarz gekleidet das Gerüſt, auf welchem auch die Richter ſaßen, und ließ ſich, ihnen gegenüber, auf ebenfalls ſchwarzen Polſtern, nieder. Mit lärmender Kriegsmuſik erſchienen die vier Zegri in einem prächtigen Aufzuge, und ſtellten ſich mit ihrem Anhange an die eine Seite des Gerüſtes, während die Ritter der entgegengeſetzten Partei ſogleich die andre einnahmen. Der König ließ ſich ſeitwärts auf dem Balkon eines Palaſtes am Bivarambla ſehen, und ſuchte unter blendendem Pomp die ihn nagende Unruhe zu verbergen. Niemand außer Muza wußte, ob die Königin überhaupt, und was für Verfechter ſie gefunden; doch ſchien ſie gutes Muthes: ſie hatte ihre gerechte Sache den Mächten des Himmels in heißen Gebeten empfohlen, und Eſperanzas unbegränzte Zuverſicht hob und begeiſterte ſie. Es verfloſſen einige Stunden in ſtummer Erwartung, ohne daß Vertheidiger erſchienen wären. Die granadiſchen Ritter von der Partei der Abencerragen waren jetzt beſchämt über ihre

unritterliche Gleichgültigkeit bei der Bedrängniß der ſchönen und tugendhaften Sultanin, deren Anblick Rührung und Ehrerbietung einflößen mußte. Mehrere boten ſich zu Kämpfern an, allein ſie lehnte es ab: es ſei noch früh am Tage, und ſie wolle erwarten, ob die von ihr gewählten Beſchützer nicht kommen würden. Endlich unterbrach ein großes Getümmel vom Thore von Bivarambla her die Stille. Alle Zuſchauer drängten ſich dahin, und bald ſah man vier ſtattliche Männer in reicher türkiſcher Kleidung und mit ſchimmernden Waffen durch die dichten Haufen gegen das Gerüſt heranreiten. Einer von ihnen näherte ſich dem Richter und fragte auf Türkiſch, ob es erlaubt ſei, die Sultanin einen Augenblick zu ſprechen. Da man es nicht verſtand, wiederholte er ſeine Frage auf Arabiſch, und nach Bejahung derſelben ſprang er vom Pferde, ſtieg die Stufen hinauf und trat, tief und feierlich ſich neigend, vor die Königin. Er und ſeine Gefährten, ſagte er auf Arabiſch, ſeien türkiſche Befehlshaber, in Geſchäften des Großherrn nach Marocco geſandt, und durch einen Sturm an die granadiſche Küſte geworfen; da ſie von dem bevorſtehenden Zweikampfe gehört, haben ſie ſich eilig auf den Weg gemacht, um der Sultanin zum Dienſt ihrer Ehre anzutragen was ihr Arm vermöchte. Zugleich ließ er unvermerkt ein kleines Blatt in ihren Schooß fallen,

worauf ſie die Aufſchrift ihres Briefes an Don Juan Chacon erkannte. Sie ſah ſich nach ihrer Dienerin um, dieſe winkte ihr bejahend zu; ſie hatte den Ritter trotz ſeiner Verkleidung ſchon erkannt. Morayzela erwiderte daher: da ihre Ritter ſo lange zögerten und nicht zu kommen ſchienen, ſo nehme ſie gern die ehrenvolle Hülfe ſo tapfrer Krieger an. Der Türke entfernte ſich hierauf mit einer zweiten Verbeugung, ſchwang ſich aufs Pferd, und ritt auf Muzas Wort mit den drei übrigen in die Schranken, während auf der andern Seite auch die vier Zegri hineingelaſſen wurden.

Der Grund, warum Don Juan und ſeine Freunde dieſe Verkleidung gewählt hatten, war theils die größere Sicherheit bei dem Zuge durch das granadiſche Gebiet, theils die gänzliche Geheimhaltung des Abenteuers. Er hatte zuerſt nach ſeinem zurückhaltenden Ernſte die Sache Niemandem anvertrauen wollen. Doch, da bei einem Geſpräch mit dreien der berühmteſten Ritter, Don Manuel Ponce de Leon, Don Alonzo de Aguilar und Don Diego de Cordova, das Schickſal der Sultanin, wovon das Gerücht viel erzählte, beklagt ward, und einer und der andre äußerte, wäre ſie nur Chriſtin, ſo würde es einem ſpaniſchen Ritter anſtehen für ſie zu fechten; ſo eröffnete Don Juan den übrigen, die Sultanin ſei zum heiligen

Glauben der Kirche bekehrt, zeigte ihren Brief und offenbarte seinen Entschluß. Man vereinigte sich mit ihm zu der Unternehmung; nur war der allgemeine Zweifel, ob der vorsichtige König auch darein willigen werde. Sie wurden also eins, da gerade jetzt ein Stillstand im Kriege war, sich unbemerkt und ohne Urlaub zu entfernen. Ohne einen Schildknappen, nur mit einigen Lebensmitteln und einer türkischen Tracht in ihren Mantelsäcken, machten sie sich auf den Weg. Im Walde Roma auf der Gränze des Königreichs, ruhten sie einen Tag aus, wechselten die Kleidung und bargen die Mantelsäcke an einem abgelegenen Orte. Ihre Unkunde des Weges verursachte am andern Tage ihre verspätete Ankunft.

Der vierfache Kampf war langwierig und blutig; von beiden Seiten geschahen unglaubliche Anstrengungen. Die Zegri fochten wie Verzweifelte, aber nicht mit der gewohnten Geschicklichkeit in Führung der Waffen, sei es nun, daß die Vorwürfe ihres Gewissens, oder die unerwartete Erscheinung der fremden, wie es schien, vom Himmel gesandten Gegner sie irrte. Keiner von den Spaniern blieb unverletzt, aber endlich wurden die Zegri einer nach dem andern durch tödtliche Wunden wehrlos gemacht, und hatten noch Zeit, ehe sie verschieden, ihre schändliche Lüge zu bekennen.

Schmetternde Trompeten und Zinken und das In-

beln der Menge verkündigten die Freisprechung der Königin, erst auf dem Platze Bivarambla, dann durch die ganze Stadt. Muza ließ die Ritter in sein Haus bringen, und es mit einer starken Wache besetzen, weil er befürchtete, die übrigen Zegri möchten etwa einen mörderischen Anfall auf die fremden Kämpfer wagen. Wer vermöchte die freudige Dankbarkeit der Königin zu beschreiben, womit sie zu den Rittern hineintrat, sobald ihre Wunden besorgt waren? Allein wie betroffen war sie, als sie erfuhr, daß sie, statt sich von ihr bis zur völligen Genesung verpflegen zu lassen, schon am nächsten Morgen wieder fortreiten wollten, um sich wieder am Hoflager einzufinden, ehe ihre Abwesenheit bemerkt würde! Da alle ihre Bitten nichts gegen diesen Entschluß ausrichteten, so bewog sie wenigstens jeden der Ritter, einige Kostbarkeiten von ihr mitzunehmen, und hoffte ihnen nicht für immer Lebewohl sagen zu müssen.

Sobald es geschehen konnte, richtete sie ihren Vorsatz, zu den Christen überzugehen, ins Werk. Die Königin Isabella empfing sie auf das Liebreichste, und gab ihr bei der Taufe den Namen Donna Isabel de Granada. Sie vermählte sich mit einem spanischen Edeln. Esperanza fand ihre Mutter zwar am Leben, aber in großer Bekümmerniß. Sie hatte sich, um das Gelübde an ihrer Tochter Statt zu erfüllen, selbst in

das Kloſter begeben, wo dieſe eingekleidet werden ſollte. Hier vereinigte ſich Eſperanza wieder mit ihr, und ſie lebten ſtille, glückliche Tage. Donna Iſabel beſuchte ſie öfters daſelbſt: nie erloſch die innigſte Freundſchaft zwiſchen ihnen. Nach der Eroberung von Granada, welche nicht lange darauf erfolgte, ſahen ſie auch Zelima wieder, die ſich mit Muza vermählt und ihn bewogen hatte, zum chriſtlichen Glauben überzugehen.

Den ſchuldigen Abu Abdallah ſchien ſeitdem ſein übriges Leben hindurch ein Unſtern zu verfolgen. Man kennt aus der Geſchichte die Begebenheit des Krieges, wodurch der Herrſchaft der Mauren in Spanien ein gänzliches Ende gemacht wurde. Man weiß, welche unheilbringende, oft zweideutige, ja ſogar erniedrigende Rolle Abu Abdallah während deſſelben ſpielte; wie er ſein Verderben ſelbſt beſchleunigte; wie ſeine Mutter, als er wehklagend auf die verlorne Herrlichkeit zurückſah, ihm vorwarf, er weine wie ein Weib um das Reich, das er nicht wie ein Mann zu vertheidigen gewußt; und wie er unter den Mauren in Afrika einen frühen gewaltſamen Tod fand.

Das Schwert des Fürſten.

Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Unweit der weltberühmten freien Reichsſtadt Nürnberg trafen ſich an einem vergnüglichen Sommermorgen zwei junge Geſellen an, Beide aus den edlen Ringmauern gebürtig, welche ſie nicht allzuweit von ſich im hellen Frührothe leuchten ſahen. Einer hieß Leutwalt, und ſaß unter einem friſchduftigen Zweige, ſeiner Gewohnheit nach auf Lieder ſinnend; der Andre, Adelhard genannt, kam eben auf einem ſchönen, ſchnaubenden Pferde an ſelbiger Stelle vorbei getrabt. Da ſich nun die jungen Leute in's Auge faßten und wieder erkannten, wurden ſie von Herzen froh; der Reiter ſprang ab, der Sänger in die Höhe, und ſie küßten und drückten einander recht inniglich. Sie hatten ſich viel zu

erzählen, weil sie eine lange Zeit hindurch von einander gewesen waren: Leutwalt in der schönen Stadt daheim und bei den bewährtesten Sängern in der Lehre, Adelhard bei dem rühmlichen Markgrafen Albrecht von Bayreuth, den sie seiner Schönheit und seiner großen Rittertugenden wegen Albrecht Achilles nannten. Da hatte nun der junge, kriegslustige Gesell so recht nach seinem Sinne gelebt; war auch dem deutschen Achilles sehr lieb geworden, durch seine frühe Ringfertigkeit und mehr noch wegen manches Probestückes von todhöhnender Ehrliebe, in ernsteren Kämpfen bewiesen. — „Es ist dir wohl auf die Weise recht sauer geworden, von ihm zu gehen?“ fragte Leutwalt seinen Freund. — „Ja freilich,“ entgegnete Adelhard. „Aber was war zu machen? Sobald der Herr seine Schaaren gegen unsere liebe Mutter, die heilige freie Reichsstadt Nürnberg, sammelte, rüstete ich mein Gepäck, band meinen Hengst gesattelt an den Pfortenring, und dann schritt ich in Gottes Namen mit umgürteten Schwerte die Steigen zu dem lieben Herrn hinauf, sprechend: Ihr seid mir ein holder Fürst gewesen, aber so wie es heuer aussieht, werd' ich wohl gegen Euch selbst brauchen müssen, was Ihr mich gelehrt habt. — Ich dachte, der starke Achilles würde etwas zornig werden, wie denn das seine Art wohl bisweilen ist. Aber er lächelte still vor sich nieder und sagte: Du bist ein

braver Geſell. Dann ſchwieg er wieder ein wenig ſtill, klirrte an dem großen goldeingelegten Ritterſchwerte, das er nie von der Seite läßt, und ſprach: dies hier hätte Dich wohl noch zum Ritter ſchlagen können. Nun, wie es Dich auch trifft, mache nur, daß Du mit Ehren unter ſeinen Schlag kommſt, ſo faßt es Dich zu Deinem Heil; ſei es flach, ſei es ſcharf, ſei es zum Leben, ſei es zum Tode. — Da grüßte er entlaſſend nach ſeiner holdſeligen Art, und mir war ſehr feierlich zu Sinne, wie ich hinausritt. In unſern Grenzen aber, und vollends, ſeit ich Dich angetroffen habe, iſt mir wieder ſo leicht, wie immer, zu Muthe. Ihr ſeid doch hier fertig? Es iſt hoch an der Zeit." — „Das wiſſen wir wohl," ſagte Leutwalt. „Komm Du nur heute zum alten Rathsherrn Scharf. Da giebt es ein fröhliches Mittagbrot, Du wirſt das Nähere erfahren und ſehr luſtig ſein." — Damit umfaßten ſich die beiden Jünglinge in großer Freudigkeit, führten das Roß ſich nach und gingen nach der Stadt hinein, aus vollem Herzen und aus voller Kehle Kriegslieder durch die bunte Gegend hinſingend.

Bei dem ehrſamen Rathsherrn Adam Scharf gab es eine Verſammlung von braven reichsſtädtiſchen Männern aller Art: ſolche, die mit weißen, vorgebeugten Häuptern nach ihrer letzten Ehrenthat auszublicken ſchienen, und gleich hinterdrein nach einer ſchönen Grab-

ſtätte; andere wieder, die im Mittagsſchein des Lebens hoch und beſonnen einhergingen; ſehr viel andere auch mit anfliegendem Bart und anfliegenden Hoffnungen, mit Roſen auf den Wangen und Roſen im Herzen. Da waren denn die beiden Jünglinge, Adelhart und Leutwalt, ſehr willkommen, und wenn man dieſen wegen ſeiner hübſchen Lieder allgemein gern ſah, fanden doch auch die Gäſte allzumal nicht mindre Luſt an dem ritterlich geübten Zögling ihres tapfern Feindes, des deutſchen Achilles. Man ſetzte ſich mit einander zum Mahle, die Becher gingen fleißig umher, und es ward kein anderes Wort geſprochen, als von den freudigen Gefahren des nahen Krieges. Adelhard kam viel zum Mitſprechen, und ſie hörten alle gern auf ihn, weil er ſo Vieles von dem glorwürdigen Gegner zu ſagen wußte, weil nun der große Achilles dem Adelhard faſt immer ſelbſt wie ein prächtiges, geweihtes Fürſtenſchwert erſchien, kam ſeine Rede auch immer auf des Achilles goldeingelegtes Schwert zurück, ſo daß er nicht nur in ſeinem, ſondern auch in aller Anweſenden Herzen eine rechte Sehnſucht nach dieſer hochberühmten, ritterlichen Waffe entzündete. Sie zu gewinnen, oder drunter zu fallen, — das gelobten ſich ſtill im Herzen viel der jungen Reichsſtädter, und nur das mäßigende Anſehen der alten Herren verhinderte, daß es damit zu keinem lauten, Freiwillige und Un-

freiwillige verknüpfenden Gelübde kam. — Endlich fragte der alte Adam Scharf Leutwalten nach dem Bannerliede, und als dieser entgegnete, es sei fertig, baten Ihn alle sehr, es zu singen, worauf er folgendermaßen anhub:

Von Jungfrau'nhand gewoben,
Von Jünglingshand geschwenkt,
Für's heilige Recht erhoben,
Durch Greisen-Rath gelenkt,
Das ist der Stadt Nürnberg Panier,
Blank, stark und gut an jeder Zier,
Und drunter fechten und sterben wir.

Die drei letzten Reime wurden von den Tischgesellen nachgesungen, und nun entstand eine solche Ungeduld nach dem Banner, daß sie es Alle durchaus erst sehen wollten, und dann in des heiligen Zeichens Gegenwart die andern Verse des Liedes singen. — „Ich denke, die Jungfrauen werden mit der Weberei und Stickerei fertig sein," sagte Adam Scharf, und lud seine Gäste ein, ihm zu folgen, wobei er Adelharden erläuternd sagte, seine Tochter und andere ehrbare Mägdlein hätten ein neues Stadtbanner zu diesem Zuge gefertigt, und wären eben im Frauengemache daran, es zu enden.

Es ließ sich anmuthig ansehen, wenn man in das räumliche, saubere Zimmer hineintrat, wo um das große, weiße Gewebe die zarten Mägdlein emsig beschäftigt herum saßen, theils noch an den goldenen

Franſen, theils an der Stickerei der Borde arbeitend, denn in dem Banner ſelbſt war ſchon Alles fertig, und der ernſte Reichsadler ſah mit ſeinen zwei goldigen Heiligenſcheinen um die zwei Häupter, mit Schwert und Reichsapfel in den Klauen, glänzend ſchwarz und rieſengroß von der ſeidenen Fläche herauf. Die ganze Arbeit regierend und zugleich mit den eignen zarten Händen fleißig fördernd, ſaß obenan Eliſabeth Scharf, des Rathsherrn einziges Kind, eine von den Geſtalten, welche der Pinſel unſerer lieben alten Maler ſo gern malte, und um die uns die Welſchen aller Zungen ſo ſehr beneiden würden, wenn ſie deren Herrlichkeit zu fühlen verſtänden.

So wie die Männer, den alten Adam Scharf an der Spitze, herein kamen, ſtanden die Jungfrauen von ihrer Arbeit auf, zogen ſich ein paar Schritte zurück, und ließen denen, die das Banner mit ihrem Blute vertheidigen und wohl ſelbſt noch purpurfarb malen ſollten, Raum zu deſſen Betrachtung.

Ernſthaft ſtanden die Männer umher, ſchweigend in dem Gefühl der künftigen Dinge und bei ſich ſelbſt erwägend, ob wohl der Achilles, welcher ſie jetzt bedrohe, mit ihrer holden Vaterſtadt ein Spiel treiben könne, wie der alte mit Troja. Dergleichen wenigſtens nicht mehr zu erleben, war Jeder in ſich gewiß, und dabei ſchloſſen ſich nach und nach die Hände der alten

und jungen Männer, wie eine Kette, vom elektriſchen Funken durchblitzt, in einander, rings um das heilige Gewebe her. Die Jungfrauen ſtanden hinter ihnen, die feinen, weißen Händlein all' in einer und derſelben Geberde ſittig gefaltet, ſo daß faſt immer zwiſchen zwei erglühenden, mit Augen blitzenden Männergeſichtern ein ſtilles, leisbetendes Mädchenantlitz mit langen geſenkten Wimpern zum Vorſchein kam. Hinter Adelhard und Leutwalt, die hier am wenigſten von einander zu laſſen gedachten, ſtand Eliſabeth Scharf, und die beiden jungen Degen ſchauten bisweilen rückwärts vom begeiſternden Gewebe nach der begeiſternden Schönheit.

Da winkte der alte Rathsherr nach dem Sänger herüber, ſprechend: „das Lied nun fürder, lieber Freund!“ „Bei Gott, es iſt die rechte Zeit dazu.“ Und Leutwalt erhub ſeine Stimme und ſang:

Ein Adler ward erzogen
Im keuſchen Blumenrund,
Nun wird ſtatt Blüthenwogen
Die Sturmeswell' ihm kund.
Das iſt der Stadt Nürnberg Panier,
Blank, ſtark und gut an jeder Zier,
Und drunter fechten und ſterben wir.

Und Alle ſangen wieder die letzten drei Reime mit funkelnden Augen nach. Dann ſang Leutwalt alſo weiter:

Der Adler, Ihr Genoſſen,
Schaut nun bald Mancherlei:
Manch' Bürgers Blut vergoſſen,
Doch All' uns brav und frei.
Das iſt der Stadt Nürnberg Panier,
Blank, ſtark und gut an jeder Zier,
Und drunter fechten und ſterben wir.

Und die Männer ſangen wieder die letzten Liedesreime nach, dann fielen ſie einander in die Arme, küßten und drückten ſich mit glühenden, überfließenden Augen und gingen ſchweigend nach ihren Häuſern.

Die Frühe des andern Tages ſah Männer und Frauen aller Stände im Dome zur Bannerweihe vereinigt. Die Herzen erhoben ſich zu Gott dem Herrn, und das edle Gewebe ging aus den ſegnenden Händen des Prieſters als ein Heiligthum hervor. Da wurden neun Jünglinge aus den würdigſten Geſchlechtern der Stadt und alle ſelbſt von anerkanntem Werth beſchieden, vor den Altar zu treten, auf daß der Prieſter das Loos ziehe, welchem von ihnen man das Ehrenzeichen des Heeres anvertrauen ſolle. Adelhard und Leutwalt waren in der Zahl. Hoch ſchlugen die jungen ehr- und tugendluſtigen Herzen von dem Wunſche nach der Führung des heiligen, von rühmlicher Gefahr umdrohten Adlers. Am ſtillſten dabei ſah der Sänger Leutwalt aus, und war es wohl auch, denn die liebe Sangeskunſt pflegt, wo ſie Eins recht treibt, Demuth

und gottergebne Milde in den Gemüthern ihrer Zöglinge als beſte Blumen hervorzulocken. Am ungeduldigſten und begehrendſten dagegen ſchwoll Adelhard's Sinn, und freilich hatte er in des deutſchen Achilles Schule andere Dinge erlernt, als ſein Freund zu den Füßen der Dichter. Zudem glühte er noch vom gewaltigſten Feuer der Liebe gegen die ſchöne Meiſterin, welche das Banner gewebt hatte, Eliſabeth Scharf, und meinte, nur an der erſten Stelle könne man die erſte Schönheit der Stadt recht gewinnen und verdienen. Aber die Looſe rollten, und das Banner ſenkte ſich aus der Prieſterhand in die Rechte des erröthenden Sängers. Da wäre Adelhard faſt unwillig geworden, und mußte ſich doch der eignen bittern Regung ſchämen, als er ſah, wie ſtill und lieb und fromm ſein Freund unter den Flügen des wehenden Adlers einherging, ſo daß man wohl bisweilen verſucht ward, an das Lamm mit der Gottesfahne zu denken, wie es auf heilig myſtiſchen Gemälden und alten deutſchen Münzen zu ſehen iſt.

Der Ernſt des Feſtes löſ'te ſich gegen Abend in einen feierlich heitern Geſchlechtertanz im Rathhausſaale auf. Da kamen die Jungfrauen der Stadt alle in ihrem zierlichſten und reichſten Schmucke, die Junggeſellen desgleichen, und hielten mit einander, bei herrlicher Muſik von vielfachen Inſtrumenten, anmuthige

Umgänge durch den Saal, zu Anfang die ehrbaren Alten und die Matronen voran; nachdem sich aber diese als Zuschauer im Saale ringsum niedergelassen hatten, ward auch der Jugend wohl ein Reihentanz oder dergleichen lebhaftere Fröhlichkeit erlaubt. So lange man nun paarweise in der großen Halle umherzog, war Leutwalt der Tänzer der schönen Elisabeth Scharf gewesen; eine Ehre, die ihm heute als dem an heiliger Stätte erkorenen Bannerträger auf alle Weise zukam. Adelhard lehnte traurig und verlassen in einem Winkel. Kaum aber, daß die lebhafteren Tänze begannen, da neigte sich Leutwalt bescheiden gegen seine schöne Gefährtin und sagte: „es wäre unrecht, Euern zierlichen Flug durch meine Schwerfälligkeit zu lähmen. Darf ich Euch wohl einem edlen Freunde zuführen, der den Tanz besser versteht? Ich will mich hinbegeben, wo ich hingehöre, zu den Spielleuten. Da darf ich hoffen, zu verschönen, was ich hier nur verderben würde." — Und weil sie eben vor Adelhard standen, legte er mit eben so gutmüthigem als zierlichen Wesen die Hand der Schönen in die Hand des Freundes, und machte sich zu den Spielleuten empor, wo er auf's lieblichste bald mit dem, bald mit jenem Instrumente in den Tanz hinein modulirte und anmuthig von dem Gerüste herunter lächelte, vorzüglich wenn Adelhard und Elisabeth an ihm vorüberschwebten.

Der Freund und die Schöne indeſſen geriethen in ein leiſes, lebhaftes Geſpräch, oder vielmehr Adelhard ſprach, und Eliſabeth hörte nur zu, aber mit ſo lieblich niedergeſchlagenen Augen und zart erglühenden Wangen, ja bisweilen mit einem ſo holden Lächeln des feinen Mundes, daß Adelhard gern des Banners über weit ſüßere Hoffnungen vergaß. So war der Abend hingegangen, und ein Blick Eliſabeth's bei'm Abſchiede ſchlang einen ganzen Kranz von blühenden Minneroſen um des Jünglings Herz.

Die Schöne aber hatte eine gar verſtändige und liebevolle Mutter, und daher mußte ſich in einem ſo treuen Auge wohl klar abſpiegeln, was in dem reinen Gemüthe der Jungfrau vorging. Als nun Alles im Hauſe des Rathsherrn zu Bette lag, ſtand die Matrone wieder auf, warf Mantel und Kappe um ſich und ſchritt leiſe nach dem Kämmerlein, wo ihr blühendes Töchterchen ſchlief; daß es aber noch nicht ſchlafen würde, wußte ſie wohl. Sie nickte dem zarten Kinde freundlich zu, ſetzte die Lampe aus der Hand und ſich auf das Fußende des Bettchens. Da hob denn ein leiſes, fromm vertrauliches Geſpräch an, und wie die holde Eliſabeth, faſt mehr mit Erröthen als mit Worten, aber dennoch ehrlich und unumwunden bekannte, der junge Adelhard gelte ihr nicht gleich, ſo ſagte ihr die Mutter auch unumwunden, ſie ſei ſchon eine verlobte

Braut, nach des Vaters Willen und Wort, und zwar an ihren ersten Tänzer von gestern Abend, an den edlen Sänger Leutwalt, den allgeliebten und allgeehrten Freund ihres Hauses. — „Des Vaters Wort ist heilig, wie meine Ehre;“ sagte Elisabeth, und ob sie zwar eben so bleich ward, als sie vorhin roth gewesen war, lächelte doch eine recht himmlische Heiterkeit aus ihren großen blauen Augen hervor. Sie küßte der Mutter dankbar die streichelnde Hand, und als die gute Frau wieder aus der Kammer getreten war, flossen ein Paar heiße Thränen über des Mägdleins Wangen, aber ein still inbrünstiges Gebet half auch hier. Die reine Brust schlug wieder ruhig, flugs und beinahe fröhlich schlief das fromme Kindlein ein, und Engel trieben in Träumen ihr seliges Spiel.

Da war dem kühnen Adelhard diese Nacht ganz anders vergangen. Er schlief gar nicht, oder wenn es ihn bisweilen umhauchte, wie Schlaf und Traum, so erhob sich doch immer aus den räthselhaften Wellen Elisabeth's himmlische Gestalt, und in die Höhe fuhr er, sie zu umfassen, und träumte in solchem Erwachen und Entschlummern den hohen Morgen herauf.

Die Trompeten schmetterten durch die Gassen, die Hoboen bliesen abschiednehmende, gehaltene Töne dazu, das Heer sammelte sich zur Musterung auf dem Plan vor den Mauern, und weil es Tages drauf ausziehen

ſollte, gab die Stadt noch heute einen großen Abſchieds-ſchmaus, wobei die edelſten Jungfrauen der Geſchlechter für die jungen Krieger die letzten Labetränke einſchenken und kredenzen ſollten. So froh als diesmal hatte Adelhard noch nie die Schaaren ordnen helfen, noch nie ſo froh die Waffen geſchwenkt, wie denn überhaupt Waffenluſt und Kriegsmuſik nur der von Herzen verſtehen und lieben kann, der eine liebende Geliebte oder doch die Erinnerung eines ſolchen Heils im Sinne trägt.

Wie ſchlug nun dem ſtolzen Jünglinge das Herz, als man bei den Tafeln ſaß und Eliſabeth Scharf mit ſichtlicher Abſicht gegen ihn zuerſt herangeſchritten kam, ihm ſeinen Becher zu füllen. Ihm war der deutſche Achilles in dieſem Augenblicke nicht gewaltig genug und deſſen goldenes Ritterſchwert nur allzu klein, um ſolch' ein Heil an Beiden zu verdienen. Aber da neigte ſich Eliſabeth mit ſehr ernſter Miene zu ihm herab, ſprechend: „Ihr empfangt dieſen Trunk von einer verlobten Braut, lieber Herr.“ — Und in ihren Zügen erkannte er alsbald die unermeßliche Veränderung ſeit geſtern Abend her, und die Art, mit der ſie ſich von ihm wandte und fürder an ihm vorüber ſchritt, lähmte ihm den Muth, ihr auch nur noch mit einem Worte nahe zu kommen, und löſchte die Freude, in der er ſeither gelebt hatte, in bittern, verhaltenen Schmerzen aus.

Als nun alle Luſt und Herrlichkeit des Feſtes trübe und gehaltlos an Adelhard verklungen war, und ſich Jedermann nach ſeiner Heerdesſtelle verfügte, wollte der arme Jüngling dennoch ein beſſeres Glück verſuchen. Er ging zu dem ehrſamen Adam Scharf und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Mein würdiger Herr, Ihr habt, ſo viel ich weiß, Eure ſchöne Tochter an einen jungen Mann verlobt.“

„Ja, das hab' ich,“ entgegnete Adam Scharf. „Aber wer hat darnach zu fragen?“

„Wer ſie gern für ſich haben möchte,“ ſagte Adelhard. „Ich denke, es muß doch Bedingungen geben, ſein Lieb dem Zauberdrachen abzukämpfen.“

„Dem Zauberdrachen, ja,“ ſagte Adam Scharf. „Aber dem Vater, der ſein Kind einmal einem braven Manne verheißen hat, mag es auch der deutſche Achilles nicht abfechten. Da bleibt es beim Alten.“

„Und wenn man nun des deutſchen Achilles Ritterſchwert ſelbſt heimbrächte?“

„Das müßte die Stadt belohnen und würde es auch gewiß. Aber des Vaters Kind bliebe des Verlobten Eigenthum. Und ſomit, junger Herr, gute Nacht. Wollet mir keinen ſchlechten Begriff muthwillig von Euch beibringen durch langes Geſchwätz um Dinge, die nicht zu ändern ſind. Für jetzo ſag'

ich Euch mit großer Achtung und Freundschaft auf den morgenden Ausmarsch: Fahrt wohl!“

Und damit öffnete der alte Mann sehr freundlich die Thür vor seinem Gast, und Adelhard ging halb unwillig, halb gehorsam und sehr verzweiflungsvoll hinaus.

Gar anders ritt er am andern Morgen mit der reisigen Schaar in's Feld, als er gestern früh gemeint hatte, zu thun. Freilich wußte er sich auch jetzt noch nichts Besseres, als Kampf und Schlacht, theils weil es einmal sein Leben war, und der wunde Fisch so gut in's Wasser will, als der gesunde, theils aber auch, weil ihn der Tod zum erstenmale in seinem jungen Leben als etwas Wünschenswerthes und Anmuthiges anlächelte.

Sobald man nun weit genug von der Stadt war, um den Jubel der Glückwünschenden und Geleitgebenden weit hinter sich verhallen zu hören, ritt Adelhard an seinen Freund Leutwalt heran, und wollte unter dem Wehen des Banners, welches Elisabeth gewoben, ihm sein Leid um Elisabeth klagen und seine Todesluſt. Aber er konnte vor des jungen Sängers still glänzenden, seligen Augen gar nicht zu den rechten trüben Worten kommen für sein Weh, und endlich sagte Leutwalt gar in kindlicher Einfalt zu ihm: „Es reitet wohl nicht leicht ein fröhlicheres Menschenkind

in dieſer Schaar, als ich, lieber Adelhard; denn die dies Banner gewoben hat, iſt meine Braut. Der Vater hat ſie mir verheißen und ich traue mir Kriegsmuth und Sangesgabe genug zu, um die Huld meiner begeiſternden Eliſabeth zu gewinnen. Fecht' ich nicht und ſing' ich nicht für ein herrliches Ziel? Wenn wir aus dem Kriege kommen, ſoll ſie's erfahren, und da hab' ich, ſo Gott will, etwas gethan, das mir Muth giebt, ihr zu ſagen, wie unendlich lieb ich ſie im Herzen trage." — Nun erſt empfand Adelhard ſein ganzes Elend, denn er durfte nicht einmal mehr wünſchen. Er ſagte auch bloß: „ſo iſt denn Eliſabeth Deine Braut, und meine Braut ſoll Markgraf Albrecht's Ritterklinge ſein." — Und fürder ritt er dem Feind in ſtarrem Schweigen entgegen.

Der Krieg aber nahm keine ſo ſchnelle, furchtbar entſcheidende Geſtalt an, wie ſie Adelhard gewünſcht hatte. Des großen Achilles Ritterſchwert leuchtete nicht grade gegenüber zu Sieg oder Tod, ſondern fern aufblitzend beſchrieb es faſt magiſche Kreiſe, mehr drohend als treffend, ſo daß man durch lange Zeit nicht darüber einig werden konnte, was der furchtbare Kriegsfürſt eigentlich in ſeinem ehrnen Sinne trage. Gefochten ward in dieſer Zeit nur wenig und allzu unbedeutend für das Gemüth eines Ehre ſuchenden Bräutigams, oder eines unbeglückten, Kriegstod hoffenden Liebhabers.

Da geſchah es nach langem Hin- und Herziehen plötzlich, daß Botſchaft kam aus der Stadt Nürnberg, wie es wohl der Achilles unmittelbar auf ihre Thore ſelbſt münze, indem er mit ſtarken und ſchnellen Tagfahrten heranziehe, und wie die Schaaren heim eilen müßten, den väterlichen Heerd in Schutz und Schirm zu nehmen. Ohne Raſt, ohne Ruhe zog man Augenblicks zur Rettung der theuern Mutterſtadt fort, und ob man es auch unbegreiflich fand, daß der Markgraf ſo viel Vorſprung gewonnen haben ſollte, war das Ziel dennoch Jeglichem allzu werth, um nicht mit Anſtrengung aller Kraft die Bahn zu durchmeſſen, willens, weit lieber ein Großes zu viel, als ein Kleines zu wenig zu thun.

Eines Abends, im tiefen Dunkel ſchon, rückte man in die Mauern der freien Reichsſtadt ein. Ermüdung von Roß und Mann rief Alles in augenblickliche und tiefe Ruhe, und weil die braven Kriegsleute Kraft und Muth zur Vertheidigung der Heimath fühlten, wiegte ſie auch im Schooße der durch ſie beſchirmten Mutterſtadt das volle Gefühl der Sicherheit anmuthig in den Schlaf.

Aber noch kaum dämmerte der Morgen im Oſten, da kamen ſchon Reiter von den Vorpoſten geſprengt, ganze Trupps flüchtig ihnen nach. — „Der Feind!“ ſchrie Alles! „der Feind!“ Und Hörner bliesen von

den Thürmen und Trompeten in den Gaſſen, und die Blutfahnen ſtreckten von den Warten und Zinnen ihre rothen Häupter in das unſichere Frühroth hinein. Der Achilles war unſern der Stadt, und wer bis jetzt auch minder an Troja und Zerſtörung gedacht hatte, fühlte doch nun in der ſchauerlichen Morgenſtunde, aufgeſchreckt vom Schlaf durch bedräuende Schreckensworte, dergleichen Gedanken durch ſeine verſtörten Sinne wirren. Auch wirrte und wogte in der Stadt Alles auf und ab, Weiber weinten, Kinder ſchrieen, Anführer riefen, Fußknechte und Reiſige fluchten, und keine Schaar konnte ſich ordnen, und Niemand kam zu den Thoren hinaus. Leutwalt hielt indeß mit der Stadt Banner, heiter und klar wie immer, auf dem Markte, unweit vom Hauſe Adam Scharf's, und ließ den Reichsadler freudig durch die Morgenkühle über ſeinem Haupte hinflattern. Da ſprengte Adam Scharf aus ſeinem Thorwege auf ihn an. — „Hinaus mit der Fahne, Schwiegerſohn!“ rief er. „Der Feind iſt noch nicht ſo nahe, als die Leute meinen, und draußen die Ebene muß gehalten werden, ſonſt drücken ſie uns allzu nah' an die Mauern heran. Iſt erſt das Banner hinaus, ſo ſchaff' ich Dir die Andern leichtlich nach. Hinaus mit Leutwalt, wer jung iſt und Herz hat! Hier muß man einmal über die gewohnte Weiſe fort!“ — Und Leutwalt ließ ſeinen flinken Gaul donnernd

über das Pflaſter hinſprengen. Freudig rief er: „Hier Banner! Hier Nürnberg!“ — Die jungen Männer, die zunächſt hielten, jagten ihm nach, unter ihnen Adelhard, und ſo ging es im freigegebenen Fluge hinaus zu den Thoren, über die Brücken fort, durch Saaten und Wieſen bis auf die bezeichnete Ebene hin, wo man hielt, und den fern herantrabenden Feind mit luſtiger Kampfgier in's Auge faßte.

Die jungen Degen mochten doch wohl etwas zu raſch geritten ſein, denn es waren ihrer nur ſechszehn, Adelhard mit eingerechnet, die dem Fluge des Bannerträgers hatten folgen können. Und ihnen gegenüber, freilich noch weit und erſt im Ordnen begriffen, aber doch zahlreich und in jedem Augenblicke mehr zum Kampfe fertig, regten ſich die Geſchwader der Ritter und Reiſigen, mit den langen Speeren nach Waldesart aus den vielfachen Staubwolken hervordrohend; die aber aus der Stadt zur Hülfe kommen ſollten, trabten noch faſt am Thore, kaum erkennbar durch die Felder heran. Leutwalt ſagte zu den Gefährten, die mit unſichern Blicken den Raum vor ſich und hinter ſich maßen: „Bis unſere Freunde herankommen, halten wir hier wohl aus. Sind wir zu raſch geritten, ſo können auch welche von uns dafür bluten; wendet ſich aber der Stadt Banner zur Flucht, ſo ſtiehlt es Allen, die uns nachkommen, den Muth, und ſchlägt

ihnen die Kampfesluſt mit einem einzigen Schlage zu Tode.“ — Das ſahen auch Alle ein und blieben gefaßt halten, während Adelhard eine Höhe rechts hinanſprengte, um zu ſehen, ob man ſie nicht von dort aus abſchneide.

Er hielt oben und ward nichts von bedrohenden Schaaren gewahr, wohl aber einen einzelnen Reiter, der langſam von dieſer Seite auf einem hohen, prächtigen Pferde vorritt, er ſelbſt hoch und prächtig in der vollſtändigen, goldleuchtenden Ritterrüſtung, die gewaltig wehenden Helmbüſche auf ſeinem Haupt. Und wie er nach Adlerweiſe den ſchlanken Nacken mit ſtolzen Geberden bald da, bald dorthin wandte, um die Lage des Schlachtfeldes in ſein Adlerauge zu faſſen, und langſam wieder vorritt, ganz allein, ganz unbeſorgt um ſich, nur bedacht auf die Stellung der Schaaren, da gab er ſo vieles von einem Hohenzollernſchen Fürſten kund, daß Adelhard nicht länger zweifeln konnte, er habe den deutſchen Achilles vor ſich, ſeinen großen furchtbaren Meiſter. — „Nun du Morgen ſchön willkommen, zum rühmlichſten Tode, oder zum unerhörteſten Siege!“ ſprach der glühende Jüngling in ſich hinein, band ſein Barett feſter, griff die Klinge mit krampfhafter Stärke, und obgleich die Jugend in ihm klagte um den nahen Fall und ſcheute vor dem vollgeharniſchten, heldengroßen Ritter, jubelte doch Ehre

und Liebeszorn mächtig empor. Er drückte den linken Schenkel an ſein Roß und ſprengte beſonnen in guter Reiterſtellung auf den Hohenzollern los.

Aber der ſpornte plötzlich, wie in gewaltiger Begeiſterung, ſeinen ſchneeweißen Hengſt mit beiden gepanzerten Schenkeln an, und blitzſchnell ſchoß er vorwärts, nicht auf den wagenden Jüngling zu, wie dieſer erſt im freudigen Schrecken meinte, ſondern, ohne ihn zu beachten, grade auf das wehende Banner los, in die Fünfzehn, die noch drumher hielten, hinein. Adelhard ſtarrte einen Augenblick, wie man ſtutzt, wenn man Einen mit unerhörter Kühnheit einen plötzlichen Sprung über Gräben hin oder von Klippen hinab thun ſieht. Da ſaß der Hohenzoller ſchon mitten im Haufen, viele Klingen ſchwirrten und raſſelten ihm über Harniſch und Helm, aber ſein hohes Ritterſchwert flog wie ein Blitz durchhin. Dort fiel ein Reiſiger, dort hing ein Anderer betäubt auf dem Sattel, dort taumelte ein umgerittenes Roß zur Seite, dort ſprengte ein blutendes ſcheu und durchgehend mit ſeinem Reiter nach der Stadt zurück. Die Markgräflichen ſchrieen von weitem nach ihrem Herrn und begannen, dem einſamen Helden nachzueilen, Adelhard flog dem Banner zu. Eben kam er zur Schaar, da ritt der Achilles mit ſeinem gewaltigen Hengſte Leutwalt's Gaul zu Boden; wer nicht blutete oder lag von den Fünfzehn,

ſtarrte, wie verzaubert. Aber Leutwalt hielt die Stange des Paniers mit gewaltiger Verzweiflung feſt, Adelhard ſprengte von der linken Seite hinzu, hieb auf des Markgrafen linken Arm, der die Stange gefaßt hatte, und ſchrie in wilder Begeiſterung: „nun Tod, oder Dein Schwert, Du Achilles!“ Indem ſchmetterte des Fürſten Klinge ſchon über Adelhard's Kopf, aber die reichen Federn des Barettes hemmten den Schlag, nur zurück flog es am Bande, und Adelhard blieb unverletzt. Da ſchrie eben der niedergerittene Leutwalt: „Herr Jeſus, er reißt mir das Banner weg! Helfe, wer helfen kann!“ — „Eliſabeth's Banner!“ ſchrie Adelhard, und faßte, achtlos jeder andern Gefahr, die Stange feſt. — „Donner, Ihr Jungens,“ donnerte des Markgrafen Schlachtruf, „laßt los! Da habt Ihr Eu'r Trankgeld!“ — Und zweimal blitzte die zornige Klinge nach, und beide Jünglinge röchelten blutig am Boden, und die Siegerfauſt ſchwang den zweiköpfigen Adler hoch wehend über den Helm. Die Markgräflichen waren heran und jagten ihrem Achilles jubelnd auf die anrückenden Nürnberger nach.

Lange ſchon war das Getümmel vorübergetoſ't, da erhoben die beiden Jünglinge ihre wunden Häupter — „Haſt Du das Banner?“ fragte Einer den Andern zu gleicher Zeit, und dann ſanken ſie wieder ohnmächtig in die bethauten Wieſenblumen zurück. —

Nach einer Weile richtete ſich Leutwalt abermals auf, ſprechend: „Biſt Du ſchon eingeſchlafen, Adelhard? Ich meine zum längſten Schlaf?“ — „Nein,“ ſagte Adelhard, „aber es wird wohl nicht weit mehr davon ſein. Die Kopfwunde ſchmerzt mich ſehr.“ — „Mich nicht, entgegnete Leutwalt. Aber matt bin ich, wie nach einer Nacht voll Tanz, anmuthig matt. — Was meinſt Du? Wir ſterben doch einen ſchönen Tod. Mich will bedünken, das ſei hier faſt eben die Stelle, wo wir zuſammentrafen, als Du heimkameſt vom Achilles. Nun ſchickt uns der Achilles Beide heim.“ — „Wenn wir nur das Banner nicht verloren hätten!“ ſeufzte Adelhard; „Eliſabeth's Banner!“ — „Wir hielten's ja, ſo lange wir konnten“, ſprach Leutwalt. Der liebe Gott wird Jedem von uns im Paradieſe ein beſſeres geben, gewebt aus Morgenroth und Mitternachtsblau und Sonnengluth und Mondesflimmer, geſtickt mit vielen, vielen Sternenblumen, — ei, ſchöne Blumen.“ —

Da ward der Jüngling ſtill. Adelhard richtete ſich in die Höh' und ſah an dem zuckenden Lächeln des Mundes, daß eben jetzt die freundliche Kinderſeele aus dem reinen Leibe zog. Im Schmerz über den erblichenen Freund, über das verlorene Banner und vom Fieber der Wunde durchtobt, ſank Adelhard bewußtlos und ſtarr auf ſein blutiges Lager hin.

Das Treffen war indeſſen zu Ende gegangen. Markgraf Albrecht, ſehend, daß die Stadt für eine plötzliche Erſtürmung allzu ſtarke und muthige Beſatzung habe, begnügte ſich, ſeine Widerſacher bis gegen die Thore zurückzuwerfen, und zog dann mit dem eroberten Banner und der Glorie eines ſiegreichen Tages wieder zu andern Thaten fort. Da kamen Bürger und Bauern hervor, nach den Todten und Verwundeten zu ſehen, und trugen auch die beiden Freunde, den einen erblichen, den andern faſt erbleichend, in die Stadt zurück.

So oft nun Adelhard aus dem betäubenden Fieberwahnſinn ſeiner Kopfwunde einigermaßen erwachte, war es ihm immer zu Muthe, als liege er in dem geräumigen Zimmer, wo er Eliſabeth und das Banner zuerſt geſehen, ja oftmals, als ſitze Eliſabeth zu Häupten ſeines Lagers, lockere ihm mit den ſchönen Händen die Kiſſen auf, oder reiche ihm Arzenei, oder verbinde ihm das ſchmerzende Haupt. Er lächelte dann immer ſehr freundlich, Gott dankend, daß er ihm ſo anmuthige Geſichte in ſeiner Krankheitsbethörung zuſende. — „Was bin ich beſſer als andre Wunde," ſagte er dann auch wohl laut vor ſich hin, „daß Jene Teufel an ihrem Bette ſehen, und mir Engel erſcheinen?"

Aber mehr und mehr trat die Betäubung abwärts, heller und heller trat die große Stube des Rathsherrn

vor Adelhard's Augen hin, und endlich ganz wahrhaft und zweifelfrei die himmliſch erröthende Geſtalt der erſehnten Jungfrau.

Wie ſelig der geheilte Jüngling ſich fühlte, doch trat die Kriegsehre zuerſt in ihre Rechte. Er fragte die Geliebte nach dem Banner. Höher erröthete die ehrſame Bürgerin, und ein leiſes: „verloren!“ drängte ſich unwillig zwiſchen den zarten, ſchmerzhaft zuckenden Lippen hervor.

„Nach Leutwalt darf ich nicht fragen!“ ſeufzte Adelhard, und der Kranke und ſeine Pflegerin weinten Thränen der über das Grab hinausreichenden Freundſchaft. In ſeinem weichen Schmerze faßte der Jüngling die Hand der Jungfrau, verbarg ſein glühendes Antlitz darin, und erſt, als ſeine Thränen milder floſſen, fühlte er mit Befremden, daß Eliſabeth ihm die Hand ohne alles Widerſtreben ließ. Erſtaunt blickte er in die Höhe, in das unendlich geliebte Engelsantlitz hinein; ihm war, als dürfe er Alles hoffen, und doch wagte er keine Worte. Aber die Frage ſchwebte ſo bittend in ſeinen Augen und auf ſeinen Lippen, daß Eliſabeth endlich mit geſenkten Wimpern, halb abgewendet, ſprach: „könnte denn eine Jungfrau einen Jüngling ſo pflegen, Adelhard, wenn es nicht ſeine Braut wäre? Mein Vater hat dies Gelübde um Eure Heilung gethan.“

Da war es aufgegangen in des Geneſenden Herzen, wie ein erfüllter Traum aus der Kinderzeit. Nun hielt er erſt die wunderſchöne linke Hand recht inbrünſtig mit Küſſen umſchloſſen, und mit der zarten Rechten ſtreichelte ihm Eliſabeth halb ſcheu, halb zärtlich die Wangen, die ein röthelnder Anhauch der Geſundheit überflog. Da klang es wie Sporenklirren und Mannestritt auf der Treppe draußen. Die Thüre ging auf und Albrecht Achilles trat herein, an der Hand des alten Adam Scharf. — „O Gott, ſo hab' ich doch wieder geträumt!“ ſeufzte Adelhard, und wollte ſein Haupt in die Kiſſen verbergen. — „Warum denn geträumt?“ fragte der Markgraf; ich habe Frieden gemacht mit Deiner Vaterſtadt, junger Burſch', und bin zu Deiner Verlobungsfeier hier. Zu Deiner Hochzeitsfeier komm' ich wieder, wenn Du erſt vollkommen heil biſt von der Wunde meines Schwertes.“ — Indem auch klirrte das goldeingelegte Ritterſchwert an des Helden Hüfte, und Eliſabeth bebte ſcheu davor zurück, Adelhard aber richtete ſich vor dem einſt wohlbekannten Tone freudig in die Höh'. Da ſagte Albrecht Achilles: „Gebt mir Eure Hände, junges, ſchönes Paar. Ich will Euch die Verlobungsringe anſtecken.“ — Eliſabeth aber trat noch einen Schritt weiter zurück und ſagte ganz leiſe in das Ohr ihrer ehrwürdigen Mutter, die unterdeß auch herbei gekommen war:

„Soll ich von der Hand verlobt werden, die unſerer freien Reichsſtadt das Banner nahm?“ — Achilles hatte ihre Worte dennoch vernommen und entgegnete: „Daß ich es nahm, ſchönes Mägdlein, war braven Kriegsmannes Werk; daß ich es wiedergebe, iſt freiherziges Fürſten Werk. Weil Euer Bräutigam es ſo wacker verfocht, ſend' ich es Morgen in Euern Dom zurück.“ — Adam Scharf küßte ſeinen Schwiegerſohn inbrünſtig, und ließ einige heiße Männerthränen auf deſſen Wunde fallen, Eliſabeth aber gab, demüthig und dankbar verneigend, dem Markgrafen ihre ſchöne Hand, und während dieſer die Ringe der Verlobung wechſelte, ſagte er:

„Junger Degen, ich weiß wohl, daß Du es auf mein Schwert abgeſehen hatteſt, und ein Andrer mit. Diesmal hat das Schwert Beiden freundlich vergolten, die es zu faſſen dachten. Dem Einen half es in den Himmel, dem Andern zur Braut. Aber nimm Dich künftighin mit dergleichen in Acht. Die Gaben der Fürſtenſchwerter ſind feierlich und laſten ſchwer.“

Peter Schlemihl.

(Aus Schlemihl's wunderſamer Geſchichte.)

Von

Adalbert von Chamiſſo.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich ſehr beſchwerlichen Seefahrt erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote an's Land kam, belud ich mich ſelbſt mit meiner kleinen Habſeligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, ging ich in das nächſte geringſte Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen ſah. Ich begehrte ein Zimmer, der Hausknecht maß mich mit einem Blick und führte mich unter's Dach. Ich ließ mir friſches Waſſer geben und genau beſchreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzuſuchen habe: — „Vor dem Norderthor, das erſte Landhaus zur rechten Hand, ein großes, neues Haus, von roth und weißem Marmor mit vielen Säulen.“

Gut. — Es war noch früh an der Zeit, ich ſchnürte ſogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten ſchwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine beſten Kleider, ſteckte das Empfehlungsſchreiben zu mir, und ſetzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne, der mir bei meinen beſcheidenen Hoffnungen förderlich ſein ſollte.

Nachdem ich die lange Norderſtraße hinaufgeſtiegen und das Thor erreicht, ſah ich bald die Säulen durch das Grüne ſchimmern — „alſo hier," dacht' ich. Ich wiſchte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, ſetzte mein Halstuch in Ordnung, und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür ſprang auf. Auf dem Flur hatt' ich ein Verhör zu beſtehen, der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John — mit einer kleinen Geſellſchaft ſich erging. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze ſeiner wohlbeleibten Selbſtzufriedenheit. Er empfing mich ſehr gut, wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte ſich ſogar gegen mich, ohne ſich jedoch von der übrigen Geſellſchaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. „So, ſo! von meinem Bruder, ich habe lange nichts von ihm gehört. Er iſt doch geſund? — Dort," fuhr er gegen die Geſellſchaft fort, ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem

Briefe auf einen Hügel, „dort laß ich das neue Gebäude aufführen.“ Er brach das Siegel auf und das Gespräch nicht ab, das sich auf den Reichthum lenkte. „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million,“ warf er hinein, „der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!“ „O wie wahr!“ rief ich aus mit vollem überströmenden Gefühl. Das mußte ihm gefallen, er lächelte mich an und sagte: Bleiben Sie hier, lieber Freund; nachher hab' ich vielleicht Zeit, Ihnen zu sagen, was ich hiezu denke,“ er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft. — Er bot einer jungen Dame den Arm, andere Herren bemühten sich um andere Schönen, es fand sich, was sich paßte, und man wallte dem rosenumblühten Hügel zu.

Ich schlich hinterher, ohne Jemand beschwerlich zu fallen, denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, es ward getändelt und gescherzt, man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich erging besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd, um von alle dem Vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf solche Räthsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schöne

Fanny, wie es schien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen; sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereigniß brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde Englisch Pflaster gesucht. Ein stiller, dünner, hagerer, länglichter, ältlicher Mann, der neben mitging, und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schoßtasche seines altfränkischen grautaffetnen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank; die Wunde ward verbunden, und man ging weiter den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ozean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunkeln Fluth und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!“ rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dollond hervorgezogen, und es dem Herrn John ein-

gehändigt. Dieſer, es ſogleich an das Auge bringend, benachrichtigte die Geſellſchaft: es ſei das Schiff, das geſtern ausgelaufen und das widrige Winde im Angeſicht des Hafens zurückhielten. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand, und nicht wieder in die des Eigenthümers; ich aber ſah verwundert den Mann an und wußte nicht, wie die große Maſchine aus der winzigen Taſche herausgekommen war; es ſchien aber Niemand aufgefallen zu ſein, und man bekümmerte ſich nicht mehr um den grauen Mann, als um mich ſelbſt.

Erfriſchungen wurden gereicht, das ſeltenſte Obſt aller Zonen in den koſtbarſten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anſtand und richtete da zum zweiten Mal ein Wort an mich: „Eſſen Sie nur; das haben ſie auf der See nicht gehabt.“ Ich verbeugte mich, aber er ſah es nicht, er ſprach ſchon mit jemand Anderem.

Man hätte ſich gern auf den Raſen am Abhange des Hügels, der ausgeſpannten Landſchaft gegenüber, gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht geſcheut. Es wäre göttlich, meinte Wer aus der Geſellſchaft, wenn man türkiſche Teppiche hätte, ſie hier auszubreiten. Der Wunſch war nicht ſobald ausgeſprochen, als ſchon der Mann im grauen Rock die Hand in der Taſche hatte, und mit beſcheidener, ja demüthiger Geberde einen reichen, golddurchwirkten, türkiſchen Tep-

pich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nehmen ihn in Empfang, als müſſe es ſo ſein, und entfalten ihn am begehrten Ort. Die Geſellſchaft nahm ohne Umſtände Platz darauf; ich wiederum ſah betroffen den Mann, die Taſche, den Teppich an, der über zwanzig Schritt in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wiſſend, was ich dazu denken ſollte, beſonders da Niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufſchluß über den Mann gehabt und gefragt, wer er ſei, nur wußt' ich nicht, an Wen ich mich richten ſollte, denn ich fürchtete mich faſt noch mehr vor den Herren Bedienten, als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Anſehen ſchien, als die Andern, und der öfter allein geſtanden hatte. Ich bat ihn leiſe, mir zu ſagen, wer der gefällige Mann ſei dort im grauen Kleide. — „Dieſer? der wie ein Ende Zwirn ausſieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen iſt?" „Ja, der allein ſteht." „Den kenn' ich nicht," gab er mir zur Antwort; um, wie es ſchien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandte er ſich weg und ſprach von gleichgültigen Dingen mit einem Andern.

Die Sonne fing jetzt ſtärker zu ſcheinen an, und ward den Damen beſchwerlich; die ſchöne Fanny rich-

tete nachläſſig an den grauen Mann, den, ſo viel ich weiß, noch Niemand angeredet hatte, die leichtſinnige Frage: ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei ſich habe? Er beantwortete ſie durch eine ſo tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte ſchon die Hand in der Taſche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eiſenwerk, kurz Alles, was zu dem prachtvollſten Luſtzelt gehört, herauskommen ſah. Die jungen Herren halfen es ausſpannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs — und Keiner fand noch etwas Außerordentliches darin.

Mir war ſchon lange unheimlich, ja graulich zu Muthe; wie ward mir vollends, als beim nächſt ausgeſprochenen Wunſch' ich ihn noch aus ſeiner Taſche drei Reitpferde, ich ſage, drei ſchöne, große Rappen mit Sattel und Zeug, herausziehen ſah; man denke ſich, um Gotteswillen! drei geſattelte Pferde noch aus derſelben Taſche, woraus ſchon eine Brieftaſche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Luſtzelt von derſelben Größe und alle dazu gehörige Stangen und Eiſen herausgekommen waren — ja wenn ich nicht betheuerte, es ſelbſt mit eignen Augen angeſehen zu haben, würde es gewiß Niemand glauben. —

So verlegen und demüthig der Mann ſelbſt zu ſein ſchien, ſo wenig Aufmerkſamkeit ihm auch die

Andern ſchenkten, ſo ward mir doch ſeine bloße Erſcheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, ſo ſchauerlich, daß ich ſie nicht länger ertragen konnte.

Ich beſchloß, mich aus der Geſellſchaft zu ſtehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darin ſpielte, mir ein Leichtes ſchien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück bei'm Herrn John wieder verſuchen, und wenn ich den Muth dazu fände, ihn über den ſeltſamen grauen Mann befragen. — Wäre es mir nur ſo zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich ſchon wirklich durch den Roſenhain, den Hügel hinab, glücklich geſchlichen, und befand mich auf einem freien Raſenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wegen durch's Gras gehend angetroffen zu werden, einen forſchenden Blick um mich warf. — Wie erſchrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen ſah. Er nahm ſogleich den Hut vor mir ab, und verneigte ſich ſo tief, als noch Niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu ſein, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder und ſtand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich ſah ihn voller Furcht ſtier an, und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat.

Er ſelbſt ſchien ſehr verlegen zu ſein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte ſich zu verſchiedenen Malen, trat näher und redete mich an mit leiſer, unſicherer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entſchuldigen, wenn ich es wage, ihn ſo unbekannter Weiſe aufzuſuchen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigſt —“ „Aber um Gotteswillen, mein Herr!“ brach ich in meiner Angſt aus, „was kann ich für einen Mann thun, der“ — — — wir ſtutzten Beide und wurden, wie mir däucht, roth.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in Ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Mal — erlauben Sie, daß ich es Ihnen ſage, — wirklich mit unausſprechlicher Bewunderung den ſchönen, ſchönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichſam mit einer gewiſſen edlen Verachtung, ohne ſelbſt darauf zu merken, von ſich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumuthung. Sollten Sie ſich wohl nicht abgeneigt finden, mir dieſen Ihren Schatten zu überlaſſen.“

Er ſchwieg, und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was ſollt' ich aus dem ſeltſamen

Antrage machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt ſein, dacht' ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demuth des ſeinigen beſſer paßte, erwiederte ich alſo:

„Ei, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Euerm eignen Schatten genug? das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz abſonderlichen Sorte.“ Er fiel ſogleich wieder ein: „Ich hab' in meiner Taſche Manches, was dem Herrn nicht ganz unwerth ſcheinen möchte; für dieſen unſchätzbaren Schatten halt' ich den höchſten Preis zu gering.“

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Taſche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort und ſuchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

„Aber, mein Herr, verzeihen Sie ihrem unterthänigſten Knecht. Ich verſtehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut, wie könnt' ich nur meinen Schatten — — —“ Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubniß, hier auf der Stelle dieſen edlen Schatten aufheben zu dürfen, und zu mir zu ſtecken; wie ich das mache, ſei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlaſſe ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Taſche bei mir führe: die ächte Springwurzel,

die Alraunwurzel, Wechſelpfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl Nichts für Sie ſein: beſſer, Fortunati Wünſchhütlein, neu und haltbar wieder reſtaurirt; auch ein Glücksſeckel, wie der ſeine geweſen." „Fortunati Glücksſeckel," fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angſt auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen. —

„Belieben gnädigſt der Herr dieſen Seckel zu beſichtigen und zu erproben." Er ſteckte die Hand in die Taſche und zog einen mäßig großen, feſtgenähten Beutel von ſtarkem Korduanleder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir ſelbigen ein. Ich griff hinein, und zog zehn Goldſtücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm ſchnell die Hand hin: „Topp! der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten." Er ſchlug ein, kniete dann ungeſäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit ſah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leiſe von dem Graſe löſen, aufheben, zuſammenrollen und falten und zuletzt einſtecken. Er ſtand auf, verbeugte ſich noch einmal vor mir und zog ſich nach dem Roſengebüſche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn

leiſe für ſich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren feſt, rund um mich her war die Erde ſonnenhell, und in mir war noch keine Beſinnung.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte, dieſen Ort zu verlaſſen, wo ich hoffentlich Nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erſt meine Taſchen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals feſt und verbarg ihn ſelbſt auf meiner Bruſt. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landſtraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zuging, hört' ich hinter mir ſchreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!“ — Ich ſah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe ſich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ — „Danke Mütterchen,“ ich warf ihr ein Goldſtück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr ſeinen Schatten gelaſſen?“ und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen: „Jeſus Maria! der arme Menſch hat keinen Schatten!“ Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied ſehr ſorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beiſpiel nicht über

die Breiteſtraße, die ich zunächſt durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich ſeh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geſchrei der ſämmtlichen literariſchen Straßenjugend der Vorſtadt, welche ſofort mich zu recenſiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit ſich zu nehmen, wann ſie in die Sonne gingen.“ Um ſie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter ſie und ſprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutſche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte ſchon die Ahnung in mir aufſteigen: daß, um ſo viel das Gold auf Erden Verdienſt und Tugend überwiegt, um ſo viel der Schatten höher als ſelbſt das Gold geſchätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewiſſen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Geld hingegeben; was konnte, was ſollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch ſehr verſtört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshaus hielt, ich erſchrak über die Vorſtellung, nur noch jenes ſchlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, em-

pfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten, ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloß mich darin, sobald ich konnte.

Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth, die wie eine flackernde Feuersbrunst sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich schloß meine Thür' nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde und darauf übermannte mich der Schlaf.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch, ich hatte seit dem vorigen Morgen Nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget; nun wußt' ich

verdrießlich nicht, was ich damit anfangen ſollte. Es durfte nicht ſo liegen bleiben — ich verſuchte, ob es der Beutel wieder verſchlingen wollte. — Nein. Keines meiner Fenſter öffnete ſich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühſam und mit ſauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet ſtand, zu ſchleppen und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erſchöpft in einen Lehnſtuhl und erwartete, daß ſich Leute im Hauſe zu regen anfingen. Ich ließ, ſobald es möglich war, zu eſſen bringen und den Wirth zu mir kommen.

Ich beſprach mit dieſem Mann die künftige Einrichtung meines Hauſes. Er empfahl mir für den nähern Dienſt um meine Perſon einen gewiſſen Bendel, deſſen treue und verſtändige Phyſionomie mich gleich gewann. Derſelbe war's, deſſen Anhänglichkeit mich ſeither tröſtend durch das Elend des Lebens begleitete, und mir mein düſteres Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenloſen Knechten, Schuſtern, Schneidern und Kaufleuten zu; ich richtete mich ein, und kaufte beſonders ſehr viele Koſtbarkeiten und Edelſteine, um nur Etwas des vielen aufgeſpeicherten Goldes los zu ſein; es ſchien aber gar nicht, als könne der Haufen ſich vermindern.

Ich fühlte sehr wohl, daß ich mich nicht lange an einem Orte aufhalten durfte, wo man mich schon ohne Schatten gesehen, und wo ich leicht verrathen werden konnte; auch dacht' ich vielleicht nur allein noch daran, wie ich mich bei Herrn John gezeigt, und es war mir eine drückende Erinnerung; demnach wollt' ich hier bloß Probe halten, um anderswo leichter und zuversichtlicher auftreten zu können — doch fand sich, was mich eine Zeitlang an meiner Eitelkeit festhielt: das ist im Menschen, wo der Anker am zuverlässigsten Grund faßt.

Eben die schöne Fanny, der ich am dritten Ort wieder begegnete, schenkte mir, ohne sich zu erinnern, mich jemals gesehen zu haben, einige Aufmerksamkeit, denn jetzt hatt' ich Witz und Verstand. — Wenn ich redete, hörte man zu, und ich wußte selbst nicht, wie ich zu der Kunst gekommen war, das Gespräch so leicht zu führen und zu beherrschen. Der Eindruck, den ich auf die Schöne gemacht zu haben einsah, machte aus mir, was sie eben begehrte, einen Narren, und ich folgte ihr seither mit tausend Mühen durch Schatten und Dämmerung, wo ich nur konnte. Ich war nur eitel darauf, sie über mich eitel zu machen, und konnte mir, selbst mit dem besten Willen nicht, den Rausch aus dem Kopf in's Herz zwingen.

Aber wozu die ganz gemeine Geschichte lang und breit wiederholen? — Hat man sie mir doch oft

genug von andern Ehrenleuten erzählt. — Zu dem alten wohlbekannten Spiele, worin ich gutmüthig eine abgedroſchene Rolle übernommen, kam freilich eine ganz eigens gedichtete Kataſtrophe hinzu, mir und ihr und Allen unerwartet.

Da ich an einem ſchönen Abend nach meiner Gewohnheit eine Geſellſchaft in einem erleuchteten Garten verſammelt hatte, wandelte ich mit der Herrin Arm in Arm, in einiger Entfernung von den übrigen Gäſten, und bemühte mich, ihr Redensarten vorzudrechſeln. Sie ſah ſittig vor ſich nieder, und erwiederte leiſe den Druck meiner Hand; da trat unverſehens hinter uns der Mond aus den Wolken hervor — und ſie ſah nur ihren Schatten vor ſich hinfallen. Sie fuhr zuſammen und blickte beſtürzt mich an, dann wieder auf die Erde, mit dem Auge meinen Schatten begehrend; und was in ihr vorging, malte ſich ſo ſonderbar in ihren Mienen, daß ich in ein lautes Gelächter hätte ausbrechen mögen, wenn es mir nicht ſelbſt eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Ich ließ ſie aus meinem Arm in eine Ohnmacht ſinken, ſchoß wie ein Pfeil durch die entſetzten Gäſte, erreichte die Thüre, warf mich in den erſten Wagen, den ich da haltend fand, und fuhr nach der Stadt zurück, wo ich diesmal zu meinem Unheil den vorſichtigen Bendel gelaſſen hatte. Er erſchrak, als er mich ſah,

ein Wort entdeckte ihm Alles. Es wurden auf der Stelle Poſtpferde geholt. Ich nahm nur einen meiner Leute mit mir, einen abgefeimten Spitzbuben, Namens Rascal, der ſich mir durch ſeine Gewandtheit nothwendig zu machen gewußt, und der nichts vom heutigen Vorfall ahnen konnte. Ich legte in derſelben Nacht noch dreißig Meilen zurück. Bendel blieb hinter mir, mein Haus aufzulöſen, Gold zu ſpenden und mir das Nöthigſte nachzubringen. Als er mich am andern Tage einholte, warf ich mich in ſeine Arme und ſchwur ihm, nicht etwa keine Thorheit mehr zu begehen, ſondern nur künftig vorſichtiger zu ſein. Wir ſetzten unſere Reiſe ununterbrochen fort, über die Grenze und das Gebirge, und erſt am andern Abhang durch das hohe Bollwerk von jenem Unglücksboden getrennt, ließ ich mich bewegen, in einem nahe gelegenen Badeorte von den überſtandenen Mühſeligkeiten auszuraſten.

Ich hatte Bendel mit einigen Goldſäcken vorausgeſchickt um mir im Städtchen eine Wohnung nach meinen Bedürfniſſen einzurichten. Er hatte dort viel Geld ausgeſtreut, und ſich über den vornehmen Fremden, dem er diente, etwas unbeſtimmt ausgedrückt, denn ich wollte nicht genannt ſein; das brachte die guten Leute auf ſonderbare Gedanken. Sobald mein

Haus zu meinem Empfange bereit war, kam Bendel wieder zu mir und holte mich dahin ab. Wir machten uns auf die Reise.

Ungefähr eine Stunde vom Orte, auf einem sonnigen Plan, ward uns der Weg durch eine festlich geschmückte Menge versperrt. Der Wagen hielt. Musik, Glockengeläute, Kanonenschüsse wurden gehört, ein lautes Vivat durchdrang die Luft, — vor dem Schlage des Wagens erschien in weißen Kleidern ein Chor Jungfrauen von ausnehmender Schönheit, die aber vor der Einen wie die Sterne der Nacht vor der Sonne verschwanden. Sie trat aus der Mitte der Schwestern hervor; die hohe zarte Bildung kniete verschämt errötheud vor mir nieder und hielt mir auf seidenem Kissen einen aus Lorbeer, Oelzweigen und Rosen geflochtenen Kranz entgegen, indem sie von Majestät, Ehrfurcht und Liebe einige Worte sprach, die ich nicht verstand, aber deren zauberischer Silberklang mein Ohr und Herz berauschten, — es war mir, als wäre schon einmal die himmlische Erscheinung an mir vorüber gewallt. Der Chor fiel ein und sang das Lob eines guten Königs und das Glück seines Volkes.

Und dieser Auftritt, man denke, mitten in der Sonne, — sie kniete noch immer zwei Schritte vor mir, und ich, ohne Schatten, konnte die Kluft nicht überspringen, nicht wieder vor dem Engel auf die Knie

fallen. O, was hätt' ich nicht da für einen Schatten gegeben. Ich mußte meine Scham, meine Angſt, meine Verzweiflung tief in den Grund meines Wagens verbergen. Bendel beſann ſich endlich für mich, er ſprang von der andern Seite aus dem Wagen heraus; ich rief ihn noch zurück und reichte ihm aus meinem Käſtchen, das mir eben zur Hand lag, eine reiche diamantene Krone, die die ſchöne Fanny hatte zieren ſollen. Er trat vor und ſprach im Namen ſeines Herrn, welcher ſolche Ehrenbezeugungen nicht annehmen könne und wolle; es müſſe hier ein Irrthum vorwalten, jedoch ſeien die guten Einwohner der Stadt für ihren guten Willen bedankt. Er nahm indeß den dargehaltenen Kranz von ſeinem Ort, und legte den brillantenen Reif an deſſen Stelle; dann reichte er ehrerbietig der ſchönen Jungfrau die Hand zum Aufſtehen, entfernte mit einem Wink Geiſtlichkeit, Magiſtratus und alle Deputationen. Niemand ward weiter vorgelaſſen. Er hieß den Haufen ſich theilen und den Pferden Raum geben, ſchwang ſich wieder in den Wagen, und fort ging's weiter in geſtrecktem Galopp unter einer aus Laubwerk und Blumen erbauten Pforte hinweg, dem Städtchen zu. — Die Kanonen wurden immer friſchweg abgefeuert. — Der Wagen hielt vor meinem Hauſe; ich ſprang behend' in die Thüre, die Menge theilend, die die Begierde, mich zu ſehen,

herbeigerufen hatte. Der Pöbel ſchrie Vivat unter meinem Fenſter, und ich ließ doppelte Dukaten daraus regnen; am Abend ward die Stadt freiwillig erleuchtet.

Und ich wußte immer noch nicht, was das Alles bedeuten ſollte, und für wen ich angeſehen wurde. Ich ſchickte Rascal auf Kundſchaft aus. Er ließ ſich dann erzählen, weßmaßen man bereits ſichere Nachrichten gehabt, der gute König von Preußen reiſe unter dem Namen eines Grafen durch das Land; wie mein Adjutant erkannt worden wäre, und wie er ſich und mich verrathen habe; wie groß endlich die Freude geweſen, da man die Gewißheit gehabt, mich im Orte ſelbſt zu beſitzen. Nun ſah man freilich ein, da ich offenbar das ſtrengſte Incognito beobachten wollen, wie ſehr man Unrecht gehabt, den Schleier ſo zudringlich zu lüften. Ich hätte aber ſo huldreich, ſo gnadenvoll gezürnt, — ich würde gewiß dem guten Herzen verzeihen müſſen.

Meinem Schlingel kam die Sache ſo ſpaßhaft vor, daß er mit ſtrafenden Reden ſein Möglichſtes that, die guten Leute einſtweilen in ihrem Glauben zu beſtärken. Er ſtattete mir einen ſehr komiſchen Bericht ab, und da er mich dadurch erheitert ſah, gab er mir ſelbſt ſeine verübte Bosheit zum Beſten. — Muß ich's bekennen? es ſchmeichelte mir doch, ſei es auch nur ſo, für das verehrte Haupt angeſehen worden zu ſein.

Ich hieß zu dem morgenden Abend unter den Bäumen, die den Raum vor meinem Hause beschatteten, ein Fest bereiten und die ganze Stadt dazu einladen. Der geheimnißreichen Kraft meines Seckels, Bendel's Bemühungen und der behenden Erfindsamkeit Rascal's gelang es selbst die Zeit zu besiegen. Es ist wirklich erstaunlich, wie reich und schön sich Alles in den wenigen Stunden anordnete. Die Pracht und der Ueberfluß, die da sich erzeugten; auch die sinnreiche Erleuchtung war so weise vertheilt, daß ich mich ganz sicher fühlte. Es blieb mir nichts zu erinnern; ich mußte meine Diener loben.

Es dunkelte der Abend. Die Gäste erschienen und wurden mir vorgestellt. Es ward die Majestät nicht mehr berührt; aber ich hieß in tiefer Ehrfurcht und Demuth: Herr Graf. Was sollt' ich thun? Ich ließ mir den Grafen gefallen, und blieb von Stund' an der Graf Peter. Mitten im festlichen Gewühle begehrte meine Seele nur nach der Einen. Spät erschien sie; sie, die die Krone war und trug. Sie folgte sittsam ihren Eltern, und schien nicht zu wissen, daß sie die Schönste sei. Es wurden mir der Herr Forstmeister, seine Frau und seine Tochter vorgestellt. Ich wußte den Alten viel Angenehmes und Verbindliches zu sagen; vor der Tochter stand ich wie ein ausgescholtener Knabe da, und vermochte kein Wort hervor zu lallen.

Ich bat ſie endlich ſtammelnd, dies Feſt zu würdigen, das Amt, deren Zeichen ſie ſchmückte, darin zu verwalten. Sie bat verſchämt mit einem rührenden Blick um Schonung; aber verſchämter vor ihr, als ſie ſelbſt, bracht' ich ihr als erſter Unterthan meine Huldigung in ſteifer Ehrfurcht, und der Wink des Grafen ward allen Gäſten ein Gebot, dem nachzuleben ſich Jeder freudig beeiferte. Majeſtät, Unſchuld und Grazie beherrſchten, mit der Schönheit im Bund, ein frohes Feſt. Die glücklichen Eltern Mina's glaubten ihnen nur zu Ehren ihr Kind erhöht, ich ſelbſt war in einem unbeſchreiblichen Rauſch. Ich ließ Alles, was ich noch von den Juwelen hatte, die ich damals, um beſchwerliches Gold los zu werden, gekauft, alle Perlen, alles Edelgeſtein in zwei verdeckte Schüſſeln legen, und bei Tiſche, unter dem Namen der Königin, ihren Geſpielinnen und allen Damen herumreichen; Gold ward indeſſen ununterbrochen über die gezogenen Schranken unter das jubelnde Volk geworfen.

Bendel eröffnete mir am andern Morgen im Vertrauen, der Verdacht, den er längſt gegen Rascal's Redlichkeit gehegt, ſei nunmehr zur Gewißheit worden. Er habe geſtern ganze Säcke Goldes unterſchlagen. „Laſſet uns," erwiederte ich, „dem armen Schelmen die kleine Beute gönnen, ich ſpende gern Allen, warum nicht auch ihm? Geſtern hat er mir, haben mir alle

neuen Leute, die du mir gegeben, redlich gedient, sie haben mir froh ein frohes Fest begehen helfen.“ —

Es war nicht weiter die Rede davon. Rascal blieb der erste meiner Dienerschaft, Bendel war aber mein Freund und Vertrauter. Dieser war gewohnt worden, meinen Reichthum als unerschöpflich zu denken, und er spähte nicht nach dessen Quellen. Er half mir vielmehr, in meinen Sinn eingehend, Gelegenheiten ersinnen, ihn darzuthun und Gold zu vergeuden. Von jenem Unbekannten, dem blassen Schleicher, wußte er nur so viel: Ich dürfe allein durch ihn von dem Fluche erlöst werden, der auf mir lastete, und fürchte ihn, auf dem meine einzige Hoffnung ruhte. Uebrigens sei ich davon überzeugt, er könne mich überall auffinden, ich ihn nirgends, darum ich, den versprochenen Tag erwartend, jede vergebliche Nachsuchung eingestellt.

Die Pracht meines Festes und mein Benehmen dabei erhielten Anfangs die starkgläubigen Einwohner der Stadt bei ihrer vorgefaßten Meinung. Es ergab sich freilich sehr bald aus den Zeitungen, daß die ganze fabelhafte Reise des Königs von Preußen ein bloßes ungegründetes Gerücht gewesen. Ein König war ich nun einmal, und mußte schlechterdings ein König bleiben, und zwar einer der reichsten und königlichsten, die es immer geben mag. Nur wußte man nicht recht,

welcher. Die Welt hat nie Grund gehabt, über Mangel an Monarchen zu klagen, am wenigſten in unſern Tagen; die guten Leute, die noch keinen mit Augen geſehen, riethen mit gleichem Glück bald auf dieſen, bald auf jenen — Graf Peter blieb immer, der er war.

Es war noch früh, als mich Stimmen weckten, die ſich in meinem Vorzimmer in heftigem Wortwechſel erhoben. Ich horchte auf. — Bendel verbot meine Thüre; Rascal ſchwur hoch und theuer, keine Befehle von ſeines Gleichen anzunehmen, und beſtand darauf, in meine Zimmer einzudringen. Der gütige Bendel verwies ihm, daß ſolche Worte, falls ſie zu meinen Ohren kämen, ihn um einen vortheilhaften Dienſt bringen würden. Rascal drohte, Hand an ihn zu legen, wenn er ihm den Eingang noch länger vertreten wollte. —

Ich hatte mich halb angezogen, ich riß zornig die Thür' auf und fuhr auf Rascal zu — „Was willſt Du Schurke — — — —," er trat zwei Schritte zurück und antwortete ganz kalt: „Sie unterthänigſt bitten, Herr Graf, mir doch einmal Ihren Schatten ſehen zu laſſen, — die Sonne ſcheint eben ſo ſchön auf dem Hofe. —"

Ich war wie vom Donner gerührt. Es dauerte

lange, bis ich die Sprache wieder fand. — „Wie kann ein Knecht gegen seinen Herrn — —?“ Er fiel mir ganz ruhig in die Rede: „Ein Knecht kann ein sehr ehrlicher Mann sein und einem Schattenlosen nicht dienen wollen; ich fordere meine Entlassung.“ Ich mußte andere Saiten aufziehen. „Aber Rascal, lieber Rascal, wer hat Dich auf die unglückliche Idee gebracht, wie kannst Du denken — — — —?“ Er fuhr im selben Tone fort: „Es wollen Leute behaupten, Sie hätten keinen Schatten — und kurz, Sie zeigen mir Ihren Schatten, oder geben mir meine Entlassung.“

Bendel, bleich und zitternd, aber besonnener als ich, machte mir ein Zeichen; ich nahm zu dem Alles beschwichtigenden Golde meine Zuflucht, — auch das hatte seine Macht verloren, — er warf's mir vor die Füße; „von einem Schattenlosen nehme ich nichts an.“ Er kehrte mir den Rücken und ging, den Hut auf dem Kopfe, ein Liedchen pfeifend, langsam aus dem Zimmer. Ich stand mit Bendel da wie versteint, gedanken- und regungslos nachsehend.

Schwer aufseufzend und den Tod im Herzen, schickt' ich mich endlich an, mein Wort zu lösen und, wie ein Verbrecher vor seinen Richtern, in dem Förstergarten zu erscheinen. Ich stieg in der dunkeln Laube ab, welche nach mir benannt war, und wo sie mich auch

diesmal erwarten mußten. Die Mutter kam mir sorgenfrei und freudig entgegen. Mina saß da, bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt, und gleich in bitteres Wasser zerfließen wird. Der Forstmeister, ein geschriebenes Blatt in der Hand, ging heftig auf und ab, und schien Vieles in sich zu unterdrücken, was, mit fliegender Röthe und Bläße wechselnd, sich auf seinem sonst unbeweglichen Gesichte malte. Er kam auf mich zu, als ich hereintrat, und verlangte mit oft unterbrochenen Worten, mich allein zu sprechen. Der Gang, auf den er mich, ihm zu folgen, einlud, führte nach einem freien, besonnten Theile des Gartens — ich ließ mich stumm auf einen Sitz nieder, und es erfolgte ein langes Schweigen, das selbst die gute Mutter nicht zu unterbrechen wagte.

Der Forstmeister stürmte immer noch ungleichen Schrittes die Laube auf und ab, er stand mit einem Mal vor mir still, blickte in's Papier, das er hielt, und fragte mich mit prüfendem Blick: Söllte Ihnen, Herr Graf, ein gewisser Peter Schlemihl wirklich nicht unbekannt sein?" Ich schwieg — „ein Mann von vorzüglichem Charakter und besonderen Gaben." Er erwartete eine Antwort. — „Und wenn ich selbst der Mann wäre?" „dem," fügte er heftig hinzu, „sein Schatten abhanden gekommen ist!" „O meine Ahnung,

meine Ahnung!“ rief Mina aus, „ja, ich weiß es längſt, er hat keinen Schatten!“ und ſie warf ſich in die Arme der Mutter, welche erſchreckt, ſie krampfhaft an ſich ſchließend, ihr Vorwürfe machte, daß ſie zum Unheil ſolch ein Geheimniß in ſich verſchloſſen. Sie aber war, wie Arethuſa, in einen Thränenquell gewandelt, der beim Klang meiner Stimme häufiger floß, und bei meinem Nahen ſtürmiſch aufbrauſte.

„Und Sie haben,“ hub der Forſtmeiſter grimmig wieder an, „und Sie haben mit unerhörter Frechheit dieſe und mich zu betrügen keinen Anſtand genommen; und Sie gaben vor, ſie zu lieben, die Sie ſo weit heruntergebracht haben, ſehen Sie, wie ſie da weint und ringt. O ſchrecklich! ſchrecklich!“ —

Ich hatte dergeſtalt alle Beſinnung verloren, daß ich, wie irre redend, anfing: Es wäre doch am Ende ein Schatten, nichts als ein Schatten; man könne auch ohne das fertig werden, und es wäre nicht der Mühe werth, ſolchen Lärm davon zu erheben. Aber ich fühlte ſo ſehr den Ungrund von dem, was ich ſprach, daß ich von ſelbſt aufhörte, ohne daß er mich einer Antwort gewürdigt. Ich fügte noch hinzu: was man einmal verloren, könne man ein andermal wieder finden.

Er fuhr mich zornig an. — „Geſtehen Sie mir's, mein Herr, geſtehen Sie mir's, wie ſind Sie um ihren Schatten gekommen?“ Ich mußte wieder lügen: „Es

trat mir dereinſt ein ungeſchlachter Mann ſo flämiſch in meinen Schatten, daß er ein großes Loch darein riß — ich habe ihn nur zum Ausbeſſern gegeben, denn Gold vermag viel; ich habe ihn ſchon geſtern wieder bekommen ſollen.“ —

„Wohl, mein Herr, ganz wohl!“ erwiederte der Forſtmeiſter, „Sie werben um meine Tochter, das thun auch Andere; ich habe als ein Vater für ſie zu ſorgen, ich gebe Ihnen drei Tage Friſt, binnen welcher Sie ſich nach einem Schatten umthun mögen; erſcheinen Sie binnen drei Tagen vor mir mit einem wohlangepaßten Schatten, ſo ſollen Sie mir willkommen ſein; am vierten Tage aber — das ſag' ich Ihnen, — iſt meine Tochter die Frau eines Andern.“ — Ich wollte noch verſuchen, ein Wort an Mina zu richten, aber ſie ſchloß ſich, heftiger ſchluchzend, feſter an ihre Mutter, und dieſe winkte mir ſtillſchweigend, mich zu entfernen. Ich ſchwankte hinweg, und mir war's, als ſchlöße ſich hinter mir die Welt zu.

Der liebevollen Aufſicht Bendel's entſprungen, durchſchweifte ich in irrem Lauf Wälder und Fluren. Angſtſchweiß troſ von meiner Stirne, ein dumpfes Stöhnen entrang ſich meiner Bruſt, in mir tobte Wahnſinn. —

Ich weiß nicht, wie lange es ſo gedauert haben mochte, als ich mich auf einer ſonnigen Haide beim

Aermel anhalten fühlte. — Ich ſtand ſtill und ſah mich um — — es war der Mann im grauen Rock, der ſich nach mir außer Athem gelaufen zu haben ſchien. Er nahm ſogleich das Wort:

„Ich hatte mich auf den heutigen Tag angemeldet, Sie haben die Zeit nicht erwarten können. Es ſteht aber Alles noch gut, Sie nehmen Rath an, tauſchen Ihren Schatten wieder ein, der Ihnen zu Gebote ſteht, und kehren ſogleich wieder um. Sie ſollen in dem Förſtergarten willkommen ſein, und Alles iſt nur ein Scherz geweſen; den Rascal, der Sie verrathen hat und um Ihre Braut wirbt, nehm' ich auf mich, der Kerl iſt reif."

Ich ſtand noch wie im Schlafe da. — „Auf den heutigen Tag angemeldet —?" ich überdachte noch einmal die Zeit — er hatte Recht, ich hatte mich ſtets um einen Tag verrechnet. Ich ſuchte mit der rechten Hand nach dem Seckel auf meiner Bruſt, — er errieth meine Meinung, und trat zwei Schritte zurück.

„Nein, Herr Graf, der iſt in zu guten Händen, den behalten Sie." — Ich ſah ihn mit ſtieren Augen verwundernd fragend an, er fuhr fort: „Ich erbitte mir blos eine Kleinigkeit zum Andenken: Sie ſind nur ſo gut und unterſchreiben mir den Zettel da." — Auf dem Pergament ſtanden die Worte:

„Kraft dieſer meiner Unterſchrift vermache ich dem Inhaber dieſes meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leibe.“

Ich ſah mit ſtummem Staunen die Schrift und den grauen Unbekannten abwechſelnd an. — Er hatte unterdeſſen mit einer neu geſchnittenen Feder einen Tropfen Bluts aufgefangen, der mir aus einem friſchen Dornenriß auf die Hand floß, und hielt ſie mir hin. —

„Wer ſind Sie denn?“ frug ich ihn endlich: „was thut's,“ gab er mir zur Antwort, „und ſieht man es mir nicht an? ein armer Teufel, gleichſam ſo eine Art von Gelehrten und Phyſikus, der von ſeinen Freunden für vortreffliche Künſte ſchlechten Dank erntet, und für ſich ſelbſt auf Erden keinen andern Spaß hat, als ſein Bischen experimentiren; aber unterſchreiben Sie doch. Rechts, da unten. Peter Schlemihl.“ —

Ich ſchüttelte mit dem Kopf, und ſagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, das unterſchreibe ich nicht.“ „Nicht!“ wiederholte er verwundert, „und warum nicht?“ —

„Es ſcheint mir doch gewiſſermaſſen bedenklich, meine Seele an meinen Schatten zu ſetzen. — —“ „So, ſo!“ wiederholte er, „bedenklich,“ und er brach in ein lautes Gelächter gegen mich aus. „Und, wenn ich fragen darf, was iſt denn das für ein Ding, Ihre Seele? haben Sie es je geſehen, und was denken Sie damit anzufangen, wenn Sie einſt todt ſind. Seien

Sie doch froh, einen Liebhaber zu finden, der Ihnen bei Lebenszeit noch den Nachlaß dieſes X, dieſer galvaniſchen Kraft oder polariſirenden Wirkſamkeit, und was alles das närriſche Ding ſein ſoll, mit etwas Wirklichem bezahlen will, nämlich mit Ihrem leibhaftigen Schatten, durch den Sie zu der Hand Ihrer Geliebten und zu der Erfüllung aller Ihrer Wünſche gelangen können. Wollen Sie lieber ſelbſt das arme junge Blut dem niederträchtigen Schurken, dem Rascal zuſtoßen und ausliefern? — — Nein, das müſſen Sie doch mit eigenen Augen anſehen; kommen Sie, ich leihe Ihnen die Tarnkappe hier," (er zog Etwas aus der Taſche,) „und wir wallfahrten ungeſehen nach dem Förſtergarten." —

Ich muß geſtehen, daß ich mich überaus ſchämte, von dieſem Manne ausgelacht zu werden. Er war mir von Herzensgrunde verhaßt, und ich glaube, daß mich dieſer perſönliche Widerwille mehr als Grundſätze oder Vorurtheile abhielt, meinen Schatten, ſo nothwendig er mir auch war, mit der begehrten Unterſchrift zu erkaufen. Auch war mir der Gedanke unerträglich, den Gang, den er mir antrug, in ſeiner Geſellſchaft zu unternehmen. Dieſen häßlichen Schleicher, dieſen hohnlächelnden Kobold zwiſchen mich und meine Geliebte, zwei blutig zerriſſene Herzen, ſpöttiſch hintreten zu ſehen, empörte mein innigſtes Gefühl. Ich nahm,

was geschehen war, als verhängt an, mein Elend als unabwendbar, und mich zu dem Manne kehrend, sagte ich ihm: „Mein Herr, ich habe Ihnen meinen Schatten für diesen an sich sehr vorzüglichen Seckel verkauft, und es hat mich genug gereut. Kann der Handel zurückgehen, in Gottes Namen!“ — Er schüttelte mit dem Kopfe und zog ein sehr finsteres Gesicht. Ich fuhr fort: — „So will ich Ihnen auch weiter nichts von meiner Habe verkaufen, sei es auch um den angebotenen Preis meines Schattens, und unterschreibe also nichts. Daraus läßt sich auch abnehmen, daß die Verkappung, zu der Sie mich einladen, ungleich belustigender für Sie als für mich ausfallen müßte; halten Sie mich also für entschuldigt, und da es einmal nicht anders ist, laßt uns scheiden!“ —

„Es ist mir leid, Monsieur Schlemihl, daß Sie eigensinnig das Geschäft von der Hand weisen, das ich Ihnen freundschaftlich anbot. Indessen, vielleicht bin ich ein andermal glücklicher. Auf baldiges Wiedersehen! A propos, erlauben Sie mir noch, Ihnen zu zeigen, daß ich die Sachen, die ich kaufe, keineswegs verschimmeln lasse, sondern in Ehren halte, und daß sie bei mir gut aufgehoben sind.“ —

Er zog sogleich meinen Schatten aus seiner Tasche, und ihn mit einem geschickten Wurf auf der Haide entfaltend, breitete er ihn auf der Sonnenseite zu sei-

nen Füßen aus, so daß er zwischen den beiden ihm aufwartenden Schatten, dem meinen und dem seinen, daher ging, denn meiner mußte ihm gleichfalls gehorchen und nach allen seinen Bewegungen sich richten und bequemen.

Als ich nach so langer Zeit einmal meinen armen Schatten wieder sah und ihn zu solchem schnöden Dienst herabgewürdigt fand, eben als ich um seinetwillen in so namenloser Noth war, da brach mir das Herz und ich fing bitterlich zu weinen an. Der Verhaßte stolzirte mit dem mir abgejagten Raub und erneuerte unverschämt seinen Antrag:

„Noch ist er für Sie zu haben, ein Federzug und sie retten damit die arme unglückliche Mina aus des Schuftes Klauen in des hochgeehrten Herrn Grafen Arme — wie gesagt, nur ein Federzug.“ Meine Thränen brachen mit erneuter Kraft hervor, aber ich wandte mich weg und winkte ihm, sich zu entfernen.

Bendel, der voller Sorgen meine Spuren bis hieher verfolgt hatte, traf in diesem Augenblick ein. Als mich die treue fromme Seele weinend fand, und meinen Schatten, denn er war nicht zu verkennen, in der Gewalt des wunderlichen grauen Unbekannten sah, beschloß er gleich, sei es auch mit Gewalt, mich in den Besitz meines Eigenthums wieder herzustellen, und da er selbst mit dem zarten Dinge nicht umzugehen ver-

ſtand, griff er gleich den Mann mit Worten an, und ohne vieles Fragen gebot er ihm ſtracks, mir das Meine unverzüglich verabfolgen zu laſſen. Dieſer, ſtatt aller Antwort, kehrte dem unſchuldigen Burſchen den Rücken und ging. Bendel aber erhob den Kreuzdornknüttel, den er trug, und, ihm auf den Ferſen folgend, ließ er ihn ſchonungslos unter wiederholtem Befehl, den Schatten herzugeben, die volle Kraft ſeines nervigten Armes fühlen. Jener, als ſei er ſolcher Behandlung gewohnt, bückte den Kopf, wölbte die Schultern und zog ſtillſchweigend ruhigen Schrittes ſeinen Weg über die Haide weiter, mir meinen Schatten zugleich mit meinem treuen Diener entführend. Ich hörte lange noch den dumpfen Schall durch die Einöde dröhnen, bis er ſich endlich in der Entfernung verlor. Einſam war ich wie vorher mit meinem Unglück.

Als ich in ſpäter Nacht nach Hauſe zurückkehrte, fand ich Bendel in Thränen, weil ihm der graue Mann entwiſcht war. „Ich reite dieſe Nacht noch fort," ſprach ich; „ſattle mir mein Pferd. Ich reite allein; du bleibſt, ich will's." Mit gebrochenem Herzen mußte der Redliche dieſem letzten Befehle ſeines Herrn, worüber er in der Seele erſchrak, gehorchen; ich war ſeinen Bitten, ſeinen Vorſtellungen taub, blind ſeinen Thränen; er führte mir das Pferd vor. Ich drückte noch einmal den Weinenden an meine Bruſt, ſchwang

mich in den Sattel und entfernte mich unter dem Mantel der Nacht von dem Grabe meines Lebens, unbekümmert, welchen Weg mein Pferd mich führen werde, denn ich hatte weiter auf Erden kein Ziel, keinen Wunsch, keine Hoffnung.

Es gesellte sich bald ein Fußgänger zu mir, welcher mich bat, nachdem er eine Weile neben meinem Pferde geschritten war, da wir doch denselben Weg hielten, einen Mantel, den er trug, hinten auf mein Pferd legen zu dürfen, ich ließ es stillschweigend geschehen. Er dankte mir mit leichtem Anstand für den leichten Dienst, lobte mein Pferd, nahm daraus Gelegenheit, das Glück und die Macht der Reichen hoch zu preisen, und ließ sich, ich weiß nicht wie, in eine Art von Selbstgespräch ein, bei dem er mich bloß zum Zuhörer hatte. Er entfaltete seine Ansichten von dem Leben und der Welt, und kam sehr bald auf die Metaphysik, an die die Forderung erging das Wort aufzufinden, das aller Räthsel Lösung sei. Nun schien mir dieser Redekünstler mit großem Talent ein fest gefügtes Gebäude aufzuführen, das in sich selbst begründet sich empor trug, und wie durch eine innere Nothwendigkeit bestand. Nur vermißt' ich ganz in ihm, was ich eben darin hätte suchen wollen, und so ward es mir zu

einem bloßen Kunstwerk, deſſen zierliche Geſchloſſenheit und Vollendung dem Auge allein zur Ergötzung diente; aber ich hörte dem wohlberedten Manne gerne zu, der meine Aufmerkſamkeit von meinen Leiden auf ſich ſelbſt abgelenkt, und ich hätte mich ihm willig ergeben, wenn er meine Seele wie meinen Verſtand in Anſpruch genommen hätte.

Mittlerweile war die Zeit hingegangen, und unbemerkt hatte ſchon die Morgendämmerung den Himmel erhellt; ich erſchrak, als ich mit einmal aufblickte und im Oſten die Pracht der Farben ſich entfalten ſah, die die nahe Sonne verkünden, und gegen ſie war in dieſer Stunde, wo die Schlagſchatten mit ihrer ganzen Ausdehnung prunken, kein Schutz, kein Bollwerk in der offenen Gegend zu erſehen! und ich war nicht allein; ich warf einen Blick auf meinen Begleiter und erſchrak wieder. — Es war kein Anderer als der Mann im grauen Rock.

Er lächelte über meine Beſtürzung und fuhr fort, ohne mich zum Wort kommen zu laſſen: „Laßt uns doch, wie es einmal in der Welt Sitte iſt, unſern wechſelſeitigen Vortheil uns auf eine Weile verbinden; zu ſcheiden haben wir immer noch Zeit. Die Straße hier längs dem Gebirge, ob Sie gleich noch nicht daran gedacht haben, iſt doch die einzige, die Sie vernünftiger Weiſe einſchlagen können; hinab in das

Thal dürfen Sie nicht, und über das Gebirge werden Sie noch weniger zurückkehren wollen, von wo Sie hergekommen ſind — dieſe iſt auch gerade meine Straße. — Ich ſehe Sie ſchon vor der aufgehenden Sonne erblaſſen. Ich will Ihnen Ihren Schatten auf die Zeit unſerer Geſellſchaft leihen, und Sie dulden mich dafür in Ihrer Nähe; Sie haben ſo Ihren Bendel nicht mehr bei ſich; ich will Ihnen gute Dienſte leiſten. Sie lieben mich nicht, das iſt mir leid. Sie können mich darum doch benutzen. Der Teufel iſt nicht ſo ſchwarz, als man ihn malt. Geſtern haben Sie mich geärgert, das iſt wahr, heute will ich's Ihnen nicht nachtragen, und ich habe Ihnen ſchon den Weg bis hieher verkürzt, das müſſen Sie ſelbſt geſtehen — nehmen Sie doch nur einmal Ihren Schatten auf Probe wieder an."

Die Sonne war aufgegangen, auf der Straße kamen uns Menſchen entgegen; ich nahm, obgleich mit innerlichem Widerwillen, den Antrag an. Er ließ lächelnd meinen Schatten zur Erde gleiten, der alsbald ſeine Stelle auf des Pferdes Schatten einnahm und luſtig neben mir hertrabte. Mir war ſehr ſeltſam zu Muthe. Ich ritt an einem Trupp Landleute vorbei, die vor einem wohlhabenden Mann ehrerbietig mit entblößtem Haupte Platz machten. Ich ritt weiter und blickte gierigen Auges und klopfenden Herzens ſeitwärts vom Pferde herab auf dieſen ſonſt meinen

Schatten, den ich jetzt von einem Fremden, ja von einem Feinde, erborgt hatte.

Dieser ging unbekümmert neben her und pfiff eben ein Liedchen. Er zu Fuß, ich zu Pferde, ein Schwindel ergriff mich, die Versuchung war zu groß; ich wandte plötzlich die Zügel, drückte beide Sporen an, und so in voller Karriere einen Seitenweg eingeschlagen, aber ich entführte den Schatten nicht, der bei der Wendung vom Pferde glitt und seinen gesetzmäßigen Eigenthümer auf der Landstraße erwartete. Ich mußte beschämt umlenken; der Mann im grauen Rocke, als er ungestört sein Liedchen zu Ende gebracht, lachte mich aus, setzte mir den Schatten wieder zurecht und belehrte mich, er würde erst an mir festhangen und bei mir bleiben wollen, wann ich ihn wiederum als rechtmäßiges Eigenthum besitzen würde. „Ich halte Sie," fuhr er fort, „am Schatten fest, und Sie kommen mir nicht los. Ein reicher Mann, wie Sie, braucht einmal einen Schatten, das ist nicht anders; Sie sind nur darin zu tadeln, daß Sie es nicht früher eingesehen haben." —

Ich setzte meine Reise auf derselben Straße fort; es fanden sich bei mir alle Bequemlichkeiten des Lebens und selbst ihre Pracht wieder ein; ich konnte mich frei und leicht bewegen, da ich einen, obgleich nur erborgten, Schatten besaß, und ich flößte überall die Ehrfurcht ein, die der Reichthum gebietet; aber ich

hatte den Tod im Herzen. Mein wunderſamer Begleiter, der ſich ſelbſt für den unwürdigen Diener des reichſten Mannes in der Welt ausgab, war von einer außerordentlichen Dienſtfertigkeit, über die Maßen gewandt und geſchickt, der wahre Inbegriff eines Kammerdieners für einen reichen Mann; aber er wich nicht von meiner Seite, und führte unaufhörlich das Wort gegen mich, ſtets die größte Zuverſicht an den Tag legend, daß ich endlich, ſei es auch nur, um ihn los zu werden, den Handel mit dem Schatten abſchließen würde. — Er war mir eben ſo läſtig als verhaßt. Ich konnte mich ordentlich vor ihm fürchten; allein ich hatte mich von ihm abhängig gemacht. Er hielt mich, nachdem er mich in die Herrlichkeit der Welt, die ich floh, zurück geführt hatte. Ich mußte ſeine Beredſamkeit über mich ergehen laſſen und fühlte ſchier, er habe Recht. Ein Reicher muß in der Welt einen Schatten haben, und ſobald ich den Stand behaupten wollte, den er mich wieder geltend zu machen verleitet hatte, war nur ein Ausgang zu erſehen. Dieſes aber ſtand bei mir feſt, nachdem ich meine Liebe hingeopfert, nachdem mir das Leben verblaßt war, wollt' ich meine Seele nicht, ſei es um alle Schatten der Welt, dieſer Creatur verſchreiben. Ich wußte nicht, wie es enden ſollte.

Wir ſaßen einſt vor einer Höhle, welche die Fremden, die das Gebirge bereiſen, zu beſuchen pflegen.

Man hört dort das Gebrauſe unterirdiſcher Ströme aus ungemeſſener Tiefe heraufſchallen, und kein Grund ſcheint den Stein, den man hineinwirft, in ſeinem hallenden Fall aufzuhalten. Er malte mir, wie er öfters that, mit verſchwenderiſcher Einbildungskraft und im ſchimmernden Reize der glänzendſten Farben, ſorgfältig ausgeführte Bilder von dem, was ich in der Welt, Kraft meines Seckels, ausführen würde, wenn ich erſt meinen Schatten wieder in meiner Gewalt hätte. Die Ellenbogen auf die Kniee geſtützt, hielt ich mein Geſicht in meinen Händen verborgen und hörte dem Falſchen zu, das Herz zwiefach getheilt zwiſchen der Verführung und dem ſtrengen Willen in mir. Ich konnte bei ſolchem innerlichen Zwieſpalt länger nicht ausdauern und begann den entſcheidenden Kampf:

„Sie ſcheinen, mein Herr zu vergeſſen, daß ich Ihnen zwar erlaubt habe, unter gewiſſen Bedingungen in meiner Begleitung zu bleiben, daß ich mir aber meine Freiheit vorbehalten habe.“ — „Wenn Sie befehlen, ſo pack' ich ein.“ Die Drohung war ihm geläufig. Ich ſchwieg; er ſetzte ſich gleich daran, meinen Schatten wieder zuſammenzurollen. Ich erblaßte, aber ich ließ es ſtumm geſchehen. Es erfolgte ein langes Stillſchweigen. Er nahm zuerſt das Wort:

„Sie können mich nicht leiden, mein Herr, Sie

haſſen mich, ich weiß es; doch warum haſſen Sie mich? Iſt es etwa, weil Sie mich auf öffentlicher Straße angefallen und mir mein Eigenthum mit Gewalt zu rauben gemeint, oder iſt es darum, daß Sie mein Gut, den Schatten, den Sie Ihrer bloßen Ehrlichkeit anvertraut glaubten, mir diebiſcher Weiſe zu entwenden geſucht haben? Ich meinerſeits haſſe Sie darum nicht; ich finde ganz natürlich, daß Sie alle Ihre Vortheile, Liſt und Gewalt geltend zu machen ſuchen; daß Sie übrigens die allerſtrengſten Grundſätze haben und wie die Ehrlichkeit ſelbſt denken, iſt eine Liebhaberei, wogegen ich auch nichts habe. Ich denke in der That nicht ſo ſtreng als Sie; ich handle bloß, wie Sie denken. Oder hab' ich Ihnen etwa irgend wann den Daumen auf die Gurgel gedrückt, um Ihre wertheſte Seele, zu der ich einmal Luſt habe, an mich zu bringen! Hab' ich von wegen meines ausgetauſchten Seckels einen Diener auf Sie los gelaſſen, hab' ich Ihnen damit durchzugehen verſucht?" Ich hatte dagegen nichts zu erwiedern; er fuhr fort: „Schon recht, mein Herr, ſchon recht! Sie können mich nicht leiden; auch das begreife ich wohl und verarge es Ihnen weiter nicht. Wir müſſen ſcheiden, das iſt klar, und auch Sie fangen an, mir ſehr langweilig vorzukommen. Um ſich alſo meiner ferneren beſchämenden Gegenwart völlig zu entziehen, rathe ich es Ihnen noch einmal: Kaufen

Sie mir das Ding ab.“ — Ich hielt ihm den Seckel hin. „Um den Preis?“ — „Nein!“ — Ich seufzte schwer auf und nahm wieder das Wort: „Auch also. Ich dringe darauf, mein Herr, laßt uns scheiden, vertreten Sie mir länger nicht den Weg auf einer Welt, die hoffentlich geräumig genug ist für uns Beide.“ Er lächelte und erwiederte: „Ich gehe, mein Herr, zuvor aber will ich Sie unterrichten, wie Sie mir klingeln können, wenn Sie je Verlangen nach Ihrem unterthänigsten Knecht tragen sollten: Sie brauchen nur Ihren Seckel zu schütteln, daß die ewigen Goldstücke darinnen rasseln, der Ton zieht mich augenblicklich an. Ein Jeder denkt auf seinen Vortheil in dieser Welt; Sie sehen, daß ich auf Ihren zugleich bedacht bin, denn ich eröffne Ihnen offenbar eine neue Kraft. — O dieser Seckel! — Und hätten gleich die Motten Ihren Schatten schon aufgefressen, der würde noch ein starkes Band zwischen uns sein. Genug, Sie haben mich an meinem Gold, befehlen Sie auch in der Ferne über Ihren Knecht; Sie wissen, daß ich mich meinen Freunden dienstfertig genug erweisen kann, und daß die Reichen besonders gut mit mir stehen; Sie haben es selbst gesehen, — nur Ihren Schatten, mein Herr — das lassen Sie Sich gesagt sein — nie wieder, als unter einer einzigen Bedingung.“

Gestalten der alten Zeit traten vor meine Seele.

Ich frug ihn schnell: „Hatten Sie eine Unterschrift vom Herrn John?“ — Er lächelte. — „Mit einem so guten Freunde hab' ich es keineswegs nöthig gehabt.“ — „Wo ist er? bei Gott, ich will es wissen!“ Er steckte zögernd die Hand in die Tasche, und daraus bei den Haaren hervorgezogen erschien Thomas John's bleiche entstellte Gestalt, und die blauen Leichenlippen bewegten sich zu schweren Worten: „Justo judicio Dei judicatus sum; justo judicio Dei condemnatus sum.“ Ich entsetzte mich, und schnell den klingenden Seckel in den Abgrund werfend, sprach ich zu ihm die letzten Worte: „So beschwör' ich Dich im Namen Gottes, Entsetzlicher! hebe Dich von dannen und lasse Dich nie wieder vor meinen Augen blicken!“ Er erhob sich finster und verschwand sogleich hinter den Felsenmassen, die den wild bewachsenen Ort begränzten.

Die wilde Spanierin.

(Aus: Dichter und ihre Gesellen.)

Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Fern von dem Weltgetümmel, mitten zwischen den Waldbergen, lag in stiller Abgeschiedenheit ein altes Schloß mit wunderlichen, kleinen Fenstern, halbverfallenen Söllern und Thürmchen, Alles ganz verwildert und grün überwachsen. Zwischen den Tannenwipfeln qualmten die weißen Schornsteine des freundlichen Dorfes lustig herauf; sie schienen das Schloß schon lange einzuräuchern, denn es sah ganz braun aus, und zahllose Sperlinge lärmten und nisteten in dem Helm des steinernen Wappenschildes über dem Thore. Aus den alten Wallgräben war früher ein Garten, und aus dem Garten mit der Zeit eine grüne

Wildniß von Stachelbeeren und Haſelnußſträuchern geworden, in der jetzt einige Ziegen ruhig weideten.

Dort ſaßen an einem ſchwülen Nachmittage mehrere Jagdhunde unter einer Weinlaube und unter ihnen der Gutsherr, Baron Eberſtein, mit dem jungen Prediger des Orts ſchwatzend, der zum Beſuch heraufgekommen war, um dem Baron ſeine neuen Meerſchaumköpfe anrauchen zu helfen. Sie freuten ſich Beide des allmählig aufſteigenden Gewitters, denn die ſchillernden Thäler unten lechzten nach Regen, es rührte ſich kein Lüftchen in der ganzen Gegend; nur die Bienen ſummten um die hohen Sonnenblumen vor dem Schloſſe. Seitwärts aber ſah man bald einen rothen Schuh, bald ein zierliches Füßchen aus dem Laube eines Kirſchbaums ſchimmern, zwiſchen dem manchmal ein Paar ſchöne, dunkle Augen herausfunkelten. Es war Fräulein Gertrud, des Barons Tochter, die im Wipfel Kirſchen naſchte; eigentlich aber hatte ſie's auf des Predigers neue, geſchniegelte Weſte abgeſehen.

Der Prediger aber merkte Nichts davon, ſo vertieft war er in den Discurs. Ja, ſagte er, dieſe Gewitterſchwüle iſt ein bedeutungsvolles Bild der Gegenwart, Alles liegt in banger Erwartung, daß man faſt den leiſen Schritt der Zeit hört, Gedankenblitze ſpielen auf dem dunkeln Grunde. — Ah bah! erwie-

derte der Baron, ſich eine neue Pfeife ſtopfend. Gewitter iſt Gewitter und dummes Zeug iſt dummes Zeug! — Der Prediger, ein wenig piquirt, rückte ſich vornehm zurecht und ſprach von der unaufhaltſamen Intelligenz, von der Müdigkeit der Zeit und der unſichtbaren Gewalt unverjährbarer Wahrheit. Da wurde der Baron ganz hitzig. Was iſt wahr? was iſt wahr? rief er dicht heranrückend aus. Dem Prediger, erſchrocken und verblüfft wie er war, wollte gerade in dieſem kritiſchen Moment keine paſſende Antwort einfallen. — Na ſeht, fuhr der Baron fort, Ihr wißt's nicht und ich weiß es auch nicht, das weiß der liebe Gott allein. — Aber mein Jagdrevier hier das kenn' ich ganz genau, und wer mir in meine Wildbahn bricht, mündig oder unmündig, den ſchieß ich vor den Kopf wie einen tollen Hund, und damit Baſta! Und wenn Jeder ſo thäte in ſeinem Revier, ſo hätten wir bald Ruhe vor der verjährten Intelligenz und der unſichtbaren Wahrheit und alle dem Plunder. Glaubt einem altgedienten Officier, Prediger, die Zeit will nur Prügel haben, weiter iſt's Nichts!

Gäſte kommen! Gäſte kommen! rief hier auf einmal das Fräulein im Kirſchbaume. Und in der That, kein Schiffer vom Maſtkorbe blickt ſo ſcharf in die Ferne, als ein Landfräulein in der Meeresſtille ihrer einförmigen Einſamkeit, denn kaum noch ſchimmert'

es flüchtig von dem Gipfel des gegenüber liegenden Berges herüber. Das Gewitter lag ſchwer über dem Berge und verdunkelte ſchon die ganze Gegend, nur der grüne Abhang nach dem Schloſſe zu war von der Abendſonne noch hell beſchienen. Da ſah man auf einmal Federbüſche aus dem Grün nicken, einzelne Reiter flogen über den Plan, immer mehrere folgten, Jäger und Frauengeſtalten auf zierlichen Zeltern, wie wenn der Herbſtwind farbige Blätter verſtreut; der Eine der Reiter ſchien eine Guitarre im Arme zu haben; man hörte ſeine Stimme durch die ſtille Luft bis herüber ſchallen, Andere blieſen auf dem Waldhorne dazu und ſchoſſen ihre Flinten ab; ſo bewegte ſich der bunte Zug in der wunderbaren Beleuchtung heiter und eilig den Abhang hinunter — das Fräulein konnte ſich nicht ſatt ſehn daran.

Wahrhaftig, Seine Durchlaucht mit Ihrer ganzen Literatur! rief der erſtaunte Baron aus, indem er die Pfeife ſchnell weglegte. Jetzt biegen ſie in den Hohlweg; es kommt Alles hierher. He, Johann! meinen Hut, meine Uniform! Was das lateiniſche Reiter ſind! Wo bleibt der Schlingel! Das wollen Jäger ſein, die Juanna, das Blitzmädel, iſt noch der beſte Schütz unter ihnen. — Sie ſoll immer mitten ins Herz treffen, verſetzte der äſthetiſche Prediger. — Prediger! ſagte der Baron, ihn bei der Hand feſthaltend, ich bitt'

Euch um Gotteswillen, lauft mir jetzt nicht davon, ihr müßt gelehrt sprechen mit den Leuten, mir ist's immer wie Chaldäisch im Halse, unter ihnen. — Nun, nun, wir wollen schon machen, erwiederte der Prediger, zufrieden schmunzelnd.

Fräulein Trudchen aber war schon wie ein Reh über Wallgraben und Sträucher nach dem Schlosse gesprungen. Da gab's ein wahres Volksfest, die Thüren flogen krachend auf und zu, die Hunde bellten, die alten Sophas und Stühle wurden ausgeklopft, daß es rauchte, zuweilen hörte man das lustige Lachen des Fräuleins dazwischen. Zuletzt band sie nur noch schnell ihre neue Schürze um; sie wußt' es wohl, sie war hübsch genug, so wie sie war.

Nun aber begann auch schon draußen der Lärm. In hastiger Flucht brachen Gewitter und Gäste zusammen herein; der kleine Hof füllte sich plötzlich mit Glanz und Getümmel von eleganten Uniformen, Reitern und Rossen, der Regen fiel schon in einzelnen großen Tropfen; Tücher, Mäntel und Schleier flatterten im Sturme durcheinander, und bunte Jokey's flogen von den Pferden, um in der Verwirrung den Herrschaften herabzuhelfen, während die Mägde und Knechte des Barons, ihre Mützen in der Hand, ganz verwirrt in den Thüren standen. Der Fürst war der Erste, der sich aus dem Knäuel herauswickelte. Er befahl

ſeinen Leuten, mit Pferden und Hunden im Dorfe ein Unterkommen zu ſuchen, ſo gut es gehe; dann entſchuldigte er verbindlich beim Baron den plötzlichen Ueberfall, das Unwetter habe ſie überraſcht; er bat um Schutz für die Nacht; wo könne er dieſen beſſer finden, ſetzte er hinzu, als bei den alten Häuſern des Landes. — Alt und wackelig in der That, ſagte die Fürſtin leiſe zu ihrem Nachbar, das Schloß bedenklich betrachtend. — Es ſieht aus, erwiederte dieſer, wie ein altes Rolandsbild, dem der Zahn der Zeit den Kopf abgebiſſen. — Nein, wie ein ſtehengebliebener Backenzahn der Zeit ſelbſt, meinte ein langer Lord. — Der Baron aber, in dem beim Anblick von Damen jederzeit die Ritterlichkeit ſeines ehemaligen Officierlebens wieder erwachte, hatte mit ſcharfem Jägerblicke ſogleich die Fürſtin auf's Korn genommen. Er half ihr kunſtgerecht aus dem Sattel, bot ihr mit altmodiſcher Galanterie den Arm und führte ſie über den Hof, immerfort franzöſiſch mit ihr ſprechend, obgleich ſie ihm deutſch antwortete. Aber ſchon am Eingange gab es unverhofften Aufenthalt. Die fürſtlichen Jagdhunde ſchnupperten überall vornehm umher, da gebrauchten die Hunde des Barons ihr Hausrecht und eh' man ſich's verſah, gerade in der Thür, entſtand plötzlich ein Balgen und Würgen, daß die Haare davon flogen. Mit gewaltiger Stimme, mit

Stock und Stiefeln ſtiftete der Baron endlich wieder Frieden, und wandte ſich dann entſchuldigend zur Fürſtin. Die Fürſtin aber kam darüber in ein unaufhaltſames Lachen, das ſteckte die Andern mit an, und ſo zog Alles fröhlich ein. Dieſer confuſe Anfang hatte die ganze Feierlichkeit verſtört, welche der Baron im Schilde führte. Er brachte die Geſellſchaft in ein großes Zimmer, das nicht zum gewöhnlichen Gebrauche beſtimmt ſchien, wie man an der verſtaubten Pracht der damaſtenen Gardinen abnehmen konnte. Anſtatt aber Platz zu nehmen, eilte die Fürſtin nach einer leichten Verbeugung ſogleich mit Kennermienen zu einer alten, ſehr kunſtreich mit Elfenbein ausgelegten Commode. In demſelben Augenblicke fing eine vergoldete Stutzuhr auf dem Schranke mit heiſern Abſätzen zu ſpielen an. Mein Gott, noch aus cosa rara! rief die Fürſtin überraſcht aus. — Ich weiß wirklich nicht — erwiederte der Baron, der es für Spott hielt, und zog die Augenbraunen finſter zuſammen. Aber er irrte ſich. Cosa rara war die erſte Oper, welche die Fürſtin noch als Kind gehört; jetzt überwältigte ſie die Erinnerung, ſie hütete ſich aber, es zu ſagen, damit Niemand die Jahre nachzählte. Unterdeß hatte der Fürſt auch ein Clavier entdeckt, und mit der Unbarmherzigkeit der großen Welt wurde Fräulein Trudchen ohne Weiteres, wie

zur Schlachtbank, zum Spiel gedrängt. Der Prediger, der sich gern bemerklich machen wollte, brachte ein Pack Noten herbei, und stellte sich geschäftig hinter den Stuhl, um die Blätter umzuschlagen. Dem Fräulein ging es aber wie der Spieluhr; roth bis an die Ohrläppchen konnte sie keinen vernünftigen Ton hervorbringen. Da warf sie plötzlich das Stutznäschen stolz in die Höhe, schob die Noten zur Seite und sang herzhaft eines von den Volksliedern, wie sie damals noch auf den Bergen im Schwange waren. Da ging zur Verwunderung des erschrockenen Barons auf einmal eine freudige Bewegung durch die ganze Gesellschaft; man verglich sie einem Waldvöglein, sie mußte mehr und immer noch mehr solche Lieder singen. Dazu kam die Neuheit der ganzen Umgebung, das heimliche Gefühl der Sicherheit in der stillen Burg, während draußen schon der Sturm den Regen an die Fenster peitschte. Die Fürstin fand das alterthümliche Kamin, die tiefen Fensterbogen und Erker entzückend, während der Fürst in dem einen Fenster sich nicht satt sehen konnte an dem tiefen Waldgrunde unter dem Schlosse, den die Blitze von Zeit zu Zeit seltsam erleuchteten, so daß der Baron, der lange dort nicht hinausgesehen, endlich selbst neugierig mit hinunterblickte. So war Alles in der heitersten Stimmung, als nun noch in dem Kamin ein lustiges Feuer ange-

zündet wurde; der Prediger konnte mit seiner Gelehrsamkeit gar nicht aufkommen, und der Baron fand mit Erstaunen, daß es doch eigentlich gar nicht so übel leben sei unter diesen Leuten.

Es war noch zu früh zum Schlafengehen; die Fürstin schlug vor, Geschichten zu erzählen, Jeder, was ihm eben einfiele. Der Prediger räusperte sich; eine Novelle, die er neulich für ein Taschenbuch geschrieben, steckte ihm schon im Halse. Aber zu aller Verwunderung bat der lange Lord vorweg um das Wort; der Baron brachte alten Ungarwein, wovon er ein Glas der Fürstin zierlich auf einem silbernen Teller präsentirte; Alles setzte sich um das Kaminfeuer zurecht, und der Lord begann ohne Weiteres:

In dem Kriege Napoleons gegen Spanien diente ich in der englischen Armee, welche damals den Spaniern zu Hülfe zog. Ich war Husaren-Officier, da hatt' ich vielen Aerger mit der unvernünftig hohen Bärenmütze, die alle Augenblicke das Gleichgewicht verlor, während ich mich täglich ein Paar Mal in dem sarmatischen Gehänge und Gebommel von Säbeltasche, Dolman und Fangschnüren mit meinen langen Beinen verwickelte. Einmal waren wir versprengt und rasteten im Freien. Es regnete in einem fort, ich stand melancholisch mitten im Felde unter meinem Regenschirme, in jeder Hand, wie ich aus Vorsicht

immer zu thun pflegte, eine Piſtole mit geſpanntem Hahn. Auf einmal heißt's: die Franzoſen! Wir waren unſerer nur Wenige, der Feind in hellen Haufen. Meine Kameraden zerſtoben im Nu nach allen Seiten. Ich aber faſſe mein Pferd, fahre in der Eile mit dem Beine in den Pelzärmel des Dolmanns, mit einem Arme in die Säbeltaſche, mit dem andern in die verfluchte Takelage von Schnüren und Troddeln, ſo daß ich mich nicht rühren, vielweniger die Zügel erlangen konnte; mein Pferd erſchrickt vor meiner Poſitur und rennt gerade auf den Feind los und ſo, mit ausgeſpreitzten Armen, den Säbel zwiſchen den Zähnen, während meine Piſtolen losgehen, fliege ich wie eine wahnſinnige Fledermaus, mitten unter die Franzoſen hinein, daß ein luſtiges Huſſah! durch ihr ganzes Geſchwader erſcholl. Ich war nun in ihre Gefangenſchaft gerathen, ſie hatten Mühe, mich aus meiner verwickelten Lage zu bringen und nannten mich den tollſten Kerl, den ſie jemals geſehen. Da ich aber franzöſiſch ſprach und Geld in der Börſe hatte, ſo wurden wir bald gute Kameraden. Sie wollten mich nach Burgos führen in ihr Depot, das war aber nicht ſo leicht gemacht, denn bewaffnete Banden ſpaniſcher Bauern verrannten uns überall den Weg, und ſo zogen wir geraume Zeit mit einander im Lande umher.

Auf dieſem Zuge lagerten wir einmal in einer

ſchönen Sommernacht an einem großen Schloſſe, das ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr bewohnt ſchien. Die alten, zackigen Thürme warfen im Mondenſcheine lange Schatten über den wüſten Schloßgarten, wo wir lagen und unſere Pferde an die verwilderten Hecken angebunden hatten. Es war Alles ſtill in der ganzen Gegend; von Zeit zu Zeit hörte man die Pferde ſchnauben und die Wachen anrufen aus der Ferne, im Walde ſchlugen die Nachtigallen, als gäb' es keinen Krieg in der Welt. — Der Rittmeiſter, der den Zug führte, ein heiterer Gascogner, lag rücklings auf ſeinen Mantel ausgeſtreckt, ich glaubte, er ſchliefe, er hatte aber, wie er mir nachher ſagte, an ſeine ferne, ſchöne Heimath gedacht. Auch richtete er ſich gleich darauf ſchnell und rüſtig wieder auf. Hier iſt nicht Zeit zum Träumen, meinte er, wir müſſen auf unſerer Hut ſein heut' Nacht, denn das iſt das Schloß der wilden Spanierin. Und als ich fragte, wer die ſei, benutzte er gern die Gelegenheit, ſich munter zu erhalten, und erzählte mir Alles ausführlich.

„In dieſem Schloſſe, ſagte er, wohnte ehedem ein Graf aus uraltem Stamme, der nach und nach wohl ſich zu beugen verlernt haben mochte. Wenigſtens ſoll der Graf früher den Anforderungen des alten Hofes jederzeit trotzigen Stolz entgegen geſetzt haben bis zu wechſelſeitiger, bitterer Verſtimmung; um ſo

mehr durfte man vorausſetzen, daß er der neuen Ordnung der Dinge geneigt ſei. Auch fanden ihn die Unſrigen, als ſie das Land überzogen, einſam auf ſeinem Schloſſe, höflich, aber finſter, und wie es ſchien, ohne alle Theilnahme an dem, was hinter ſeinen Bergen vorging. Seine größte Freude war ein Töchterchen, ſein einziges Kind, bei deſſen Geburt die Mutter geſtorben. Mit ihr pflegte er, wenn Alles ſchon ſchlief, die Zinne des Schloſſes zu beſteigen und zeigte ihr das Land, das ehemals ihre Ahnen beherrſcht, ſo weit der Mond die Wälder beleuchtete, und erzählte ihr halbe Nächte hindurch von der alten, großen Zeit und der fürſtlichen Freiheit, die ſich dem Zwange der Städte nicht unterwerfe. Unter ſolchen Träumen wuchs das Fräulein auf, und da der Krieg Alles vereinzelte, ſo ſah ſie faſt kein anderes Frauenzimmer, als ihre alte Amme, ein hexenhaftes Weib, das von ihrem Vater, einem Zigeuner, und ihrer Mutter, einer gefangenen Araberin, manch' Zauberſtückchen ererbt hatte, woran die Tradition dieſer Stämme ſo reich iſt."

„Aber unſern Leuten blieb die junge Gräfin nicht lange verborgen, und die ſie ſahen, konnten nicht genug erzählen, wie wunderbar ſchön ſie war: ſchwarze Locken, bleich mit brennend rothem Munde, die Augen wie ein dunkler Abgrund. Täglich nun flimmerte

es von franzöſiſchen Officieren auf dem Schloſſe. Das gefiel ihr wohl, ſie ritt und focht mit ihnen, und war der beſte Schütz auf der Jagd, ſo oft aber Einer näher trat mit verliebten Blicken oder Worten, ſah ſie ihn verwundert an und wußte nicht, was er wollte; Allen gleich fern und fremd, wie ein Stern in kalter Winternacht. Das verlockte aber die luſtigen Geſellen nur noch immer mehr auf's Glatteis, und ein hübſcher, junger Unterlieutenant — St. Val war ſein Name — der ſo eben erſt aus der Militairſchule von Paris angekommen war und davon hörte, verſchwor ſich mörderlich, ſie müßte ſein werden, oder er wollte des Teufels ſein!"

„Unterdeß wurden die Plänkeleien in der Gegend immer ernſter, die Officiere hatten vollauf zu thun und blieben aus, da konnte ſich die Gräfin gar nicht wiederfinden in die alte Einſamkeit und das einförmige Rauſchen der Wälder. — So ſtand ſie auch eines Abends allein mit der Amme vor dem Schloſſe. Der Krieg ging unten wie eine luſtige Jagd durch die Berge, zuweilen ſahen ſie fern in der Abendſonne ein Geſchwader von Reitern aufblitzen, einzelne Trompeten klangen herüber, dann verhallte und verdunkelte nach und nach Alles wieder, nur die Flammen brennender Dörfer blieben am Horizonte ſtehen. Die Gräfin ſah lange ſtumm und unverwandt in das ferne

Feuer, dann brach ſie ſtill in Weinen aus und ſagte für ſich: wie iſt das herrlich! ach, daß ich kein Mann geworden bin! ihnen gebürt Alles, ſie regieren die Welt. Die kluge Amme erwiederte: deſto beſſer, Kind, deſto beſſer, denn die Frauen regieren wieder die Männer. — Wie ſo? — ſagte die Gräfin und ſah ſie groß an, daß ihr die Thränen funkelnd in den ſchönen Augen ſtockten. — Nun, nun, antwortete die Alte, kein ſchlanker Tiger verwundet ſo tief, als wenn Ihr lacht und ihnen die weißen Zähnchen weiſ't oder Einen beim Küſſen heimlich damit beißt; keine buntgefleckte Schlange iſt ſo ſchön und ſtark, als Eure Arme, wenn Ihr Einen umſchlingt. Die Gräfin hörte nur halb darauf und ſagte wie in Gedanken: darum habe ich immer in den alten Büchern meines Vaters geleſen, wie Fürſten und Könige vor Mädchen knieten, und ihnen treu und gehorſam waren bis in den Tod. — Ach, liebe Amme, du weißt ſo viele Künſte von deinem Vater, kannſt du denn nicht machen, daß alle Männer, die mich ſehen, in Liebe entbrennen und mir folgen müſſen? — Hm, entgegnete die Amme zögernd, wenn nur — ich wüßte wohl —"

„Die Gräfin aber, deren Seele ganz erfüllt war von dem Gedanken, hatte ſie ſchon am Arm gefaßt und drängte ſie ungeduldig fort; die Nacht ſei dunkel und ſchwül, Alles ſchlafe ſchon im Schloſſe, es ſei

eben die rechte Zeit. — So gingen ſie weiter den ſtillen Garten entlang bis an's einſamſte Ende. Unterwegs ſagte die Amme: es iſt nichts Geringes, dem Freier, den ich Euch zuerſt zeigen werde, müßt Ihr den Ring vom Finger ziehen — aber laßt's Euch nicht anfechten, wenn er etwas bleich und irre ſieht — den Ring drückt Ihr an's Herz bis es blutet, dann iſt Euer Herz liebefeſt, und Eure Augen werden ſchön funkeln wie der Stein im Ringe, der arme Junge aber muß ſterben. — Hier waren ſie an ein altes, zerfallenes Gemäuer gekommen; die Amme holte ein weißes Stäbchen aus einem hohlen Baumſtamme, da ſchwirrten plötzlich Fledermäuſe hervor und ſchlugen mit den Flügeln in den Zweigen, eine Schlange fuhr zwiſchen das Geſtein, unter dem ſie eine dicke Kröte mit großen, röthlichen Augen anſah. Hoho, biſt du auch da, Großmutter, lachte die Alte und ſchien luſtig auf zigeuneriſch mit den Thieren zu ſprechen. Darauf tauchte ſie Hände und Stab in einen Topf, daß ſie hell leuchteten, und beſchrieb unverſtändlich murmelnd einen feurigen Kreis, bei deſſen grüngoldenem Glanze die Eidechſen neugierig im Graſe hervorſchlüpften. Die Gräfin ſtand mitten drin, es war ihr wie im Traume, als fingen die Blumen, Büſche und Wälder in der ſtillen Runde leiſe zu ſingen an; Johanniswürmchen zogen leuchtend um ihr Haupt, ſo ſah ſie mit tiefer,

tiefer Luſt vom Berge über die mondbeſchienene Gegend und in den weiten, geſtirnten Himmel hinein. — Die Amme aber ſchien in großer Unruhe, die Schweißtropfen ſtanden auf ihrer Stirn. Siehſt du noch immer Nichts? fragte ſie manchmal leiſe dazwiſchen. Aber nur ein Hund bellte aus dem fernen Dorfe, dann war Alles wieder ſtill, die Gräfin hielt den Athem an vor Erwartung. Auf einmal fuhren Beide zuſammen — ein fremder Mann, dicht im Mantel verhüllt, trat plötzlich in der Ferne zwiſchen den Bäumen hervor. Um Gotteswillen! rief die Amme und flüſterte noch etwas in der höchſten Angſt. Aber die Gräfin, wie ein Falke in den Lüften hängend, ſtürzte mit unmenſchlicher Luſt ſchon auf ihre Beute. Der Fremde erſchrack heftig, erholte ſich aber, da er ein Weib vor ſich erblickte. Sie ſah ihn groß an, ſie kannte ihn nicht. Auf ihre Frage: wo er hin wolle, erwiederte er zögernd und ſichtbar verwirrt, er wolle der ſchönen, jungen Gräfin ein Ständchen bringen. Der Wind ſchlug ein wenig ſeinen Mantel auf, da fiel es ihr ſeltſam auf's Herz, daß es ein franzöſiſcher Officier, war; ſie ſagte Nichts, aber ihre Blicke gingen ſcharf ſeitwärts in die Dunkelheit, denn es war ihr, als hörte ſie etwas heimlich durch den Garten huſchen und Pferde ſchnauben in der Ferne. — Kannſt du mir die Fenſter zeigen, wo ſie ſchläft? ſagte der Fremde

wieder, und da ſie ihm gefiel, umſchlang er ſie mit einem Arme. Die Gräfin beſann ſich einen Augenblick. Warum nicht! ſagte ſie dann ſchnell, wenn Ihr mir Euren ſchönen Ring gebt zum Lohne; aber Euren Mantel müßt Ihr mir borgen, damit man mich nicht erkennt. Der verliebte Officier hing ihr ſelbſt den Mantel um und meinte dabei, ihre aufgeringelten Locken ſähen wie Schlangen aus bei Nacht. Sie aber hatte ſchon ganz andere Gedanken, und als er eben den Ring vom Finger zog, ergriff ſie raſch ein Piſtol, das er unter dem Rocke auf der Bruſt trug, und ſtieß ihn damit rücklings von der Rampe, auf der ſie ſtanden. — Sie iſt im Garten, greift die kleine Hexe! rief jetzt eine Stimme tiefer unten. Da drückte ſie ſchnell ihr Piſtol ab, und: Herr Jeſus! hörte man unten dieſelbe Stimme verhallen. Dann, ſich in den Mantel wickelnd, rief ſie hinab: „mir nach, ſonſt ſeid ihr Alle verloren!“

„Aber es war Alles ſchon zu ſpät. Die Unſrigen, die unerwartet erfahren, daß der Graf es heimlich mit dem Feinde halte, hatten die dunkle Nacht benutzt, das Schloß ohne Geräuſch beſchlichen und den Grafen bereits gefangen in ihrer Mitte. Dieſer nun, als er die Tochter an der Stimme erkannte, glaubte ſich von ſeinem eigenen Kinde verrathen; in dieſer Verblendung entriß er wüthend einem der Soldaten den Degen,

um ſie ſelbſt zu richten. Sein Leben war ihm Nichts gegen die Ehre und Freiheit; ſo ward ihm ſchnell die letzte zu Theil, indem die anderen Soldaten, da ſie ihn nicht mehr aufhalten konnten, ihn von hinten mit vielen Stichen durchbohrten. — Unterdeß aber war, wie die Gräfin vorausgeſehen, durch den Schuß Alles munter geworden. Gleichwie die Krähen, wenn man Nachts in die Wipfel ſchießt, ſich mit wildem Geſchrei in die Lüfte ſtürzen, ſo brachen bewaffnete Jäger, Bedienten und Bauern, die damals einen leiſen Schlaf hatten, plötzlich aus allen Thüren, Hecken und Mauerritzen hervor. Die Unſrigen, als ſie ſich ſo umgeben ſahen, folgten blindlings der Gräfin, die ſie in dem Officiermantel für ihren Capitain hielten. Sie wollte ihrem Vater, den ſie noch im Schloſſe glaubte, Zeit laſſen, ſich zu retten, und führte, immerfort winkend, die verſtörten Soldaten bis in den äußern Hof, wo ſie dem wilden Haufen gerade in die Hände rannten. Da rangen ſie ſtill und grimmig in der Dunkelheit Mann gegen Mann, die Einen ums Leben, die Andern um den Leichnam ihres Herrn; die Gräfin hatte unterdeß eine Meute grauſamer Hunde losgelaſſen, welche in der Verwirrung die Fliehenden zerriſſen; es war eine ſchreckliche Nacht. — Der Officier aber, den die Gräfin durch den Piſtolenſchuß ſo ſtill gemacht, war derſelbe junge St. Val, der damals ſie zu fangen

geſchworen, und ſich nun vermeſſen zu dem gefährlichen Commando gedrängt hatte. Er war aber nur verwundet und betäubt, und als er auf dem ſtillen Platze einmal die Augen aufſchlug, ſah er, wie im Traume, zum erſten Male das Geſicht der Gräfin zwiſchen den ſchwarzen, herabwallenden Locken beim Wiederſchein einer Fackel über ſich geneigt — er mußte die Augen wieder ſchließen, ſo furchtbar ſchön war der Anblick.“ —

Hier wurde der Lord plötzlich von der Fürſtin unterbrochen, die ſchon während der ganzen Erzählung eine ſeltſame Unruhe gezeigt und öfters ängſtlich nach der Thür geſehen hatte. Nein, das iſt gar zu traurig vor dem Schlafengehen, rief ſie mit einem bedeutenden Blick auf den Fürſten, und ſchien aufbrechen zu wollen. Dieſer aber, ganz vertieft in die Geſchichte, merkte nicht darauf; ſo blutigroth alſo war ihr Aufgang — ſagte er in Gedanken und wollte durchaus noch das Ende wiſſen. Der Lord ſtutzte, da aber der Fürſt von Neuem in ihn drang und die Andern mit Blicken und Kopfnicken beiſtimmten, erzählte er ruhig wieder weiter:

„Seit dieſer Stunde — ſo fuhr mein Rittmeiſter fort — ſteht das Schloß wüſt und verlaſſen, aber die wilde Gräfin geht wie ein wunderbarer Spuk durchs Gebirge. Oft nach nächtlichen Bivouaks, wenn die Sonne über der prächtigen Gegend aufgeht, erſcheint

ſie am Saume des Waldes zu Pferd im vollen Glanze der Schönheit; da ſchwingt ſich manch fröhlicher Reiter auf, ſie zu fangen, aber Keiner von Allen kehrte noch jemals wieder zurück. — Seltſam, es iſt ja doch nur ein Weib. Seht, ich habe mein Liebchen in Frankreich, mir ſoll ſie nur kommen, ich ſpüre eine rechte Luſt, ihr einmal zu begegnen!“ —

„Dem armen St. Val aber ging es am ſchlimmſten. Das Bild der Gräfin ſtand ſeit jener Nacht unaufhörlich vor ſeiner Seele, der luſtige Burſch' wurde ganz ſchwermüthig, und eines Abends war er plötzlich verſchwunden, wir wußten lange nicht, wohin er gekommen. Er aber war an dieſem Abend, wie er damals oft zu thun pflegte, einſam in der Gegend herumgeſchweift. Da hörte er wunderſchönen Klang in der Abendluft, wie eine Kriegsmuſik aus der Ferne — man ſagt, daß es in der Morgendämmerung vor großen Schlachten ſo in den Lüften muſicirt — es waren die Guerilla's, die im Gebirge ſangen. Die Klänge verlockten ihn, er ging wie im Traume immer fort, ſo kam er in den Wald, wo damals die Gräfin hauſ'te. Die Abendſonne leuchtete durch's Gebirge, als ſtände Alles in Feuer; die Vöglein ſangen den funkelnden Wald entlang, dazwiſchen hörte er immerfort Stimmen bald da, bald dort, darunter eine wie ein Glöckchen bei Nacht, es klang ihm, als müßt' es

die Gräfin ſelber ſein. Ihm graute, und doch mußt' er der Stimme folgen. So war er ſchon lange gegangen, als er, plötzlich um einen Felſen tretend, auf einem ſtillen Raſenplatz über den Wipfeln eine weibliche Geſtalt wie eingeſchlummert ſitzen ſah, die Stirn über beiden Armen auf die Knie geſenkt, daß die herabgefallenen reichen Locken ſie wie ein dunkler Schleier umgaben. Sie hielt ein Roß am Zügel, das weidete ruhig neben ihr; von allen Seiten rauſchten die Wälder herauf, ſonſt war's ſo ſtill daneben, daß man die Quellen gehen hörte. Und wie er noch ſo ſtaunend ſtand in dieſer Einſamkeit, erblickte er ſeitwärts in der Ferne einen Officier von der deutſchen Legion, der unten zwiſchen dem Gebüſch ſeine Büchſe angelegt hatte, er wußte nicht, ob er auf ihn oder die Schlummernde ziele, und machte erſchrocken eine heftige Bewegung. Da ſchüttelte die Schläfende die Locken aus den Augen und richtete ſich, in der Abendgluth mit den Steinen ihres Gürtels leuchtend, plötzlich auf. Der Deutſche, wie geblendet, ließ ſeine Büchſe ſinken und verſchwand zwiſchen den Bäumen; St. Val aber erkannte mit Schauern die Gräfin, denn ihm fiel die Soldaten-Sage ein, daß es Jedem den Tod bedeute, der ſie unverſehens im Walde erblickt. — Die Gräfin aber ſah ſcharf nach allen Seiten, dann ihn durchdringend an. Ihr ſeid ſehr vorwitzig, ſagte ſie dar-

auf, doch es wird ſchon ſpät, ich bin ſo müde und verirrt, zeigt mir den Weg aus dem Walde. Da fiel es St. Val plötzlich auf's Herz; er wußte, daß die Franzoſen den Wald umzingelt hatten und in welcher Gefahr ſie war; er wollte ſie retten, es koſte was es wolle, und dann noch dieſe Nacht zu ſeinem Regiment zurück und ſich zu andern Truppen verſetzen laſſen, weit von dieſen Wäldern. — Während dieſe Gedanken verworren durch ſeine Seele gingen, hatte ſie ſchon ihr Pferd gezäumt; ſie befahl ihm, unterdeß zu ſatteln und lachte ihn aus, als er damit nicht zurecht kommen konnte, dann ſchwang ſie ſich hinauf, er mußte das Pferd am Zügel führen. Sie ſaß ſeitwärts auf einem Frauenſattel, auf ihrem Arm über den Hals des Pferdes gelehnt, und plauderte im Waldesgrün unbekümmert, wie ein Kind, in ihrer ſchönen, melodiſchen Sprache, daß es St. Val war, als hörte er die ferne Muſik wieder in der ſtillen Abendluft, die ihn vorhin verlockt hatte. Auf einmal richtete ſie ſich lauſchend auf: man hörte franzöſiſch ſprechen dicht unter ihnen. Sie lenkte vorſichtig hin nach den Stimmen, und durch das Gebüſch ſahen ſie einen Trupp Reiter in ihren weißen Mänteln, die in der Dunkelheit leuchteten, langſam vorüberziehen — nur ein Laut von St. Val, und die Gräfin war verloren. — Sie aber ſchaute mit kühner Luſt hinab, wie man

Nachts in ein Gewitter ſieht, dann plötzlich ſich ſelbſt unterbrechend, ſtreckte ſie den Fuß gegen St. Val: er ſollt' ihr das Schuhband binden, und lächelte ſpöttiſch, da er's that." —

„Von dieſem Augenblick an war er ganz in ihrer Macht. Sie ſagte: ſie hätte ihn nur verſuchen wollen, ob er's ehrlich meine, ſie wiſſe den Weg beſſer, als er, ſie wolle ihn heimführen. Mit dieſen Worten lenkte ſie raſch herum, und in den Klüften bald wieder aufwärts, an ſchwindelnden Abgründen vorüber, ging es immer tiefer in die Nacht und die Wälder hinein — er konnte kaum folgen durch das Geſtrüpp, wie ein getreuer Hund, und als ſie endlich unerwartet ins Freie kamen, ſah der Entſetzte eine Guerillabande vor ſich im Waldgrund gelagert. Unzählige Röhre, da ſie die franzöſiſche Uniform erkannten, waren plötzlich auf ihn gerichtet, aber ein zorniger Blick der Gräfin bändigte Alle; die grimmigen Beſtien, ihre ſchwarzen Mähnen ſchüttelnd, zogen ſich knurrend zurück und wärmten wieder ihre Tatzen an den Wachtfeuern. Nun bemerkte St. Val mit Erſtaunen, wie dieſe wilden Männer die Gräfin, gleich einer Königin, verehrten und bedienten. Ein junger Burſch hob ſie aus dem Sattel, Einige breiteten einen bunten Teppich über den Raſen, während Andere raſch ein luſtiges Zelt darüber aufſchlugen, dann war auf einmal Alles

wieder ſtill und feierlich. Unterdeß war auch der Mond aufgegangen und beleuchtete die Wälder. Die Gräfin ſaß unter ihrem Zelt und ſpielte auf einer Zither. St. Val lag gedankenvoll zu ihren Füßen, ihm war noch nie ſo himmliſch wohl geweſen. — Es war eine von den prächtigen Sommernächten jenes Landes, die Alles wunderbar in Traum verwandeln. Die Gräfin hatte ſich bald mit einem Theil der Bande wieder entfernt, nur wenige bewaffnete Bauern bewachten den Gefangenen; die Luft kam von der Ebene und wehte Wohlgerüche aus den blühenden Gärten herauf, die unter den Bergen lagen. Da hörte St. Val die Trompeten ſeines Regiments durch die weite Stille herüberklingen, ſie bliefen ein fröhliches Reiterlied aus der alten, guten Zeit. Das wandte ihm das Herz, er war wieder ganz Franzoſe, der die Ehre über Alles ſtellt. Er merkte gar wohl an der geheimnißvollen Geſchäftigkeit der Abenteurer, daß ſie einen Hauptſtreich vorhatten, da war kein Augenblick zu verlieren. So, in höchſter Angſt vor dem Zelte ſitzend und umſpähend, ſann er eben, heimlich zu entfliehen und die Seinigen zu warnen, als auf einmal die ganze Bande mit Windlichtern wieder aus dem Walde zurückkehrte. Die Gräfin, mitten unter ihnen, tritt raſch hervor und, zwiſchen den ſchweifenden Lichtern mit den losgegangenen Locken wieder über ihn geneigt, wie in

jener Nacht am Schloß, blickt ſie ihn ſtreng an in ihrer ganzen, furchtbaren Schönheit. Da ſpringt er auf, entreißt einem Bauern die Fackel und ganz verblendet und verwirrt führt er ſelber den Haufen zum Ueberfall gegen ſeine Landsleute! — So, raſch und ſchweigend, gehen ſie durch den ſtillen Wald —"

Kaum hatte der Rittmeiſter dieſe Worte ausgeſprochen, als plötzlich ein Schuß hinter uns her fiel, und bald ein zweiter und noch einer. Teufel! da iſt St. Val! ſchrie der Rittmeiſter aufſpringend, und ich erblickte in einem Erker des Schloſſes einen ſchönen jungen Mann, todtenbleich beim Fackelſchein, ohne Hut, in einer halb zerriſſenen franzöſiſchen Uniform, hinter ihm im rothen Wiederſchein der Windlichter, der ſeltſam über die vergüldeten Wände der Säle ſchweifte, wurden wilde, trotzige Geſtalten mit Dolchen und langen Vogelflinten ſichtbar, wie ſie der Rittmeiſter vorhin beſchrieben. Sie ſchoſſen aus allen Fenſtern auf uns, und mancher Franzoſe ſank ins Gras, eh' ſich unſer Häuflein nur beſinnen konnte. Unterdeß hatte ſich das Gerücht verbreitet, die wilde Gräfin ſei im Schloſſe! der Rittmeiſter verlor keinen Augenblick den Kopf, er traute mir nicht mehr in ſolcher Gefahr und ließ mich tiefer in den Wald zurückbringen, dann erbrachen ſie mit gewaltiger Anſtrengung Thor und Riegel und drangen in die Burg hinein.

Der Erſte, der ihnen dort begegnete, war St. Val, er focht wie ein Raſender und ſtürzte ſich zuletzt in wildem Wahnſinn ſelbſt in die franzöſiſchen Klingen.

Ueber ſeinen Leichnam nun ging der Kampf von Treppe zu Treppe entſetzlich durch alle Gänge. Die Franzoſen waren kriegsgewandter und zahlreicher, als ihre Gegner; die Gräfin und die Ihrigen wurden immer höher hinaufgetrieben — es war keine Rettung mehr für ſie. Da ſchlug plötzlich aus dem einen Fenſter ein heller Schein hervor, dann wieder aus einem andern; immer mehr röthliche Flammen züngelten ſchnell an allen Ecken auf, der Sturm faßte die wachſenden Lohen und wildkühn kletterte das Feuer an den Gebälken empor, wie ein prächtiges Laubgewinde in der Nacht; mitten in der Gluth ſah man die dunklen Geſtalten noch ringen. In dieſer Noth erblickte der Rittmeiſter auf einmal die Gräfin hoch über ſich, wie den Todesengel, zwiſchen den Flammen. Ihm vergingen die Sinne bei dem Anblick, er vergaß Heimath, Liebchen und Ruhm, er wollte nur ſie retten oder ſterben. Vergebens riefen ihm die Seinigen nach, er hörte nicht mehr und drang verblendet die brennende Treppe hinan, unter ſich in der wilden Beleuchtung ſah er den Garten, die Schluchten und den Strom, der wie eine glühende Schlange an dem Schloſſe vorüberſchoß — ſchon langte er nach ihr, ſie

zu umſchlingen und hinabzutragen, da ſtieß ſie ihn mächtig von der Zinne hinab, daß die Flammen wie fliegende Fahnen den braven Soldaten bedeckten.

Bald darauf ſtürzte der ganze Bau donnernd über Freund und Feind zuſammen — man hat ſeitdem die Gräfin nicht wieder geſehen.

Alles ſchwieg, als der Lord endigte.

Nun wahrhaftig, ihr werdet uns am Ende gar noch überreden wollen, daß die Novelle wahr iſt, ſagte hier die Fürſtin, indem ſie ſich erhob und das Signal zum allgemeinen Aufbruch gab. Man vermißte jetzt erſt die Gräfin Juanna. Der Baron ſagte, ſie promenire ſchon ſeit länger als einer Stunde mit ſeiner Tochter durch alle Winkel des Schloſſes und ſei dadurch um die ganze ſpaniſche Reitergeſchichte gekommen. Er ergriff nun eine ſeidene Klingelſchnur und zog erſt gelaſſen, dann immer heftiger, aber der Draht war durch den langen Nichtgebrauch verroſtet; es wollte durchaus nicht klingen, bis er endlich ganz zornig zur Thür hinausſchrie. Mehrere Bedienten in alten, verſchoſſenen Livreien ſtürzten herein, und ſetzten ſich mit maſſiven Armleuchtern an die Spitze des Zuges, den der Baron, die Fürſtin an den Fingerſpitzen haltend, feierlich eröffnete; in der Perſpective erblickte man durch die offnen Flügelthüren ein mächtiges Himmelbett mit ſchwerſeidenen Gardinen und einem Federbuſch darüber.

Nun verliefen ſich auch die Andern mit ihren Lichtern auf den verwirrten Gängen; es ſah von draußen aus wie ein verbranntes Blatt Papier, wo die Funken geſchäftig durch einander irren, bis endlich der letzte plötzlich verliſcht.

Und als nun Alles ruhig geworden im ganzen Hauſe, ſtand der Fürſt noch immer allein mit dem Lord am offnen Fenſter eines dunklen Saals und konnte nicht aufhören, ihn über die erzählte Begebenheit immer genauer auszufragen. Das Gewitter draußen war vorüber, es blitzte nur noch von fern, einzelne zerriſſene Wolken flogen eilig über den ſtillen Hof. Da fuhr plötzlich der Lord auf: Seht da, wahrhaftig, die wilde Gräfin! — der Mond war auf einmal zwiſchen den Wolken hervorgetreten und beleuchtete flüchtig Juanna, die jenſeits noch auf dem Balkon ſtand. — Der Fürſt aber ſchloß ſchnell das Fenſter. Still, ſtill, ſagte er zu dem erſtaunten Lord, der dieſen Ausruf nur ſo gedankenlos hingeworfen, verrathet es Niemand, daß Ihr ſie kennt. —

Am Abend des folgenden Tages ruheten zwei junge Männer aus dem Gefolge des Fürſten auf dem grünen Abhange einer Höhe und ſchauten fröhlich über die Wälder in die weite, fruchtbare Gegend hinaus,

in die ſie nun bald ſelbſt mit dem blauen Strome hineinziehen ſollten. Lothario, immer raſtlos umherſchweifend, hatte in der kurzen Zeit alle verworrenen Verhältniſſe ihres neuen Aufenthalts ſchnell überblickt, und entwarf nun in ſeiner Art eine Muſterkarte davon. Der Fürſt, ſagte er, iſt ein erſtaunlicher Virtuos, er ſpielt die ſchwierigſte Romantik vom Blatt weg, ohne eben ſelbſt zu componiren. Die Fürſtin iſt ganz und gar ſinniger Roman, durch viele Hände gegangen, ſchon ſehr zerleſen; ich glaube, der lange Lord ſtudirt ſie jetzt. Dieſe wilde, ſchöne Gräfin dann, die ihnen wie ein Hirſch durch alle ihre künſtlichen Gehege bricht und die Meute Liebhaber hinter ſich für Hunde hält — wahrlich, ſo ſcheues Wild weckt recht das Jagdgelüſte! — Nimm dich in Acht, entgegnete Fortunat; was mich betrifft, ſo kümmert's mich wenig, wie ſie ſind, das Ganze zuſammen macht ſich doch ſchön, und mehr verlang' ich nicht von ihnen. — Lothario ſah ihn ein Weilchen faſt ärgerlich an. Ich begreif's nicht, ſagte er dann, wie ihr Dichter es vor Langerweile aushaltet, ſo ein dreißig bis funfzig Jahre auf der äſthetiſchen Bärenhaut rücklings über zu liegen, und Kriegstrouble, Philoſophie, wilde Jäger und ſingende Engel wie ein Wolkenſpiel über euch dahinziehen zu laſſen, um daraus ganz gemächlich ein Paar dicke Romane zuſammenzuſchreiben, die am Ende Niemand

lieſt. Zum Teufel, ich bin keine Aeolsharfe, die nur Klang giebt, wenn ein Poet ihr Wind vormacht! Iſt das Leben ſchön, ſo will ich auch ſchön leben, und ſelber ſo verliebt ſein wie Romeo, und ſo tapfer wie Götz, und ſo tiefſinnig wie Don Quixote. Um die Schönheit will ich freien, wo ich ſie treffe, und mich mit den Philiſtern drum ſchlagen, daß die Haare davon fliegen. Warum ſollte man ſo ein lumpiges Menſchenleben nicht ganz in Poeſie überſetzen können? Du biſt ein wunderlicher Menſch, unterbrach ihn Fortunat, ich glaube, du könnteſt ein großer Dichter ſein, wenn du nicht ſo ſtolz wäreſt. — Ich? — erwiederte Lothario faſt betroffen, und ſah einen Augenblick nachdenkend vor ſich hin.

Haſt du die Braut nicht geſehen? fragte Lothario dann plötzlich, unruhig umherſpähend. — Du meinſt die Gräfin Juanna; ſo hörteſt du auch davon? erwiederte Fortunat, ſie halten's ſo geheim vor mir, und alle Jäger wiſſen's. Erſt dieſen Morgen hört' ich, daß der Bräutigam, ein Baron Manfred, noch heut zur Jagd erwartet wird. — Das iſt ein prächtiges Wetter zum Heirathen, ſagte Lothario, der Alteweiber-Sommer fliegt, als hätten ſich alle alte Jungfern das Haupthaar ausgerauft und in die Lüfte umhergeſtreut; da bleibt mancher Ritter noch mit den Sporen drin hängen. Gebt Acht, es giebt eine köſtliche Verwicke-

lung! — Hiermit ſchüttelte er Fortunat heftig die Hand und ging ſchnell in's Thal hinunter.

Fortunat ſah ihm verwundert nach, dann folgte er der Jagd, die jetzt immer luſtiger durch die Berge ging. So verlor er ſich bald in das Labyrinth der Wälder und kam zuletzt in eine grüne Schlucht, über deren Felſenwände von allen Seiten Epheu verwildert hinabſtieg. Auf einmal brach ein Hirſch durch das Dickicht, eine Meute Hunde an ſeinen Ferſen und hinter ihnen Juanna. Das edle Thier bei ſeinem Anblick ſtutzte ſchnaubend und ſtürzte ſich ſeitwärts in den Abgrund, Hunde und Reiterin konnten ihm dorthin nicht folgen. Da hielt Juanna plötzlich über Fortunat in der wilden Einſamkeit, die Hunde ſtreckten ſich lechzend zu ihren Füßen. Seht, der iſt frei — ſagte ſie, die ſchwarzen Locken aus dem erhitzten Geſichte ſchüttelnd — und eher fangt Ihr mit verliebten Blicken einen Hirſch im Walde, als mich! Was wollt Ihr von mir? Laßt das Werben um mich, mir iſt wohl in meiner Freiheit. Was auch die Fürſtin für Anſchläge hat, ich werde nie die Eurige und keines Mannes Weib — hütet Euch, es wäre unſer Beider Tod! — Hierauf wandte ſie ihr Roß, die alten Bäume ſchüttelten ſich und ſtreuten ihre gelben Blätter wie einen Goldregen über die ſchöne Geſtalt. Fortunat ſtand ganz verwirrt, ihm war, als ſprächen

ringsum die Quellen irre den Wald entlang; Unerhörteres konnte ihm nicht begegnen, als daß er nun am Ende ſelbſt der Bräutigam ſein ſollte! — Unterdeß hatte ſich Juanna wieder höher in das Gebirge gewendet, ein plötzlicher Anſchlag ſchien ihre ganze Seele zu bewegen. Sie kannte den Waldweg nach einem Nonnenkloſter, das jenſeits des Gebirges lag und deſſen Aebtiſſin ihr verwandt war. Dort wollte ſie noch heute hin und abwarten, bis der Winter Gebirge, Freier und Verliebte verſchüttet. Aber mitten in dieſen Gedanken erblickte ſie auf einmal eine Gemſe über ſich, die ſich hoch über den Wipfeln von Klippe zu Klippe ſchwang. Das war ihr ganz neu, ſie konnte der gefährlichen Luſt nicht widerſtehen. Ein alter Jäger, der ſich bis in dieſe Oede verſtiegen hatte, arbeitete ſich eben durch das Geſträuch, ſie übergab ihm ihr Pferd, er ſollte es hüten, bis ſie wiederkäme, und eh' er ſie noch warnen konnte, war ſie ſchon zwiſchen den Felſen verſchwunden.

Nun kletterte ſie wie ein ſchlanker Panther über die Klippen, das ſcheue Wild verlockte ſie immer höher hinauf; die Luſt wuchs mit der Gefahr, ſie hatte ſich lange nicht ſo wohl gefühlt und erſtaunte, da ſie plötzlich eine Felſenwand über ſich wie in Feuer erblickte, es war der Wiederſchein der Abendſonne, die ſo eben jenſeits hinter den ſchwarzen Wäldern verſank.

Mit der einen Hand ſich an einen Strauch haltend, ſah ſie über den Felſenrand hinab: die Thäler unten dunkelten ſchon, aus weiter Ferne hörte ſie noch eine Abendglocke heraufſchallen; ſie meinte, es komme von dem Kloſter herüber. Eilig ſchlug ſie nun die Richtung ein, aber ſie konnte ſich in dem wilden Gewirre nicht zurechtfinden, wohin ſie ſich wandte, thaten ſich neue Abgründe auf; ſo ſtand ſie in der entſetzlichen Einſamkeit wie Einer, der Nachts zwiſchen den Zacken und Steinbildern eines unbekannten Münſters vergeſſen worden. In dieſer Noth verfiel ſie darauf, ihr Gewehr zum Signal abzuſchießen. Zu ihrer Freude gab ſogleich ein Schuß ganz nahe Antwort. Bald darauf hörte ſie Fußtritte auf dem lockeren Gerölle: eine hohe, ſchlanke Geſtalt trat plötzlich zwiſchen den Steinen hervor — es war Lothario. Das iſt ein gefährliches Revier, ſagte er, und die Nacht bricht ſchon herein, doch ich bin hier der Pfade kundig und meiner Richtung gewiß. — Die Gräfin aber hatte bei ſeinem Anblicke ein ſeltſamer Eigenſinn ergriffen: gerade ihm dachte ſie hier am wenigſten zu begegnen, und eh' er's verhindern konnte, ſchwang ſie, ihn abwehrend, ſich auf einen einzelnen, ſenkrecht über die Tiefe hinausragenden Fels, daß ihm in innerſter Seele grauſ'te — nur ein Fehltritt und ſie glitt in den Abgrund hinunter. — Da hatte Lothario mit ſicherem Blicke

ſeinen Vortheil abgeſehen. In raſchem Entſchluſſe umfaßte er ſie plötzlich und ſchwang die Sträubende auf ſeinen Arm. Erſchrocken, überraſcht, wußte ſie nicht, wie ihr geſchehe, und ſah ihm verwundert und zornig in die Augen. Er aber trug ſie grauenhaft an jähen Schlünden vorüber durch die Dämmerung von Klippe zu Klippe hinab, daß ſie, vor Entſetzen mit dem einen Arm ſeinen Nacken umklammernd, ihn rings mit ihren aufgeringelten Locken umgab. So ſchwiegen ſie Beide lange Zeit.

Jetzt ging der Mond prächtig über den Wäldern auf. Lothario ſchaute in die wunderbare Einſamkeit und ſagte halb für ſich: So hab' ich's manchmal im Traume geſehen. — Juanna aber blickte ſpähend umher: die Gegend war ihr ganz fremd, einzelne Wolkenſchatten flogen darüber, tiefer ſchimmerten die Gründe faſt heimathlich herauf, wie die Thäler in Spanien, ſie gedachte der ſchönen Sommernächte unter den Guerilla's. — Auf einmal ſtutzte ſie; zwei geſattelte Pferde ſtanden dicht vor ihnen im Walde, und ehe ſie ſich beſinnen und fragen konnte, hob ſie Lothario ſchon auf das eine Roß, ſchwang ſich ſelbſt auf das andere, und über den mondhellen Waldgrund nun ging es raſch fort durch die ſtille, ſternenklare Nacht.

Hier blitzte plötzlich eine furchtbare Ahnung durch Juanna's Seele; ſie konnte kein Wort hervorbringen,

dem Unglaublichen finſter nachſinnend, während Büſche, Thäler und ferne Dörfer geheimnißvoll an ihnen vorüberflogen. Lothario war wie verwandelt. Juanna! rief er ihr aus Herzensgrunde zu, blick' um dich, die Erde iſt ſo ſtill und ſchön wie eine Brautnacht! Frei ſollſt du wohnen auf hohem Schloß, wo die Rehe an den Abhängen einſam graſen; dort will ich unter deinem offenen Fenſter ruhen in den Sommernächten und dich in Traum ſingen, bis die Sterne verlöſchen und die erſte Lerche mich ablöſt hoch in der ſtillen Luft. Und fallen die Blätter und die Vögel ziehen fort, und dich befällt Heimweh, wenn du vom Schloſſe über die einſamen Wälder ſiehſt: ich führe dich weit über die Berge fort, du arme Fremde! Auf dem Meere wollen wir fahren an glänzenden Küſten vorüber, bis die Laute deiner Mutterſprache gleich bunten Wundervögeln herſchweifen und deine ernſte, ſchöne Heimath emportaucht, duftige Gärten, Gebirge und mauriſche Schlöſſer in den trunkenen Fluthen ſpiegelnd — o Juanna, mir iſt's, wie von einem hohen Berge in's Morgenroth zu ſehen! —

So ſprach er voll Freude, während ſie ritten: Juanna war immerfort ſtill, in der Tiefe neben ihnen rauſchte ein Strom, ſie horchte manchmal hinunter. Auf einmal blinkte das Waſſer zwiſchen dunklen Bäumen hinauf; da warf ſie ihr Roß gewaltſam zur

Seite, ſetzte die Sporen ein und ſchwang es mit ſich in den Fluß hinab. Erſchrocken ſtürzte Lothario nach; er ſah ſie mit dem weitaufgelöſten Haare gleich einer Nixe in klarem Mondlichte über die Fluth dahin ſchweben, ſinken und wieder emportauchen. Endlich hatte er ſie gefaßt, ſie ruhete an ſeiner Schulter, ihre feuchten Locken verdunkelten ihm Stirn und Augen. So ſank er mit ſeiner Beute erſchöpft am jenſeitigen Ufer auf den Raſen hin und lauſchte in der entſetzlichen Stille kniend über ihr — aber ſie athmete nicht mehr, ſtumm und bleich in ſtrenger Todesſchönheit.

Das hatte ſich Alles anders geſtaltet, als die luſtigen Jäger ſich's dachten. Fortunat war damals noch vor Abend von der Jagd abgekommen und mehrere Tage allein im Walde umhergeſchweift, um recht nach Herzensluſt das ſchöne Gebirge zu durchforſchen. Als er zurückkehrte, fand er zu ſeinem Erſtaunen Alles leer; das Abendroth ſchien über Schloß und Garten, aus dem einen Flügel klang eine Spieluhr noch in einzelnen, langgezogenen Tönen herüber. Bei ſeinen Tritten, die in dem trockenen Laube raſchelten, fuhr der alte Schloßwart erſchrocken empor, der auf den Marmorſtufen vor dem Schloſſe eingeſchlummert war. Von dieſem hörte er nun, die Gräfin Juanna habe ſich auf der Jagd in den Klippen verſtiegen, ſo ſei ſie im Fluß verunglückt; zwei Hirten hätten ſie im Mond-

ſchein auf dem Strome ſchwimmen geſehen und mit dem Waſſermann ringen. Da wäre der Fürſt ſogleich am andern Morgen mit ſeinem ganzen Gefolge nach der Reſidenz aufgebrochen; von Lothario wußte er Nichts. — Fortunat aber befiel ein tiefes Grauen in der plötzlichen Einſamkeit, er beſchloß, noch heut bis in das nächſte Städtchen zu reiſen und ſich dann ohne weitern Aufenthalt nach Italien zu wenden. — Als er fortritt, dunkelte es ſchon, fern an den Bergen ſah er einen ſtillen Fackelzug, es war Juanna's Leiche, die ſie nach der Reſidenz brachten. So geht oft ein Schauer mahnend durch die Luſt der Menſchen, damit ſie ſich erinnern, daß ihnen die ſchöne Erde nur geliehen ſei.

Antonie.

(Aus den Serapionsbrüdern.)

Von

E. T. A. Hoffmann.

Rath Krespel war einer der allerwunderlichsten Menschen, die mir jemals im Leben vorgekommen. Als ich nach H— zog, um mich einige Zeit dort aufzuhalten, sprach die ganze Stadt von ihm, weil so eben einer seiner allernärrischsten Streiche in voller Blüthe stand. Krespel war berühmt als gelehrter gewandter Jurist und als tüchtiger Diplomatiker. Ein nicht eben bedeutender regierender Fürst in Deutschland hatte sich an ihn gewandt, um ein Memorial auszuarbeiten, das die Ausführung seiner rechtsbegründeten Ansprüche auf ein gewisses Territorium zum Gegenstand hatte, und das er dem Kaiserhofe einzureichen gedachte. Das geschah mit dem glücklichsten Erfolg, und da Krespel

einmal geklagt hatte, daß er nie eine Wohnung ſeiner Bequemlichkeit gemäß finden könne, übernahm der Fürſt, um ihn für jenes Memorial zu lohnen, die Koſten eines Hauſes, das Krespel ganz nach ſeinem Gefallen aufbauen laſſen ſollte. Auch den Platz dazu wollte der Fürſt nach Krespel's Wahl ankaufen laſſen; das nahm Krespel indeſſen nicht an, vielmehr blieb er dabei, daß das Haus in ſeinem vor dem Thor in der ſchönſten Gegend belegenen Garten erbaut werden ſolle. Nun kaufte er alle nur mögliche Materialien zuſammen und ließ ſie herausfahren; dann ſah man ihn, wie er Tagelang in ſeinem ſonderbaren Kleide (das er übrigens ſelbſt angefertigt nach beſtimmten eigenen Principien) den Kalk löſchte, den Sand ſiebte, die Mauerſteine in regelmäßige Haufen aufſetzte u. ſ. w. Mit irgend einem Baumeiſter hatte er nicht geſprochen, an irgend einen Riß nicht gedacht. An einem guten Tage ging er indeſſen zu einem tüchtigen Mauermeiſter in H— und bat ihn, ſich morgen bei Anbruch des Tages mit ſämmtlichen Geſellen und Burſchen, vielen Handlangern u. ſ. w. in dem Garten einzufinden und ſein Haus zu bauen.

Der Baumeiſter fragte natürlicher Weiſe nach dem Bauriß, und erſtaunte nicht wenig, als Krespel erwiederte, es bedürfe deſſen gar nicht, und es werde ſich ſchon Alles, wie es ſein ſolle, fügen. Als der Meiſter

andern Morgens mit ſeinen Leuten an Ort und Stelle kam, fand er einen im regelmäßigen Viereck gezogenen Graben, und Krespel ſprach: „Hier ſoll das Fundament meines Hauſes gelegt werden, und dann bitte ich, die vier Mauern ſo lange heraufzuführen, bis ich ſage, nun iſt's hoch genug.“ „Ohne Fenſter und Thüren, ohne Quermauern?“ fiel der Meiſter, wie über Krespel's Wahnſinn erſchrocken, ein. „So wie ich Ihnen es ſage, beſter Mann,“ erwiederte Krespel ſehr ruhig, „das Uebrige wird ſich alles finden.“ Nur das Verſprechen reicher Belohnung konnte den Meiſter bewegen, den unſinnigen Bau zu unternehmen; aber nie iſt einer luſtiger geführt worden, denn unter beſtändigem Lachen der Arbeiter, die die Arbeitsſtätte nie verließen, da es Speiſe und Trank vollauf gab, ſtiegen die vier Mauern unglaublich ſchnell in die Höhe, bis eines Tages Krespel rief: „Halt!“ Da ſchwieg Kelle und Hammer, die Arbeiter ſtiegen von den Gerüſten herab, und indem ſie den Krespel im Kreiſe umgaben, ſprach es aus jedem lachenden Geſicht: Aber wie nun weiter? — „Platz!“ rief Krespel, lief nach einem Ende des Gartens und ſchritt dann langſam auf ſein Viereck los, dicht an der Mauer ſchüttelte er unwillig den Kopf, lief nach dem andern Ende des Gartens, ſchritt wieder auf das Viereck los und machte es wie zuvor. Noch einige Male wiederholte er das

Spiel, bis er endlich, mit der spitzen Nase hart an die Mauern anlaufend, laut schrie: „Heran, heran ihr Leute, schlagt mir eine Thür' ein!" — Er gab Länge und Breite genau nach Fuß und Zoll an, und es geschah, wie er geboten.

Nun schritt er hinein in das Haus und lächelte wohlgefällig, als der Meister bemerkte, die Mauern hätten gerade die Höhe eines tüchtigen zweistöckigen Hauses. Krespel ging in dem innern Raum bedächtig auf und ab, hinter ihm her die Maurer mit Hammer und Hacke, und so wie er rief: „Hier ein Fenster, sechs Fuß hoch, vier Fuß breit! — dort ein Fensterchen, drei Fuß hoch, zwei Fuß breit!" so wurde es flugs eingeschlagen. Gerade während dieser Operation kam ich nach H—, und es war höchst ergötzlich anzusehen, wie hunderte von Menschen um den Garten herumstanden und allemal laut aufjubelten, wenn die Steine herausflogen, und wieder ein neues Fenster entstand, da wo man es gar nicht vermuthet hatte.

Mit dem übrigen Ausbau des Hauses und mit allen Arbeiten, die dazu nöthig waren, machte es Krespel auf eben dieselbe Weise, indem sie Alles an Ort und Stelle nach seiner augenblicklichen Angabe verfertigen mußten. Die Possierlichkeit des ganzen Unternehmens, die gewonnene Ueberzeugung, daß Alles am Ende sich besser zusammengeschickt, als zu erwarten stand, vor-

züglich aber Krespel's Freigebigkeit, die ihm freilich nichts koſtete, erhielt aber Alle bei guter Laune. So wurden die Schwierigkeiten, die die abentheuerliche Art zu bauen herbeiführen mußte, überwunden, und in kurzer Zeit ſtand ein völlig eingerichtetes Haus da, welches von der Außenſeite den tollſten Anblick gewährte, da kein Fenſter dem andern gleich war u. ſ. w., deſſen innere Einrichtung aber eine ganz eigene Wohlbehaglichkeit erregte. Alle, die hinein kamen, verſicherten dies, und ich ſelbſt fühlte es, als Krespel nach näherer Bekanntſchaft mich hineinführte. Bis jetzt hatte ich nämlich mit dem ſeltſamen Manne noch nicht geſprochen; der Bau beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß er nicht einmal bei dem Profeſſor M*** Dienstags, wie er ſonſt pflegte, ſich zum Mittagseſſen einfand, und ihm, als er ihn beſonders eingeladen, ſagen ließ, vor dem Einweihungsfeſte ſeines Hauſes käme er mit keinem Tritt aus der Thür. Alle Freunde und Bekannte verſpitzten ſich auf ein großes Mahl; Krespel hatte aber Niemand gebeten, als ſämmtliche Meiſter, Geſellen, Burſche und Handlanger, die ſein Haus erbaut. Er bewirthete ſie mit den feinſten Speiſen; Maurerburſche fraßen rückſichtslos Rebhuhn-Paſteten, Tiſchlerjungen hobelten mit Glück an gebratenen Faſanen und hungrige Handlanger langten diesmal ſich ſelbſt die vortrefflichſten Stücke aus dem Trüffel-Fricaſſee zu. Des Abends

kamen Frauen und Töchter, und es begann ein großer Ball. Krespel walzte etwas weniges mit den Meisterfrauen, ſetzte ſich aber dann zu den Stadtmuſikanten, nahm eine Geige und dirigirte die Tanzmuſik bis zum hellen Morgen.

Den Dienstag nach dieſem Feſte, welches den Rath Krespel als Volksfreund darſtellte, fand ich ihn endlich zu meiner nicht geringen Freude bei dem Profeſſor M***. Verwunderlicheres als Krespel's Betragen kann man nicht erfinden. Steif und ungelenk in der Bewegung glaubte man jeden Augenblick, er würde irgendwo anſtoßen, irgend einen Schaden anrichten; das geſchah aber nicht, und man wußte es ſchon, denn die Hausfrau erblaßte nicht im mindeſten, als er mit kühnem Schritt um den mit den ſchönſten Taſſen beſetzten Tiſch ſich herumſchwang, gegen den bis zum Boden reichenden Spiegel manövrirte, und ſelbſt einen Blumentopf von herrlich gemaltem Porzellan ergriff und in der Luft herumſchwenkte, als ob er die Farben ſpielen laſſen wolle. Ueberhaupt beſah Krespel vor Tiſche Alles in des Profeſſors Zimmer auf das genaueſte, er langte ſich auch wohl, auf den gepolſterten Stuhl ſteigend, ein Bild von der Wand herab und hing es wieder auf. Dabei ſprach er viel und heftig, bald (bei Tiſche wurde es auffallend) ſprang er ſchnell von einer Sache auf die andere, bald konnte er von einer Idee gar nicht

los kommen; immer ſie wieder ergreifend, gerieth er in allerlei wunderliche Irrgänge, und konnte ſich nicht wieder finden, bis ihn etwas Anderes erfaßte. Sein Ton war bald rauh und heftig ſchreiend, bald leiſe gedehnt, ſingend, aber immer paßte er nicht zu dem, was Krespel ſprach. Es war von Muſik die Rede, man rühmte einen neuen Componiſten, da lächelte Krespel und ſprach mit ſeiner leiſen, ſingenden Stimme: „Wollt' ich doch, daß der ſchwarzgefiederte Satan den verruchten Tonverdreher zehntauſend Millionen Klafter tief in den Abgrund der Hölle ſchlüge!“ — Dann fuhr er heftig und wild heraus: „Sie iſt ein Engel des Himmels, nichts als reiner Gott geweihter Klang und Ton! — Licht und Sternbild alles Geſanges!“ Und dabei ſtanden ihm Thränen in den Augen. Man mußte ſich erinnern, daß vor einer Stunde von einer berühmten Sängerin geſprochen worden.

Es wurde ein Haſenbraten verzehrt; ich bemerkte, daß Krespel die Knochen auf ſeinem Teller vom Fleiſche ſorglich ſäuberte und genaue Nachfrage nach den Haſenpfoten hielt, die ihm des Profeſſors fünfjähriges Mädchen mit ſehr freundlichem Lächeln brachte. Die Kinder hatten überhaupt den Rath ſchon während des Eſſens ſehr freundlich angeblickt, jetzt ſtanden ſie auf und nahten ſich ihm, jedoch in ſcheuer Ehrfurcht und nur auf drei Schritte. Was ſoll denn das werden,

dachte ich im Innern. Das Deſſert wurde aufgetragen; da zog der Rath ein Kiſtchen aus der Taſche, in dem eine kleine ſtählerne Drehbank lag, die ſchrob er ſofort an den Tiſch feſt, und nun drechſelte er mit unglaublicher Geſchicklichkeit und Schnelligkeit aus den Haſenknochen allerlei winzig kleine Döschen und Büchschen und Kügelchen, die die Kinder jubelnd empfingen.

Im Moment des Aufſtehens von der Tafel fragte des Profeſſors Nichte: „Was macht denn unſere Antonie, lieber Rath?“ — Krespel ſchnitt ein Geſicht, als wenn Jemand in eine bittere Pomeranze beißt und dabei ausſehen will, als wenn er Süßes genoſſen; aber bald verzog ſich dies Geſicht zur graulichen Maske, aus der recht bittrer, grimmiger, ja, wie es mir ſchien, recht teufliſcher Hohn herauslachte. „Unſere? Unſere liebe Antonie?“ frug er mit gedehntem, unangenehm ſingenden Tone. Der Profeſſor kam ſchnell heran; in dem ſtrafenden Blick, den er der Nichte zuwarf, las ich, daß ſie eine Saite berührt hatte, die in Krespel's Innerem widrig diſſoniren mußte. „Wie ſteht es mit den Violinen?“ frug der Profeſſor recht luſtig, indem er den Rath bei beiden Händen erfaßte. Da heiterte ſich Krespel's Geſicht auf, und er erwiederte mit ſeiner ſtarken Stimme: „Vortrefflich, Profeſſor, erſt heute hab' ich die treffliche Geige von Amati, von der ich neulich erzählte, welch' ein Glücksfall ſie mir in die

Hände gespielt, erst heute hab' ich sie aufgeschnitten. Ich hoffe, Antonie wird das Uebrige sorgfältig zerlegt haben." „Antonie ist ein gutes Kind," sprach der Professor. „Ja wahrhaftig, das ist sie!" schrie der Rath, indem er sich schnell umwandte, und, mit einem Griff Hut und Stock erfassend, schnell zur Thüre hinaussprang. Im Spiegel erblickte ich, daß ihm helle Thränen in den Augen standen.

Sobald der Rath fort war, drang ich in den Professor, mir doch nur gleich zu sagen, was es mit den Violinen und vorzüglich mit Antonien für eine Bewandtniß habe. „Ach," sprach der Professor, „wie denn der Rath überhaupt ein ganz wunderlicher Mensch ist, so treibt er auch das Violinbauen auf ganz eigene tolle Weise." „Violinbauen?" fragte ich ganz erstaunt. „Ja," fuhr der Professor fort; „Krespel verfertigt nach dem Urtheil der Kenner die herrlichsten Violinen, die man in neuerer Zeit nur finden kann; sonst ließ er manchmal, war ihm eine besonders gelungen, Andere darauf spielen, das ist aber seit einiger Zeit ganz vorbei. Hat Krespel eine Violine gemacht, so spielt er selbst eine oder zwei Stunden darauf, und zwar mit höchster Kraft, mit hinreißendem Ausdruck, dann hängt er sie aber zu den übrigen, ohne sie jemals wieder zu berühren oder von Andern berühren zu lassen. Ist nur irgend eine Violine von einem alten vorzüg-

lichſten Meiſter aufzutreiben, ſo kauft ſie der Rath um jeden Preis, den man ihm ſtellt. Eben ſo wie ſeine Geigen ſpielt er ſie aber nur ein einziges Mal, dann nimmt er ſie aus einander, um ihre innere Structur genau zu unterſuchen, und wirft, findet er nach ſeiner Einbildung nicht das, was er gerade ſuchte, die Stücke unmuthig in einen großen Kaſten, der ſchon voll Trümmer zerlegter Violinen iſt."

„Wie iſt es aber mit Antonien?" frug ich ſchnell und heftig. „Das iſt nun," fuhr der Profeſſor fort, das iſt nun eine Sache, die den Rath mich könnte im höchſten Grade verabſcheuen laſſen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß bei dem im tiefſten Grunde bis zur Weichlichkeit gutmüthigen Charakter des Rathes es damit eine beſondere geheime Bewandtniß haben müſſe. Als vor mehreren Jahren der Rath hieher nach H— kam, lebte er anachoretiſch mit einer alten Haushälterin in einem finſtern Hauſe auf der —Straße. Bald erregte er durch ſeine Sonderbarkeiten die Neugierde der Nachbarn, und ſogleich, als er dies merkte, ſuchte und fand er Bekanntſchaften. Eben wie in meinem Hauſe gewöhnte man ſich überall ſo an ihn, daß er unentbehrlich wurde. Seines rauhen Aeußeren unerachtet liebten ihn ſogar die Kinder, ohne ihn zu beläſtigen; denn trotz aller Freundlichkeit behielten ſie eine gewiſſe ſcheue Ehrfurcht, die ihn vor allem Zu-

dringlichen ſchützte. Wie er die Kinder durch allerlei Künſte zu gewinnen weiß, haben Sie heute geſehen. Wir hielten ihn Alle für einen Hageſtolz, und er widerſprach dem nicht. Nachdem er ſich einige Zeit hier aufgehalten, reiſte er ab, Niemand wußte wohin, und kam nach einigen Monaten wieder. Den andern Abend nach ſeiner Rückkehr waren Krespel's Fenſter ungewöhnlich erleuchtet, ſchon dies machte die Nachbarn aufmerkſam, bald vernahm man aber die ganz wunderherrliche Stimme eines Frauenzimmers, von einem Pianoforte begleitet. Dann wachten die Töne einer Violine auf, und ſtritten in regem feurigen Kampfe mit der Stimme. Man hörte gleich, daß es der Rath war, der ſpielte. — Ich ſelbſt miſchte mich unter die zahlreiche Menge, die das wundervolle Konzert vor dem Hauſe des Rathes verſammelt hatte, und ich muß Ihnen geſtehen, daß gegen die Stimme, gegen den eigenen tief in das Innerſte dringenden Vortrag der Unbekannten mir der Geſang der berühmteſten Sängerinnen, die ich gehört, matt und ausdruckslos ſchien. Nie hatte ich eine Ahnung von dieſen lang ausgehaltenen Tönen, von dieſen Nachtigallwirbeln, von dieſem Auf- und Abwogen, von dieſem Steigen bis zur Stärke des Orgellautes, von dieſem Sinken bis zum leiſeſten Hauch. Nicht einer war, den der ſüßeſte Zauber nicht umfing, und nur leiſe Seufzer

gingen in der tiefen Stille auf, wenn die Sängerin schwieg.

Es mochte schon Mitternacht sein, als man den Rath sehr heftig reden hörte, eine andere männliche Stimme schien, nach dem Tone zu urtheilen, ihm Vorwürfe zu machen, dazwischen klagte ein Mädchen in abgebrochenen Reden. Heftiger und heftiger schrie der Rath, bis er endlich in jenen gedehnten singenden Ton fiel, den Sie kennen. Ein lauter Schrei des Mädchens unterbrach ihn, dann wurde es todtenstille, bis plötzlich es die Treppe herabpolterte, und ein junger Mensch schluchzend hinausstürzte, der sich in eine nahe stehende Postchaise warf und rasch davon fuhr. Tags darauf erschien der Rath sehr heiter, und Niemand hatte den Muth, ihn nach der Begebenheit der vorigen Nacht zu fragen. Die Haushälterin sagte aber auf Befragen, daß der Rath ein bildhübsches, blutjunges Mädchen mitgebracht, die er Antonie nenne, und die eben so schön gesungen. Auch sei ein junger Mann mitgekommen, der sehr zärtlich mit Antonien gethan, und wohl ihr Bräutigam sein müsse. Der habe aber, weil es der Rath durchaus gewollt, schnell abreisen müssen.

In welchem Verhältniß Antonie mit dem Rath stehet, ist bis jetzt ein Geheimniß, aber so viel ist gewiß, daß er das arme Mädchen auf die gehässigste Weise tyrannisirt. Er bewacht sie, wie der Doctor

Bartholo im Barbier von Sevilla seine Mündel; kaum darf sie sich am Fenster blicken lassen. Führt er sie auf inständiges Bitten einmal in Gesellschaft, so verfolgt er sie mit Argusblicken und leidet durchaus nicht, daß sich irgend ein musikalischer Ton hören lasse, viel weniger, daß Antonie singe, die übrigens auch in seinem Hause nicht mehr singen darf. Antonien's Gesang in jener Nacht ist daher unter dem Publikum der Stadt zu einer Phantasie und Gemüth aufregenden Sage von einem herrlichen Wunder geworden, und selbst die, welche sie gar nicht hörten, sprechen oft, versucht sich eine Sängerin hier am Orte: „Was ist denn das für ein gemeines Quinkeliren? — Nur Antonie vermag zu singen.“ —

Da ich auf solche phantastische Dinge ganz versessen bin, kann man wohl denken, wie nothwendig ich es fand, Antonien's Bekanntschaft zu machen. Jene Aeußerungen des Publikums über Antonien's Gesang hatte ich selbst schon öfters vernommen, aber ich ahnte nicht, daß die Herrliche am Orte sei und in den Banden des wahnsinnigen Krespel's wie eines tyrannischen Zauberers liege. Natürlicher Weise hörte ich gleich in der folgenden Nacht Antonien's wunderbaren Gesang, und da sie mich in einem herrlichen Adagio (lächerlicher Weise kam es mir vor, als hätte ich es selbst componirt) auf das rührendste beschwor, sie zu retten, so war ich bald

entſchloſſen, ein zweiter Aſtolfo in Krespel's Haus wie in Alzinen's Zauberburg einzudringen und die Königin des Geſanges aus ſchmachvollen Banden zu befreien.

Es kam Alles anders, wie ich es mir gedacht hatte; denn kaum hatte ich den Rath zwei- bis dreimal geſehen und mit ihm eifrig über die beſte Structur der Geigen geſprochen, als er mich ſelbſt einlud, ihn in ſeinem Hauſe zu beſuchen. Ich that es, und er zeigte mir den Reichthum ſeiner Violinen. Es hingen deren wohl dreißig in einem Kabinett, unter ihnen zeichnete ſich eine durch alle Spuren der hohen Alterthümlichkeit (geſchnitzten Löwenkopf u. ſ. w.) aus, und ſie ſchien, höher gehängt und mit einer darüber angebrachten Blumenkrone, als Königin den andern zu gebieten.

„Dieſe Violine," ſprach Krespel, nachdem ich ihn darum befragt, „dieſe Violine iſt ein ſehr merkwürdiges, wunderbares Stück eines unbekannten Meiſters, wahrſcheinlich aus Tartini's Zeiten. Ganz überzeugt bin ich, daß in der innern Structur etwas Beſonderes liegt, und daß wenn ich ſie zerlegte, ſich mir ein Geheimniß erſchließen würde, dem ich längſt nachſpürte, aber — lachen Sie mich nur aus, wenn Sie wollen, dies todte Ding, dem ich ſelbſt doch nur erſt Leben und Laut gebe, ſpricht oft aus ſich ſelbſt zu mir auf wunderliche Weiſe, und es war mir, da ich zum erſten Male darauf ſpielte, als wär' ich nur der Magneti-

ſeur, der die Somnambule zu erregen vermag, daß ſie ſelbſtthätig ihre innere Anſchauung in Worten verkündet. — Glauben Sie ja nicht, daß ich geckenhaft genug bin, von ſolchen Phantaſtereien auch nur das Mindeſte zu halten; aber eigen iſt es doch, daß ich es nie über mich erhielt, jenes dumme todte Ding dort aufzuſchneiden. Lieb iſt es mir jetzt, daß ich es nicht gethan, denn ſeitdem Antonie hier iſt, ſpiele ich ihr zuweilen etwas auf dieſer Geige vor. — Antonie hört es gern — gar gern."

Die Worte ſprach der Rath mit ſichtlicher Rührung, das ermuthigte mich zu den Worten: „O mein beſter Herr Rath, wollten Sie das nicht in meiner Gegenwart thun?" Krespel ſchnitt aber ſein ſüßſaures Geſicht und ſprach mit gedehntem ſingenden Ton: „Nein, mein beſter Herr Studioſus!" Damit war die Sache abgethan. Nun mußte ich mit ihm allerlei zum Theil kindiſche Raritäten beſehen; endlich griff er in ein Kiſtchen und holte ein zuſammengelegtes Papier heraus, das er mir in die Hand drückte, ſehr feierlich ſprechend: „Sie ſind ein Freund der Kunſt, nehmen Sie dies Geſchenk als ein theures Andenken, das Ihnen ewig über Alles werth bleiben muß." Dabei ſchob er mich bei beiden Schultern ſehr ſanft nach der Thüre zu und umarmte mich an der Schwelle. Eigentlich wurde ich doch von ihm auf ſymboliſche Weiſe zur

Thüre hinausgeworfen. Als ich das Papierchen aufmachte, fand ich ein ungefähr ein Achtel-Zoll langes Stückchen einer Quinte und dabei geschrieben: „Von der Quinte, womit der selige Stamitz seine Geige bezogen hatte, als er sein letztes Conzert spielte.“

Die schnöde Abfertigung, als ich Antonien's erwähnte, schien mir zu beweisen, daß ich sie wohl nie zu sehen bekommen würde; dem war aber nicht so, denn als ich den Rath zum zweitenmale besuchte, fand ich Antonie in seinem Zimmer, ihm helfend bei dem Zusammensetzen einer Geige. Antonien's Aeußeres machte auf den ersten Anblick keinen starken Eindruck, aber bald konnte man nicht loskommen von dem blauen Auge und den holden Rosenlippen der ungemein zarten lieblichen Gestalt. Sie war sehr blaß, aber wurde etwas Geistreiches und Heiteres gesagt, so flog in süßem Lächeln ein feuriges Incarnat über die Wangen hin, das jedoch bald im röthlichen Schimmer erblaßte. Ganz unbefangen sprach ich mit Antonien und bemerkte durchaus nichts von den Argusblicken Krespel's, wie sie der Professor ihm angedichtet hatte, vielmehr blieb er ganz in gewöhnlichem Geleise, ja er schien sogar meiner Unterhaltung mit Antonien Beifall zu geben.

So geschah es, daß ich öfter den Rath besuchte, und wechselseitiges Aneinandergewöhnen dem kleinen

Kreiſe von uns dreien eine wunderbare Wohlbehaglichkeit gab, die uns bis ins Innerſte hinein erfreute. Der Rath blieb mit ſeinen höchſt ſeltſamen Scurilitäten mir ſehr ergötzlich; aber doch war es wohl nur Antonie, die mit unwiderſtehlichem Zauber mich hinzog und mich Manches ertragen ließ, dem ich ſonſt ungeduldig, wie ich damals war, entronnen. In das eigenthümlich Seltſame des Rathes miſchte ſich nämlich gar zu oft Abgeſchmacktes und Langweiliges; vorzüglich zuwider war es mir aber, daß er, ſobald ich das Geſpräch auf Muſik, insbeſondere auf Geſang lenkte, mit ſeinem diaboliſch lächelnden Geſicht und ſeinem widrig ſingenden Tone einfiel, etwas ganz Heterogenes, mehrentheils Gemeines, auf die Bahn bringend. An der tiefen Betrübniß, die dann aus Antonien's Blicken ſprach, merkte ich wohl, daß es nur geſchah, um irgend eine Aufforderung zum Geſange mir abzuſchneiden. Ich ließ nicht nach. Mit den Hinderniſſen, die mir der Rath entgegen ſtellte, wuchs mein Muth, ſie zu überſteigen, ich mußte Antonien's Geſang hören, um nicht in Träumen und Ahnungen dieſes Geſanges zu verſchwimmen.

Eines Abends war Krespel bei beſonders guter Laune; er hatte eine alte Cremoneſer Geige zerlegt, und gefunden, daß der Stimmſtock um eine halbe Linie ſchräger als ſonſt geſtellt war. Wichtige, die Praxis

bereichernde Erfahrung! — Es gelang mir, ihn über die wahre Art des Violinſpielens in Feuer zu ſetzen. Der großen, wahrhaftigen Sängern abgehorchte Vortrag der alten Meiſter, von dem Krespel ſprach, führte von ſelbſt die Bemerkung herbei, daß jetzt gerade umgekehrt der Geſang ſich nach den erkünſtelten Sprüngen und Läufen der Inſtrumentaliſten verbilde. „Was iſt unſinniger," rief ich, vom Stuhle aufſpringend, hin zum Pianoforte laufend und es ſchnell öffnend; „was iſt unſinniger, als ſolche vertractе Manieren, welche, ſtatt Muſik zu ſein, dem Tone über den Boden hingeſchütteter Erbſen gleichen." Ich ſang manche der modernen Fermaten, die hin und her laufen und ſchnurren, wie ein tüchtig losgeſchnürter Kreiſel, einzelne ſchlechte Accorde dazu anſchlagend. Uebermäßig lachte Krespel und ſchrie; „Haha! mich dünkt, ich höre unſere deutſchen Italiener oder unſere italieniſchen Deutſchen, wie ſie ſich in einer Arie von Pucitta oder Portogallo oder ſonſt einem Maestro di Capella oder vielmehr Schiavo d'un primo uomo übernehmen."

Nun, dachte ich, iſt der Zeitpunkt da. „Nicht wahr," wandte ich mich zu Antonien, „nicht wahr, von dieſer Singerei weiß Antonie nichts?" und zugleich intonirte ich ein herrliches, ſeelenvolles Lied vom alten Leonardo Leo. Da glühten Antonien's Wangen, Himmelsglanz blitzte aus den neubeſeelten Augen, ſie ſprang an das

Pianoforte — ſie öffnete die Lippen — Aber in demſelben Augenblick drängte ſie Krespel fort, ergriff mich bei den Schultern und ſchrie im kreiſchenden Tenor: „Söhnchen — Söhnchen — Söhnchen!“ Und gleich fuhr er fort, ſehr leiſe ſingend und in höflich gebeugter Stellung meine Hand ergreifend: „In der That, mein höchſt verehrungswürdiger Herr Studioſus, in der That, gegen alle Lebensart, gegen alle guten Sitten würde es anſtoßen, wenn ich laut und lebhaft den Wunſch äußerte, daß Ihnen hier auf der Stelle gleich der hölliſche Satan mit glühenden Krallenfäuſten ſanft das Genick abſtieße und Sie auf die Weiſe gewiſſermaßen kurz expedirte; aber davon abgeſehen müſſen Sie eingeſtehen, Liebwertheſter, daß es bedeutend dunkelt, und da heute keine Laterne brennt, könnten Sie, würfe ich Sie auch gerade nicht die Treppe hinab, doch Schaden leiden an Ihren lieben Gebeinen. Gehen Sie fein zu Hauſe, und erinnern Sie Sich freundſchaftlichſt Ihres wahren Freundes, wenn Sie ihn etwa nie mehr — verſtehen Sie wohl? — nie mehr zu Hauſe antreffen ſollten?“

Damit umarmte er mich und drehte ſich, mich feſthaltend, langſam mit mir zur Thüre heraus, ſo daß ich Antonie mit keinem Blick mehr anſchauen konnte. Der Profeſſor lachte mich ſehr aus, und verſicherte, daß ich es nun mit dem Rath auf immer verdorben

hätte. Den ſchmachtenden an's Fenſter hinaufblickenden Amoroſo, den verliebten Abentheurer zu machen, dazu war Antonie mir zu werth, ich möchte ſagen zu heilig. Im Innerſten zerriſſen, verließ ich H—, aber wie es zu gehen pflegt, die grellen Farben des Phantaſiegebildes verblaſſen, nur Antonien's Geſang, den ich nie gehört, leuchtete oft in mein tiefſtes Gemüth hinein, wie ein ſanfter tröſtender Roſenſchimmer.

Nach zwei Jahren war ich ſchon in B— angeſtellt, als ich eine Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland unternahm. Im duftigen Abendroth erhoben ſich die Thürme von H—; ſo wie ich näher und näher kam, ergriff mich ein unbeſchreibliches Gefühl der peinlichſten Angſt; wie eine ſchwere Laſt hatte es ſich über meine Bruſt gelegt, ich konnte nicht athmen; ich mußte hinaus aus dem Wagen in's Freie. Aber bis zum phyſiſchen Schmerz ſteigerte ſich meine Beklemmung. Mir war es bald, als hörte ich die Accorde eines feierlichen Chorals durch die Lüfte ſchweben, die Töne wurden deutlicher, ich unterſchied Männerſtimmen, die einen geiſtlichen Choral abſangen. — „Was iſt das? was iſt das?“ rief ich, indem es wie ein glühender Dolch durch meine Bruſt fuhr! — „Sehen Sie denn nicht,“ erwiederte der neben mir fahrende Poſtillon, „ſehen Sie es denn nicht? da drüben auf dem Kirchhof begraben ſie Einen!“

In der That befanden wir uns in der Nähe des Kirchhofes, und ich ſah einen Kreis ſchwarzgekleideter Menſchen um ein Grab ſtehen, das man zuzuſchütten im Begriff ſtand. Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen; es war, als begrübe man dort alle Luſt, alle Freude des Lebens. Raſch vorwärts von dem Hügel herabgeſchritten, konnte ich nicht mehr in den Kirchhof hineinſehen; der Choral ſchwieg, und ich bemerkte unfern des Thores ſchwarzgekleidete Menſchen, die von dem Begräbniß zurückkamen: der Profeſſor mit ſeiner Nichte am Arm, beide in tiefer Trauer, ſchritten dicht bei mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Die Nichte hatte das Tuch vor die Augen gedrückt und ſchluchzte heftig.

Es war mir unmöglich, in die Stadt hineinzugehen, ich ſchickte meinen Bedienten mit dem Wagen nach dem gewohnten Gaſthofe und lief in die mir wohl bekannte Gegend hinaus, um ſo eine Stimmung los zu werden, die vielleicht nur phyſiſche Urſachen, Erhitzung auf der Reiſe u. ſ. w. haben konnte. Als ich in die Allee kam, welche nach einem Luſtorte führt, ging vor mir das ſonderbarſte Schauſpiel auf. Rath Krespel wurde von zwei Trauermännern geführt, denen er durch allerlei ſeltſame Sprünge entrinnen zu wollen ſchien. Er war, wie gewöhnlich, in ſeinem wunderlichen grauen, ſelbſt zugeſchnittenen Rock gekleidet, nur

hing von dem kleinen dreieckigen Hütchen, das er martialisch auf ein Ohr gedrückt, ein sehr langer schmaler Trauerflor herab, der in der Luft hin- und herflatterte. Um den Leib hatte er ein schwarzes Degengehenk geschnallt, doch statt des Degens einen langen Violinbogen hineingesteckt.

Eiskalt fuhr es mir durch die Glieder; der ist wahnsinnig, dacht' ich, indem ich langsam folgte. Die Männer führten den Rath bis an sein Haus, da umarmte er sie mit lautem Lachen. Sie verließen ihn, und nun fiel sein Blick auf mich, der dicht neben ihm stand. Er sah mich lange starr an, dann rief er dumpf: „Willkommen, Herr Studiosus! — Sie verstehen es ja auch," — damit packte er mich beim Arm und riß mich fort in das Haus — die Treppe hinauf in das Zimmer hinein, wo die Violinen hingen. Alle waren mit schwarzem Flor umhüllt: die Violine des alten Meisters fehlte, an ihrem Platze hing ein Cypressenkranz. — Ich wußte, was geschehen. — „Antonie! Antonie!" schrie ich auf in trostlosem Jammer. Der Rath stand wie erstarrt mit übereinandergeschlagenen Armen neben mir. Ich zeigte nach dem Cypressenkranz. „Als sie starb," sprach der Rath sehr feierlich, „als sie starb, zerbrach mit dröhnendem Krachen der Stimmstock in jener Geige, und der Resonanzboden riß sich auseinander. Die Getreue konnte nur mit ihr, in ihr

leben; ſie liegt bei ihr im Sarge, ſie iſt mit ihr begraben worden.“

Tief erſchüttert ſank ich in einen Stuhl, aber der Rath fing an, mit rauhem Ton ein luſtig Lied zu ſingen, und es war recht graulich anzuſehen, wie er auf einem Fuße dazu herumſprang, und der Flor (er hatte den Hut auf dem Kopfe) im Zimmer und an den aufgehängten Violinen herumſtrich; ja ich konnte mich eines überlauten Schreies nicht erwehren, als der Flor bei einer raſchen Wendung des Rathes über mich herfuhr; es war mir, als wollte er mich verhüllt herabziehen in den ſchwarzen, entſetzlichen Abgrund des Wahnſinns. Da ſtand der Rath plötzlich ſtille, und ſprach in ſeinem ſingendem Ton: „Söhnchen! — Söhnchen! — warum ſchreiſt du ſo; haſt du den Todtenengel geſchaut? — das geht allemal der Ceremonie vorher!“

Nun trat er in die Mitte des Zimmers, riß den Violinbogen aus dem Gehenke, hielt ihn mit beiden Händen über den Kopf und zerbrach ihn, daß er in viele Stücke zerſplitterte. Laut lachend rief Krespel: „Nun iſt der Stab über mich gebrochen, meinſt du Söhnchen, nicht wahr? Mit Nichten, mit Nichten, nun bin ich frei — frei — frei — heiſa frei! Nun bau' ich keine Geigen mehr — keine Geigen mehr — heiſa keine Geigen mehr!“ — Das ſang der Rath

nach einer ſchauerlich luſtigen Melodie, indem er wieder auf einem Fuße herumſprang. Voll Grauen wollte ich ſchnell zur Thüre heraus, aber der Rath hielt mich feſt, indem er ſehr gelaſſen ſprach: „Bleiben Sie, Herr Studioſus, halten Sie dieſe Ausbrüche des Schmerzes, der mich mit Todesmartern zerreißt, nicht für Wahnſinn; aber es geſchieht nur Alles deshalb, weil ich mir vor einiger Zeit einen Schlafrock anfertigte, in dem ich ausſehen wollte wie das Schickſal oder wie Gott!“

Der Rath ſchwatzte tolles, grauliches Zeug durch einander, bis er ganz erſchöpft zuſammenſank; auf mein Rufen kam die alte Haushälterin herbei, und ich war froh, als ich mich nur wieder im Freien befand. — Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran, daß Krespel wahnſinnig geworden, der Profeſſor behauptete jedoch das Gegentheil. „Es giebt Menſchen,“ ſprach er, „denen die Natur oder ein beſonderes Verhängniß die Decke wegzog, unter der wir Andern unſer tolles Weſen unbemerkter treiben. Sie gleichen dünn gehäuteten Inſecten, die im regen ſichtbaren Muskelſpiel mißgeſtaltet erſcheinen, ungeachtet ſich Alles bald wieder in die gehörige Form fügt. Was bei uns Gedanke bleibt, wird dem Krespel Alles zur That. — Den bittern Hohn, wie der in das irdiſche Thun und Treiben eingeſchachtete Geiſt ihn wohl oft bei der Hand

hat, führt Krespel aus in tollen Gebehrden und geſchickten Haſenſprüngen. Das iſt aber ſein Blitzableiter. Was aus der Erde ſteigt, giebt er wieder der Erde, aber das Göttliche weiß er zu bewahren; und ſo ſteht es mit ſeinem innern Bewußtſein recht gut, glaub' ich, unerachtet der ſcheinbaren, nach außen herausſpringenden Tollheit. Antonien's plötzlicher Tod mag freilich ſchwer auf ihm laſten, aber ich wette, daß der Rath ſchon morgenden Tages ſeinen Eſelstritt im gewöhnlichen Geleiſe weiter forttrabt." — Beinahe geſchah es ſo, wie der Profeſſor es vorausgeſagt. Der Rath ſchien andern Tages ganz der vorige, nur erklärte er, daß er niemals mehr Violinen bauen und auch auf keiner jemals mehr ſpielen wolle. Das hat er, wie ich ſpäter erfuhr, gehalten.

Des Profeſſors Andeutungen beſtärkten meine innere Ueberzeugung, daß das nähere, ſo ſorgfältig verſchwiegene Verhältniß Antonien's zum Rath, ja daß ſelbſt ihr Tod eine ſchwer auf ihm laſtende, nicht abzubüßende Schuld ſein könne. Nicht wollte ich H— verlaſſen, ohne ihm das Verbrechen, welches ich ahnte, vorzuhalten; ich wollte ihn bis in's Innerſte hinein erſchüttern, und ſo das offene Geſtändniß der gräßlichen That erzwingen. Je mehr ich der Sache nachdachte, deſto klarer wurde es mir, daß Krespel ein Böſewicht ſein müſſe, und deſto feuriger, eindringlicher

wurde die Rede, die ſich wie von ſelbſt zu einem wahren rhetoriſchen Meiſterſtück formte. So gerüſtet und ganz erhitzt lief ich zu dem Rath.

Ich fand ihn, wie er mit ſehr ruhiger, lächelnder Miene Spielſachen drechſelte. „Wie kann nur,“ fuhr ich auf ihn los, „wie kann nur auf einen Augenblick Frieden in Ihre Seele kommen, da der Gedanke an die gräßliche That Sie mit Schlangenbiſſen peinigen muß? — Der Rath ſah mich verwundert an, den Meißel bei Seite legend. „Wie ſo, mein Beſter?“ fragte er; — „ſetzen Sie Sich doch gefälligſt auf jenen Stuhl!“ — Aber eifrig fuhr ich fort, indem ich, mich ſelbſt immer mehr erhitzend, ihn geradezu anklagte, Antonie ermordet zu haben, und ihm mit der Rache der ewigen Macht drohte. Ja, als nicht längſt eingeweihte Juſtizperſon, erfüllt von meinem Beruf, ging ich ſo weit, ihm zu verſichern, daß ich Alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen, und ſo ihn dem weltlichen Richter ſchon hienieden in die Hände zu liefern.

Ich wurde in der That etwas verlegen, da nach dem Schluſſe meiner gewaltig pomphaften Rede der Rath, ohne ein Wort zu erwiedern, mich ſehr ruhig anblickte, als erwarte er, ich müſſe noch weiter fortfahren. Das verſuchte ich auch in der That, aber es kam nun Alles ſo ſchief, ja ſo albern heraus, daß

ich gleich wieder ſchwieg. Krespel weidete ſich an meiner Verlegenheit, ein boshaftes, ironiſches Lächeln flog über ſein Geſicht. Dann wurde er aber ſehr ernſt und ſprach mit feierlichem Tone: „Junger Menſch! Du magſt mich für närriſch, für wahnſinnig halten, das verzeihe ich Dir, da wir beide in demſelben Irrenhauſe eingeſperrt ſind, und Du mich darüber, daß ich Gott der Vater zu ſein wähne, nur deshalb ſchiltſt, weil Du Dich für Gott den Sohn hältſt; wie magſt Du Dich aber unterfangen, in ein Leben eindringen zu wollen, ſeine geheimſten Fäden erfaſſend, das Dir fremd blieb und bleiben mußte? — Sie iſt dahin, und das Geheimniß gelöſt!“

Krespel hielt inne, ſtand auf und ſchritt die Stube einige Male auf und ab. Ich wagte die Bitte um Aufklärung; er ſah mich ſtarr an, faßte mich bei der Hand, und führte mich an das Fenſter, beide Flügel öffnend. Mit aufgeſtützten Armen legte er ſich hinaus, und ſo in den Garten hinabblickend erzählte er mir die Geſchichte ſeines Lebens. — Als er geendet, verließ ich ihn gerührt und beſchämt.

Mit Antonie verhielt es ſich kürzlich in folgender Art. — Vor zwanzig Jahren trieb die bis zur Leidenſchaft geſteigerte Liebhaberei, die beſten Geigen alter Meiſter aufzuſuchen und zu kaufen, den Rath nach Italien. Selbſt baute er damals noch keine, und

unterließ daher auch das Zerlegen jener alten Geigen. In Venedig hörte er die berühmte Sängerin Angela, welche damals auf dem Teatro di S. Benedetto in den erſten Rollen glänzte. Sein Enthuſiasmus galt nicht der Kunſt allein, die Signora Angela freilich auf die herrlichſte Weiſe übte, ſondern auch wohl ihrer Engelsſchönheit. Der Rath ſuchte Angela's Bekanntſchaft, und trotz aller ſeiner Schroffheit gelang es ihm, vorzüglich durch ſein keckes und dabei höchſt ausdrucksvolles Violinſpiel ſie ganz für ſich zu gewinnen. — Das engſte Verhältniß führte in wenigen Wochen zur Heirath, die deshalb verborgen blieb, weil Angela ſich weder vom Theater, noch von dem Namen, der die berühmte Sängerin bezeichnete, trennen oder ihm auch nur das übeltönende „Krespel" hinzufügen wollte.

Mit der tollſten Ironie beſchrieb Krespel die ganz eigene Art, wie Signora Angela, ſobald ſie ſeine Frau geworden, ihn marterte und quälte. Aller Eigenſinn, alles launiſche Weſen ſämmtlicher erſter Sängerinnen ſei, wie Krespel meinte, in Angela's kleine Figur hineingebannt worden. Wollte er ſich einmal in Poſitur ſetzen, ſo ſchickte ihm Angela ein ganzes Heer von Abbates, Maeſtro's, Academico's über den Hals, die, unbekannt mit ſeinem eigentlichen Verhältniß, ihn als den unerträglichſten, unhöflichſten Liebhaber, der ſich

in die liebenswürdige Laune der Signora nicht zu ſchicken wiſſe, ausfilzten. Gerade nach einem ſolchen ſtürmiſchen Auftritt war Krespel auf Angela's Landhaus geflohen, und vergaß, auf ſeiner Cremoneſer Geige fantaſirend, die Leiden des Tages. Doch nicht lange dauerte es, als Signora, die dem Rath ſchnell nachgefahren, in den Saal trat. Sie war gerade in der Laune, die Zärtliche zu ſpielen, ſie umarmte den Rath mit ſüßen ſchmachtenden Blicken, ſie legte das Köpfchen auf ſeine Schulter. Aber der Rath, in die Welt ſeiner Accorde verſtiegen, geigte fort, daß die Wände wiederhallten, und es begab ſich, daß er mit Arm und Bogen die Signora etwas unſanft berührte. Die ſprang aber voller Furie zurück; „bestia tedesca!“ ſchrie ſie auf, riß dem Rath die Geige aus der Hand und zerſchlug ſie an dem Marmortiſch in tauſend Stücke. Der Rath blieb, erſtarrt zur Bildſäule, vor ihr ſtehen, dann aber, wie aus dem Traume erwacht, faßte er Signora mit Rieſenſtärke, warf ſie durch das Fenſter ihres eigenen Luſthauſes und floh, ohne ſich weiter um etwas zu bekümmern, nach Venedig — nach Deutſchland zurück.

Erſt nach einiger Zeit wurde es ihm recht deutlich, was er gethan; obſchon er wußte, daß die Höhe des Fenſters vom Boden kaum fünf Fuß betrug, und ihm die Nothwendigkeit, Signora bei obbewandten Um-

ſtänden durch's Fenſter zu werfen, ganz einleuchtete, ſo fühlte er ſich doch von peinlicher Unruhe gequält, um ſo mehr, da Signora ihm nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß ſie guter Hoffnung ſei. Er wagte kaum Erkundigungen einzuziehen, und nicht wenig überraſchte es ihn, als er nach ungefähr acht Monaten einen gar zärtlichen Brief von der geliebten Gattin erhielt, worin ſie jenes Vorganges im Landhauſe mit keiner Silbe erwähnte, und der Nachricht, daß ſie von einem herzallerliebſten Töchterchen entbunden, die herzlichſte Bitte hinzufügte, daß der Marito amato e padre felicissimo doch nur gleich nach Venedig kommen möge.

Das that Krespel nicht, erkundigte ſich vielmehr bei einem vertrauten Freunde nach den näheren Umſtänden, und erfuhr, daß Signora damals leicht wie ein Vogel in's weiche Gras herabgeſunken ſei, und der Fall oder Sturz durchaus keine andere als pſychiſche Folgen gehabt habe. Signora ſei nämlich nach Krespel's heroiſcher That wie umgewandelt; von Launen, närriſchen Einfällen, von irgend einer Quälerei ließe ſie durchaus nichts mehr verſpüren, und der Maeſtro, der für das nächſte Carneval componirt, ſei der glücklichſte Menſch unter der Sonne, weil Signora ſeine Arien ohne Hunderttauſend Abänderungen, die er ſich ſonſt gefallen laſſen müſſen, ſingen wolle. Uebrigens

habe man alle Urſache, meinte der Freund, es ſorgfältig zu verſchweigen, wie Angela kurirt worden, da ſonſt jeden Tag Sängerinnen durch die Fenſter fliegen würden.

Der Rath gerieth in nicht geringe Bewegung, er beſtellte Pferde, er ſetzte ſich in den Wagen. „Halt!“ rief er plötzlich. — „Wie,“ murmelte er dann in ſich hinein, „iſt's denn nicht ausgemacht, daß, ſobald ich mich blicken laſſe, der böſe Geiſt wieder Kraft und Macht erhält über Angela? — Da ich ſie ſchon zum Fenſter hinausgeworfen, was ſoll ich nun in gleichem Falle thun? was iſt mir noch übrig?“ — Er ſtieg wieder aus dem Wagen, ſchrieb einen zärtlichen Brief an ſeine geneſene Frau, worin er höflich berührte, wie zart es von ihr ſei, ausdrücklich es zu rühmen, daß das Töchterchen gleich ihm ein kleines Mal hinter dem Ohre trage, und blieb in Deutſchland. Der Briefwechſel dauerte ſehr lebhaft fort. — Verſicherungen der Liebe — Einladungen — Klagen über die Abweſenheit der Geliebten — verfehlte Wünſche — Hoffnungen u. ſ. w. flogen hin und her, von Venedig nach H—, von H— nach Venedig. — Angela kam endlich nach Deutſchland, und glänzte, wie bekannt, als Prima Donna auf dem großen Theater in F—. Ungeachtet ſie gar nicht mehr jung war, riß ſie doch Alles hin mit dem unwiderſtehlichen Zauber ihres wunderbar

herrlichen Geſanges. Ihre Stimme hatte damals nicht im mindeſten verloren.

Antonie war indeſſen herangewachſen, und die Mutter konnte nicht genug dem Vater ſchreiben, wie in Antonien eine Sängerin vom erſten Range aufblühe. In der That beſtätigten dies die Freunde Krespel's in F—, die ihm zuſetzten, doch nur einmal nach F— zu kommen, um die ſeltene Erſcheinung zwei ganz ſublimer Sängerinnen zu bewundern. Sie ahnten nicht, in welchem nahen Verhältniſſe der Rath mit dieſem Paare ſtand. Krespel hätte gar zu gern die Tochter, die recht in ſeinem Innerſten lebte, und die ihm öfter als Traumbild erſchien, mit leiblichen Augen geſehen; aber ſo wie er an ſeine Frau dachte, wurde es ihm ganz unheimlich zu Muthe, und er blieb zu Hauſe unter ſeinen zerſchnittenen Geigen ſitzen.

Ein hoffnungsvoller junger Componiſt verliebte ſich in Antonie ſo ſehr, daß er, da Antonie ſeine Liebe recht herzlich erwiederte, die Mutter anlag, doch nur gleich in eine Verbindung zu willigen, die die Kunſt heilige. Angela hatte nichts dagegen, und der Rath ſtimmte um ſo lieber bei, als des jungen Meiſters Compoſitionen Gnade gefunden vor ſeinem ſtrengen Richterſtuhl. Krespel glaubte Nachricht von der vollzogenen Heirath zu erhalten; ſtatt derſelben kam ein ſchwarz geſiegelter Brief, von fremder Hand über-

ſchrieben. Der Doctor R... meldete dem Rath, daß Angela an den Folgen einer Erkältung im Theater heftig erkrankt, und gerade in der Nacht, als am andern Tage Antonie getraut werden ſollen, geſtorben ſei. Ihm, dem Doctor, habe Angela entdeckt, daß ſie Krespel's Frau und Antonie ſeine Tochter ſei; er möge daher eilen, ſich der Verlaſſenen anzunehmen.

So ſehr auch der Rath von Angela's Hinſcheiden erſchüttert wurde, war es ihm doch bald, als ſei ein ſtörendes unheimliches Princip aus ſeinem Leben gewichen, und er könne nun erſt recht frei athmen. Noch denſelben Tag reiſte er nach F—.

Man kann nicht glauben, wie herzzerreißend mir der Rath den Moment ſchilderte, als er Antonie ſah. Selbſt in der Bizarrerie ſeines Ausdrucks lag eine wunderbare Macht der Darſtellung, die auch nur anzudeuten ich gar nicht im Stande bin. — Alle Liebenswürdigkeit, alle Anmuth Angela's wurde Antonie zu Theil, der aber die häßliche Kehrſeite ganz fehlte. Der junge Bräutigam fand ſich ein; Antonie, mit zartem Sinn den wunderlichen Vater im tiefſten Innern richtig auffaſſend, ſang eine jener Motetten des alten Padre Martini, von denen ſie wußte, daß Angela ſie dem Rath in der höchſten Blüthe ihrer Liebeszeit unaufhörlich vorſingen müſſen. Der Rath vergoß Ströme von Thränen: nie hatte er ſelbſt Angela ſo ſingen

hören. Der Klang von Antonien's Stimme war ganz eigenthümlich und seltsam, oft dem Hauch der Aeolsharfe, oft dem Schmettern der Nachtigall gleichend. Die Töne schienen nicht Raum haben zu können in der menschlichen Brust. Antonie, vor Freude und Liebe glühend, sang und sang alle ihre schönsten Lieder und ihr Geliebter spielte dazwischen, wie es nur die wonnetrunkene Begeisterung vermag. Krespel schwamm erst in Entzücken, dann wurde er nachdenklich — still — in sich gekehrt. Endlich sprang er auf, drückte Antonie an seine Brust und bat sehr leise und dumpf: „Nicht mehr singen, wenn Du mich liebst — es drückt mir das Herz ab — die Angst — die Angst — Nicht mehr singen. —"

„Nein," sprach der Rath andern Tages zum Doctor R..., „als während des Gesanges ihre Röthe sich zusammenzog in zwei dunkelrothe Flecke auf den blassen Wangen, da war es nicht mehr dumme Familien-Aehnlichkeit, da war es das, was ich gefürchtet." —

Der Doctor, dessen Miene vom Anfang des Gesprächs von tiefer Bekümmerniß zeugte, erwiederte: „Mag es sein, daß es von zu früher Anstrengung im Singen herrührt, oder hat die Natur es verschuldet, genug Antonie leidet an einem organischen Fehler in der Brust, der eben ihrer Stimme die wundervolle Kraft und den seltsamen, ich möchte sagen, über die

Sphäre des menſchlichen Geſanges hinaustönenden Klang giebt. Aber auch ihr früher Tod iſt die Folge davon, denn ſingt ſie fort, ſo gebe ich ihr noch höchſtens ſechs Monate Zeit.

Den Rath zerſchnitt es im Innern wie mit hundert Schwertern. Es war ihm, als hinge zum erſten Male ein ſchöner Baum die wunderherrlichen Blüthen in ſein Leben hinein, und der ſolle recht an der Wurzel zerſägt werden, damit er nie mehr zu grünen und zu blühen vermöge. Sein Entſchluß war gefaßt. Er ſagte Antonie Alles; er ſtellte ihr die Wahl, ob ſie dem Bräutigam folgen und ſeiner und der Welt Verlockung nachgeben, ſo aber früh untergehen, oder ob ſie dem Vater noch in ſeinen alten Tagen nie gefühlte Ruhe und Freude bereiten, ſo aber noch Jahre lang leben wolle. Antonie fiel dem Vater ſchluchzend in die Arme; er wollte, das Zerreißende der kommenden Momente wohl fühlend, nichts Deutlicheres vernehmen. Er ſprach mit dem Bräutigam, aber unerachtet dieſer verſicherte, daß nie ein Ton über Antonien's Lippen gehen ſolle, ſo wußte der Rath doch wohl, daß er nicht der Verſuchung würde widerſtehen können, Antonie ſingen zu hören, wenigſtens von ihm ſelbſt componirte Arien. Auch die Welt, das muſikaliſche Publikum, mocht' es auch unterrichtet ſein von Antonien's Leiden, gab gewiß die Anſprüche nicht auf; denn dies

Volk iſt ja, kommt es auf Genuß an, egoiſtiſch und grauſam.

Der Rath verſchwand mit Antonie aus F— und kam nach H—. Verzweiflungsvoll vernahm der Bräutigam die Abreiſe. Er verfolgte die Spur, holte den Rath ein, und kam zugleich mit ihm nach H—. — „Nur einmal ihn ſehen und dann ſterben," flehte Antonie. „Sterben? — ſterben?" rief der Rath in wildem Zorn, eiskalter Schauer durchbebte ſein Inneres. — Die Tochter, das einzige Weſen auf der weiten Welt, das nie gekannte Luſt in ihm entzündet, das allein ihn mit dem Leben verſöhnte, riß ſich gewaltſam los von ſeinem Herzen, und er wollte, daß das Entſetzliche geſchehe. — Der junge Mann mußte an den Flügel, Antonie ſang, Krespel ſpielte luſtig die Geige, bis ſich jene rothen Flecke auf Antonien's Wangen zeigten. Da befahl er einzuhalten; als nun aber der Geliebte Abſchied nahm von Antonie, ſank ſie plötzlich mit einem lauten Schrei zuſammen.

„Ich glaubte," ſo erzählte mir Krespel, „ſie wäre, wie ich es vorausgeſehen, nun wirklich todt, und blieb, da ich einmal mich ſelbſt auf die höchſte Spitze geſtellt hatte, ſehr gelaſſen und mit mir einig. Ich faßte den Menſchen, der in ſeiner Erſtarrung ſchaafsmäßig und albern anzuſehen war, bei den Schultern und ſprach (der Rath fiel in ſeinen ſingenden Ton): da Sie,

verehrungswürdigſter Claviermeiſter, wie Sie gewollt und gewünſcht, Ihre liebe Braut wirklich ermordet haben, ſo können Sie nun ruhig abgehen, es wäre denn, Sie wollten ſo lange gütigſt verziehen, bis ich Ihnen den blanken Hirſchfänger durch das Herz renne, damit ſo meine Tochter, die, wie Sie ſehen, ziemlich verblaßt, einige Couleur bekomme durch Ihr ſehr werthes Blut. — Rennen Sie nur geſchwind, aber ich könnte Ihnen auch ein flinkes Meſſerchen nachwerfen! — Ich muß wohl bei dieſen Worten etwas graulich ausgeſehen haben; denn mit einem Schrei des tiefſten Entſetzens ſprang er, ſich von mir loßreißend, fort durch die Thüre, die Treppe hinab.“

Wie der Rath nun, nachdem er fortgerannt war, Antonie, die bewußtlos auf der Erde lag, aufrichten wollte, öffnete ſie tiefſeufzend die Augen, die ſich aber bald wieder zum Tode zu ſchließen ſchienen. Da brach Krespel aus in lautes, troſtloſes Jammern. Der von der Haushälterin herbeigerufene Arzt erklärte Antonien's Zuſtand für einen heftigen aber nicht im mindeſten gefährlichen Zufall, und in der That erholte ſich dieſe auch ſchneller, als der Rath es nur zu hoffen gewagt hatte. Sie ſchmiegte ſich nun mit der innigſten, kindlichſten Liebe an Krespel; ſie ging ein in ſeine Lieblingsneigungen — in ſeine tollen Launen und Einfälle. Sie half ihm alte Geigen auseinander=

legen, und neue zuſammenleimen. „Ich will nicht ſingen, aber für Dich leben," ſprach ſie oft, ſanft lächelnd, zum Vater, wenn Jemand ſie zum Geſange aufgefordert und ſie es abgeſchlagen hatte.

Solche Momente ſuchte der Rath indeſſen ihr ſo viel als möglich zu erſparen, und daher kam es, daß er ungern mit ihr in Geſellſchaft ging, und alle Muſik ſorgfältig vermied. Er wußte es ja wohl, wie ſchmerzlich es Antonie ſein mußte, der Kunſt, die ſie in ſolch hoher Vollkommenheit geübt, ganz zu entſagen. Als der Rath jene wunderbare Geige, die er mit Antonie begrub, gekauft hatte und zerlegen wollte, blickte ihn Antonie ſehr wehmüthig an und ſprach leiſe bittend: „Auch dieſe?" — Der Rath wußte ſelbſt nicht, welche unbekannte Macht ihn nöthigte, die Geige unzerſchnitten zu laſſen und darauf zu ſpielen. Kaum hatte er die erſten Töne angeſtrichen, als Antonie laut und freudig rief: „Ach, das bin ich ja — ich ſinge ja wieder!"

Wirklich hatten die ſilberhellen Glockentöne des Inſtruments etwas ganz Eigenes, Wundervolles, ſie ſchienen in der menſchlichen Bruſt erzeugt. Krespel wurde bis in das Innerſte gerührt; er ſpielte wohl herrlicher als jemals, und wenn er in kühnen Gängen mit voller Kraft, mit tiefem Ausdruck auf- und niederſtieg, dann ſchlug Antonie die Hände zuſammen und

rief entzückt: „Ach, das habe ich gut gemacht! das habe ich gut gemacht!“ — Seit dieſer Zeit kam eine große Ruhe und Heiterkeit in ihr Leben. Oft ſprach ſie zum Rath: „Ich möchte wohl etwas ſingen, Vater!“ Dann nahm Krespel die Geige von der Wand und ſpielte Antonien's ſchönſte Lieder; ſie war recht aus dem Herzen froh.

Kurz vor meiner Ankunft war es in einer Nacht dem Rath ſo, als höre er im Nebenzimmer auf ſeinem Pianoforte ſpielen, und bald unterſchied er deutlich, daß der junge Componiſt nach gewöhnlicher Art präludire. Er wollte aufſtehen, aber wie eine ſchwere Laſt lag es auf ihm; wie mit eiſernen Banden gefeſſelt, vermochte er ſich nicht zu regen und zu rühren. Nun fiel Antonie ein in leiſen, hingehauchten Tönen, die immer ſteigend und ſteigend zum ſchmetternden Fortiſſimo wurden: dann geſtalteten ſich die wunderbaren Laute zu dem tief ergreifenden Liede, welches ihr Geliebter einſt ganz im frommen Styl der alten Meiſter für Antonie componirt hatte. Krespel ſagte, unbegreiflich ſei der Zuſtand geweſen, in dem er ſich befunden, denn eine entſetzliche Angſt habe ſich gepaart mit nie gefühlter Wonne. Plötzlich umgab ihn eine blendende Klarheit, und in derſelben erblickte er die Liebenden, die ſich umſchlungen hielten und ſich voll ſeligem Entzücken anſchauten. Die Töne des Liedes und des.

begleitenden Pianofortes dauerten fort, ohne daß Antonie ſichtbar ſang, oder eine Hand das Fortepiano berührte. Der Rath fiel nun in eine Art dumpfer Ohnmacht, in der das Bild mit den Tönen verſank. Als er erwachte, war ihm noch jene fürchterliche Angſt aus dem Traume geblieben. Er ſprang in Antonien's Zimmer. Sie lag mit geſchloſſenen Augen, mit holdſelig lächelndem Blick, die Hände fromm gefaltet, auf dem Sopha, als ſchliefe ſie, und träume von Himmelswonne und Freudigkeit. Sie war aber todt.

Die Heimathloſen.

(Aus den Dichtungen in Proſa.)

Von

Juſtinus Kerner.

Die Mädchen des Waldgebirgs ſaßen im Hirtenhauſe vertraulich beim Spinnrocken. Der Mond ſchien durch die runden Fenſterſcheiben und erhellte das niedere Gemach. Serpentin lag ohnweit des Glockenſpiels auf einer Bank an der Wand. Das Haupt hatte er auf den Arm geſtützt und war in Träume verſunken.

Wie der Mond durch das dichte Gezweige des Nußbaumes vor dem Hauſe ſchien, warf er vorüberziehende Geſtalten auf die Wände des Gemaches. Serpentin dachte ſich in ihnen Geiſter, die in fliegenden Gewanden hinſchwebten, ſpielende Meerfrauen, kryſtallhelle Blumen und Sterne.

Seit ſeinem dritten Jahre immer in den Klüften

dieſer Gebirge, in der Nacht dieſer Wälder lebend, hatte er noch keine freie Ausſicht geſehen, noch keinen geöffneten Himmel, keinen Aufgang oder Niedergang der Sonne.

Bücher, die er bei ſeinem Meiſter fand, hatten ihm von der größern Welt Manches erzählt, das er ſich aber immer auf ſchwarzem Grund in den brennend-hellſten Farben dachte; ja, je beſchränkter und tiefer die Wildniß der Gebirge und Wälder war, je heller wurden die Geſtalten und Flächen, die ſich ihm im Geiſte vor Augen ſtellten.

Die Mädchen beim Spinnrocken erzählten nach der Reihe Mährchen und Geſchichten alter Zeit. Serpentin vernahm keines: denn er dichtete ſich jetzt gerade ſelbſt eine wunderſame Geſchichte aus den vorüberſchwebenden Mondgeſtalten, die ihm auch oft wie Ahnungen und Bilder aus ſeiner früheſten Kindheit vorkamen.

Jetzt begann Sililie ihr Mährchen, und die ihm liebe Stimme weckte ihn aus ſeinen Träumen. Sie ſprach: Der Mond, der ſich dort auf den ſchwarzen Felſen ſetzt, mahnt mich an das Mährchen, das die Pflegemutter mir ſo oft erzählte, nächtlich, wenn das helle Glockenſpiel im ſtillen Zimmer hallte. Ich nenne es nur „das Mährchen vom Lichte," denn es giebt mir immer die hellſten Träume.

Serpentin lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, während Sililie alſo erzählte:

Es ſind wohl zweitauſend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Walde ein armer Hirt gelebt, der hatte ſich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit ſeinem Weib und ſechs Kindern; die waren alle Knaben. An dem Hauſe war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh hütete, ſo gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Dem jüngſten der Knaben riefen die Eltern nur: Goldener; denn ſeine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngſte, ſo war er doch der ſtärkſte von allen und der größte. So oft die Kinder hinausgingen, ſo ging Goldener mit einem Baumzweige voran: anders wollte keines gehen, denn jedes fürchtete ſich, zuerſt auf ein Abenteuer zu ſtoßen; ging aber Goldener voran, ſo folgten ſie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelſte Dickicht, und wenn auch ſchon der Mond über dem Gebirge ſtand.

Eines Abends ergötzten ſich die Knaben auf dem Rückweg vom Vater mit Spielen im Walde, und hatte ſich Goldener vor allen ſo ſehr im Spiele ereifert, daß er ſo hell ausſah, wie das Abendroth. „Laßt

uns zurückgehen!“ ſprach der Aelteſte, „es ſcheint dunkel zu werden.“ — „Seht da, der Mond!“ ſprach der Zweite. Da kam es licht zwiſchen den dunkeln Tannen hervor, und eine Frauengeſtalt wie der Mond ſetzte ſich auf einen der mooſigen Steine, ſpann mit einer kryſtallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und ſang:

„Der weiße Fink', die goldne Roſ'.
Die Königskron' im Meeresſchooß.“

Sie hätte wohl noch weiter geſungen, da brach ihr der Faden und ſie erloſch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht; die Kinder faßte ein Grauſen, ſie ſprangen mit kläglichem Geſchrei das eine dahin, das andere dorthin, über Felſen und Klüfte, und verlor eines das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Walde umher, fand auch weder einen ſeiner Brüder, noch die Hütte ſeines Vaters, noch ſonſt die Spur eines Menſchen; denn es war der Wald gar dicht verwachſen, ein Berg über den andern geſtellt und eine Kluft unter die andere. Die Brombeeren, welche überall herumrankten, ſtillten ſeinen Hunger und löſchten ſeinen Durſt, ſonſt wär' er gar jämmerlich geſtorben. Endlich am dritten Tage, Andere ſagen gar erſt am ſechsten, wurde der Wald hell und

immer heller, und da kam er zuletzt hinaus auf eine ſchöne grüne Wieſe. Da war es ihm ſo leicht um das Herz, und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derſelben Wieſe waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelſteller, der fing die Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug ſie in die Stadt zu Kaufe. „Solch ein Burſch iſt mir gerade vonnöthen,“ dachte der Vogelſteller, als er Goldenern erblickte, der auf der grünen Wieſe nah an den Garnen ſtand und in den weiten blauen Himmel hineinſah, und ſich nicht ſatt ſehen konnte.

Der Vogelſteller wollte ſich einen Spaß machen, er zog ſeine Garne und huſch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne gar erſtaunt, denn er wußte nicht, wie das geſchehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen,“ ſprach der Vogelſteller laut lachend; „deine rothen Federn ſind mir eben recht. Du biſt wohl ein verſchlagener Fuchs; bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen.“

Goldener war gleich dabei; ihm däuchte unter den Vögeln ein gar luſtig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte ſeines Vaters wieder zu finden. „Laß erproben, was du gelernt haſt,“ ſprach der Vogelſteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem erſten Zuge fing

er einen ſchneeweißen Finken. „Packe dich mit dieſem weißen Finken!“ ſchrie der Vogelſteller, „du haſt es mit dem Böſen zu thun!“ und ſo ſtieß er ihn gar unſanft von der Wieſe, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünſchungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelſtellers nicht begreifen; er ging getroſt wieder in den Wald zurück und nahm ſich noch einmal vor, die Hütte ſeines Vaters zu ſuchen. Er lief Tag und Nacht über Felſenſteine und alte gefallene Baumſtämme, fiel auch gar oft über die ſchwarzen Wurzeln, die aus dem Boden hervorragten.

Am dritten Tag aber wurde der Wald heller und immer heller, und da kam er endlich hinaus und in einen ſchönen lichten Garten, der war voll der lieblichſten Blumen, und weil Goldener ſo was noch nie geſehen, blieb er voll Verwunderung ſtehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht ſo bald, denn Goldener ſtand unter den Sonnenblumen und ſeine Haare glänzten im Sonnenſchein nicht anders, als ſo eine Blume.

„Ha!“ ſprach der Gärtner, „ſolch einen Burſchen hab' ich gerade vonnöthen,“ und ſchloß das Thor des Gartens. Goldener ließ es ſich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zu-

mal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte ſeines Vaters wieder zu finden. „Fort in den Wald!“ ſprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, „hol' mir einen wilden Roſenſtock, damit ich zahme Roſen darauf pflanze!“ Goldener ging und kam mit einem Stock der ſchönſten goldfarbnen Roſen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte ſie der geſchickteſte Goldſchmied für die Tafel eines Königs geſchmiedet. „Packe dich mit dieſen goldenen Roſen!“ ſchrie der Gärtner, „du haſt es mit dem Böſen zu thun!“ und ſo ſtieß er er ihn gar unſanft aus dem Garten, indem er die goldenen Roſen unter vielen Verwünſchungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er ging getroſt wieder in den Wald zurück und nahm ſich nochmals vor, die Hütte ſeines Vaters zu ſuchen. Er lief Tag und Nacht von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus und an das blaue Meer, das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm. Die Sonne ſpiegelte ſich eben in der kryſtallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf ſchwammen ſchönge-ſchmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln.

Eine zierliche Fiſcherbarke ſtand am Ufer, in die trat Goldener und ſah mit Erſtaunen in die Helle

hinaus. „Ein ſolcher Burſch iſt uns gerade vonnöthen,“ ſprachen die Fiſcher, und huſch! ſtießen ſie vom Lande. Goldener ließ es ſich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, ſeines Vaters Hütte wieder zu finden. Die Fiſcher warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß ſehen, ob du glücklicher biſt!“ ſprach ein alter Fiſcher mit ſilbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeſchickten Händen ſenkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fiſchte eine Krone von hellem Golde. „Triumph!“ rief der alte Fiſcher, und fiel Goldenern zu Füßen, „ich begrüße dich als unſern König! Vor hundert Jahren verſenkte der alte König, welcher keinen Erben hatte, ſterbend ſeine Krone im Meer, und ſo lange, bis irgend einen Glücklichen das Schickſal beſtimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, ſollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.“

„Heil unſerem König!“ riefen die Fiſcher, und ſetzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erſcholl bald von Schiff zu Schiff, und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren: dieſe begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf welchem

König Goldener ſtand. Er ſtand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffes und ſah ruhig der Sonne zu, wie ſie im Meere erloſch. —

Sililie hatte geendigt, die Uhr ſchlug Mitternacht und ihre hellen Glasglocken hallten eine einfache Melodie durch das ſtille Gemach. Der Mond war unter den Felſen hinabgeſunken und Nacht war in dem Gemache. Serpentin ſaß in tiefes Nachdenken verſunken, und je dunkler es um ihn wurde, deſto heller traten all die lichten Bilder jenes Mährchens vor ihn, die helle grüne Wieſe, der Garten mit ſeinen lichten Blumen und das brennende Meer. Er ſchlich ſich aus dem Hirtenhauſe in die Wohnung ſeines Meiſters und legte ſich zu noch hellern Träumen auf ſein Lager.

Ohnweit des Hirtenhauſes ſtand das Haus eines ſonderbaren Mannes, ſie nannten ihn Meiſter Lambert, der war im Rufe eines großen Arztes und es nahmen alle Kranken dieſer Wälder, ja auch Kranke aus entfernten Gegenden, ihre Zuflucht zu ihm.

Man ſagte von ihm, daß er ſo auffallende Kuren durch die Kraft der Sympathie verrichte und in uralten angeerbten Handſchriften hohe Geheimniſſe bewahre. Gewiß aber iſt, daß er ein Mann war, der den Staub der Schule von ſich geſchüttelt, als Kind mit Einfalt

und Liebe der Natur ſelbſt ſich hingab, der frei von den ſtörenden Einflüſſen eines gemeinern Geſellſchaftlebens ſich gefangen an ihr Herz gelegt. So war die Natur ihm befreundet, es war ſein Weſen ihr gleich geworden, er fühlte und erkannte ihre Einflüſſe, ohne ſie in Regeln faſſen zu wollen.

Er hatte den Gang der Geſtirne und ihren Wechſel emſig belauſcht, das Aufblühen und Verblühen der Thiere und Gewächſe, das Schaffen in den Tiefen der Erde in Stein und Metall, und es ſchloß ſich ſeinem reinen ungeſtörten Gemüthe manches Wunder auf, das einem der Natur entfremdeten Sinn ewig verborgen bleiben muß, ja von dem ein ſolcher, von gemeinen Eindrücken befangener Sinn niemals auch nur die entfernteſte Ahnung erhält.

Von dieſem Manne wurde Serpentin als Gehülfe angenommen. Er übertrug ihm gern die Berührung und Bereitung der Arzneimittel, weil er ſah, wie er ſie mit Glauben und Liebe bereitete und er darin die eigenthümliche Kraft der Miſchung ſetzte.

Es waren fremde Leute, die mit Arzneimitteln herumzogen und vor Jahren in dieſe Gebirge kamen, die Serpentin und Sililie in dem nahen Hirtenhauſe krank zurückgelaſſen. Mit ihnen war noch ein erwachſener Knabe, der ein Bruder Serpentins zu ſein ſchien; dieſer zog mit ſeinen Begleitern weiter. Nach den

Erzählungen dieſes Knaben ſchienen ſie durch Seeräuber an den Küſten von Spanien geraubt nach Italien gebracht worden zu ſein, von wo aus ſie mit herumziehenden Tyrolern in dieſe Gebirge kamen.

Lambert trug für die zerrüttete Geſundheit der zarten Kinder alle Sorge, aber bald erkannte er dieſe Geſchöpfe als Blumen, die unter fremdem Himmel nicht lange blühen würden. Gefliſſentlich hatte er ihnen ihr früheres Schickſal, das er aber auch nur aus der Erzählung des ältern Knaben dunkel ahnete, verſchwiegen.

Sililie hatte er der Pflege einer zärtlichen Hirtenfrau übergeben, Serpentin aber nahm er ſelbſt zu ſich und lehrte ihm die Kenntniß der Kräuter und die Bereitung der Arzneimittel.

Das Haus, das er bewohnte, war ein einſames Waldhaus im Gebirge. Es lag im wildeſten Theile dieſer Gegend zwiſchen hohen Granitfelſen in einer Schlucht, durch die ein Waldſtrom ſich hinzog. In den Spaltungen des Urgebirgs, auf den Ueberreſten eines längſt erſtorbenen kräftigen Lebens, hatten Tannen- und Fichtenbäume Wurzel gefaßt und ragten, oft in ſeltſamen Stellungen, über die Schlucht hin.

Das Dickicht der Waldung, die wild auf einander gethürmten Felsmaſſen geſtatteten keine freie Ausſicht, und es blieb oben nur ſo ſchmal, als wie unten der

Stamm durch die enge Schlucht hinlief, ein Streifen des Himmels sichtbar. Dagegen sprangen lebendige Quellen zu Hunderten aus räthselhaften Tiefen der Erde und schienen durch ihre Klarheit und Bläue den so sparsam zugemessenen Himmel ersetzen zu wollen.

Meister Lambert hatte seine Wohnung von einem Holzhändler erkauft, der in die Stadt gezogen war. In einer Kammer derselben auf ihrem obern Boden lebte seit langer Zeit her ein uralter Mann; der jedesmalige neue Besitzer des Hauses hatte ihn immer wieder von dem Abziehenden übernommen und so geschah es schon seit langer Zeit her. Als Lambert das Haus bezog, war der Mann vor Alter schon ganz stumpf an Sinnen, er schien Gehör und Sprache gänzlich verloren zu haben. Er ging in dem Hause still aus und ein, und holte sich selbst Wurzeln und Waldfrüchte, seine einzige Nahrung. Sein Körper war stark zusammengekrümmt, sein Gesicht und besonders sein Nacken voll Runzeln, die hart und kalt anzufühlen waren.

Sein Kinn und Haupt war wie mit Moos bewachsen, er war ein Bild des höchsten erstarrten Menschenalters.

Er hatte sich in seiner Kammer ein Lager von Moos bereitet, da lag er den größten Theil der Zeit ruhig. Seine ledernen Hände spielten meistens mit

einer lebenden Schildkröte, die er immer bei ſich hatte.

Die älteſten Männer dieſer Gebirge erinnerten ſich, ihn in ihrer Jugend ſchon ſo mit ſeiner Schildkröte geſehen zu haben. Sie nannten ihn nur den Waldvater, wußten aber nicht wie alt er war oder woher er eigentlich gekommen. Einige wollten ſich einer dunklen Sage erinnern, nach der er vom Meere gekommen und viel Elend erlebt habe.

Serpentin lag ſchlummernd auf ſeinem Lager; es war in der Nacht, als Sililie das Mährchen vom Licht erzählte. Da erſah er im Traum zum erſtenmal den Aufgang der Sonne. Er erwachte, noch düſtere Nacht lag im Gebirge: da ergriff ihn die gewaltigſte Sehnſucht, endlich einmal die Klarheit des freien Himmels zu ſchauen. Eilends raffte er das nöthige Reiſegeräthe zuſammen und ging, noch ehe der Meiſter vom Schlaf erwachte, zum erſtenmal die Nacht und die Einſamkeit dieſer Wälder zu verlaſſen.

Keines Weges kundig, lief er an dem ſchmalen Ufer des Waldſtromes hin. In den einſamen Hütten, an denen er vorüberzog, ſchwieg Alles; nur hie und da vernahm er aus einer den Schall einer Ziegenglocke oder den Schlag einer Wanduhr. Um ihn war öde

Nacht, vor ihm aber ſchwebte das klare Bild Sililiens, die ihm ſeit Erzählung jenes Mährchens immer mit einer lichten Glorie um das Haupt erſchien.

Bald ſah er in der Ferne eine helle, wogende Feuermaſſe, und, wie mitten in ihr, viele ihm fremd gekleidete Männer, die auf's Eifrigſte und Seltſamſte beſchäftigt waren. Sie ſchienen ihm ganz in der Feuermaſſe zu ſtehen und aus ihr Sonnen, Feuerringe und lichte Kugeln zu bilden. Er war vor eine Hütte gekommen, wo ſie Gefäße aller Art von Glas bereiteten, eine Kunſt, die er zuvor noch nie geſehen. Er verwunderte ſich nicht wenig, wie eine ſo geringe glühende Maſſe durch den Hauch des Bereiters in eine ſo helle große Kugel ſich ausdehnen und durch geſchickte Schwingungen in beſtimmte Formen treten konnte.

Er verwunderte ſich ob der ſeltſamen Gefäße, die hier bereitet ſtanden, und dachte ſich ſelbſt ihren Gebrauch aus. Er ſah hier runde ſchwarze Spiegel, in denen wunderſame Geſtaltungen erſchienen, große Pokale von buntem Glas, auf die ringsum Denkſprüche und Bilder geſchliffen waren, künſtliche Figuren, die allerlei Ungethüme und Bilder der Phantaſie darſtellten. Am längſten aber betrachtete er die flüſſige Maſſe des Glaſes ſelbſt, die er ſo lange anſah, bis ſeine Augen den Glanz nicht mehr ertragen konnten. Der Meiſter ſah den begierigen Jüngling mit

freundlichen Blicken an und erklärte ihm die Bereitung des Glaſes und der Gefäße ausführlich. Dann labte er ihn mit Speiſe und Trank, und als er zufällig im Geſpräche von ihm erfahren, daß er des Flötenſpielens nicht unkundig ſei, ſchenkte er ihm beim Abſchiede eine kleine Flöte von Kryſtall, auf der Serpentin auch alsbald die hellſten Töne einer Harmonika hervorbrachte. Derſelbe Meiſter gab ihm auch auf den Weg folgendes Räthſel mit:

Kennſt du den ſeltſamen Kryſtall?
Er deutet ſtrahlend himmelwärts,
Rund iſt er wie das blaue All
Und ſeine Folie iſt das Herz.
Es bricht aus ihm ein heilig Licht,
Das iſt der werthen Folie Glanz;
Wann Lieb' und Leiden die zerbricht,
Zerfließet er in Strahlen ganz.

Serpentin zog noch immer im Dunkel der Wälder hin. Die Waldvögel flogen vor ihm von Zweig zu Zweig und ſtimmten ihren hellen Geſang an. Jetzt traf er auf ein Waldhaus, das war rings mit Laubholz und Tannen umgeben; auf dieſen hüpften viele Sangvögel hin und her, Droſſeln, Amſeln und Nachtigallen, und ihr Ruf tönte laut in den hohlen Wald. Da er einer Erfriſchung bedurfte, trat er in das Haus

ein. Er verwunderte ſich nicht wenig, als ihm da drinnen noch hellerer Geſang als der Vögel da draußen entgegenſcholl: es war das Spiel einer Wanduhr, die ſpielte mit hellen Glasglöckchen und Flötentönen die Melodie des Liedes, das ihm gar wohl bekannt war und das alſo heißt:

Tief durch den Wald Geſang erſchallt,
Die leichten Vöglein ſcherzen,
Der Menſch allein, der trägt die Pein
Recht tief im krauken Herzen.

Leicht hüpft der Bach den Blumen nach,
Ihm iſt ſo kühl und helle,
Durch's Menſchenherz, da ſchleicht mit Schmerz
Des heißen Blutes Welle.

Geſang verhallt, Sturm wiegt den Wald
In dumpfen Melodieen;
Einſam die Bahn muß Wandersmann
Mit düſtrer Wolke ziehen.

Rinn' nieder, Thau! aus Wolken grau,
Dich ſaugt die Blum' in Liebe!
Thrän'! bleib zurück im Menſchenblick,
Machſt Blumen welk und trübe!

Serpentin war in das Waldhaus getreten; es wurde von Menſchen bewohnt, die künſtliche Uhren von Holz und Metall verfertigten, und ſie weit über das Meer hin zum Verkaufe ſandten. Der Meiſter

war ein blinder Greis von achtzig Jahren. Aus seinen großen schwarzen Augen trat eine solche Klarheit, daß, wenn sie auch kein Licht empfingen, sie desto mehr Licht zu geben schienen. Er berührte Serpentin mit weichen Händen, und seine freundlichen Gesichtszüge schienen zu verkünden, daß er auch das Innere des Jünglings erfühle.

Als er Serpentin einige Erfrischungen dargebracht, machte er ihn mit dem wundersamen Bau seiner Kunstwerke bekannt. Vor Allem fiel Serpentin eine hohe Flötenuhr auf, die den Lauf der Gestirne wie den der Stunden zeigte. Sie stellte ein Waldschloß dar, das von Bäumen umgeben war; darin ließen sich zu jeder Stunde Sangvögel aller Art hören, die sangen einander in den lieblichsten Accorden zu; ob dem Schlosse aber zogen auf einem himmelblauen Grunde die Gestirne hin, und gaben in ihrem Laufe ein lieblich Tönen.

Der Meister setzte sich mit seinen Gesellen und Serpentin zum Abendbrod, da sprach der Greis viel vom Gesange der Vögel, von den Tönen des Holzes und der Metalle, und von dem Laufe der Gestirne.

Die Nacht war hereingetreten; es war eine stürmische Gewitternacht. Der Meister wollte den Jüngling nicht weiter ziehen lassen, und wies ihm in einem einsamen Gemache eine Schlafstätte an. Schauerliche

Nacht war draußen, wunderſam brauste der Sturm durch die dichte Waldung; es war ein Tönen wie von Meereswogen, welches ein Singen wie von Geiſterchören öfters wieder übertönte.

Serpentin wurde bald in tiefen Schlummer gewiegt. Da erſah er im Traume kryſtallene Gärten in den Tiefen des Meeres; es war ein Himmel mit Farben des Regenbogens über ihn ausgebreitet, ſingende Meerfrauen in lichten Gewanden flogen an ihm vorüber, und es war ihm immer, als vernähm' er den unbeſchreiblich ſüßen Ton kriſtallener Flöten. Dann aber war er plötzlich wieder aufwärts durch die kryſtallene Hellheit getragen. Er war am Meeresſtrande auf einer lichten, grünen Wieſe unter blauem, warmem Himmel; auf ſchlanken hohen Bäumen mit ſeltnen klaren Blüthen wiegten ſich Vögel von unbeſchreiblichem Glanze. Es war ihm, als wär' er da einmal in früheſter Jugend geweſen. Er lag im Schoße ſeiner Mutter, dieſelbe war in einem lichten milchweißen Kleide. Ihr liebreiches blaues Auge ſah aus einem Schleier, der mit goldnen Sternen geziert war, ſo lieb und herzerfreulich wie der warme Himmel auf ihn hernieder.

Ein heller lichter Blüthenzweig bildete eine Glorie um ſein Haupt. Die klaren Bilder verſchwanden, er ſchiffte mit fremden unheimiſchen Leuten über die dunkle

See, dann ſah er ſich mit Sililie im Korbe eines Maulthiers in ein nächtlich Gebirge geführt.

Der tobende Sturm draußen hatte ſich gelegt, die Wolken zertheilten ſich, und der volle Mond trat über's Gebirge und erleuchtete Serpentins Gemach mit unbeſchreiblicher Klarheit. Es war Mitternacht, noch lag Serpentin träumend auf dem Lager. Da erſchien ihm auf einmal eine runde wogende Feuermaſſe, die war auf himmelblauem Grunde, und warf an ihrem Umkreiſe rings goldene Blumen, brennend wie von Feuer, in den blauen Himmel hinaus. Inmitten der Klarheit aber ſtand Sililie; ſie hatte eine hohe weiße Lilie in den Händen und nickte mit ihr ihm freundlich zu. Er erwachte. Noch nie hatte er eine innigere Sehnſucht nach dem freien Himmel, nach der hellen Heimath in ſich erfühlt. Raſch ſprang er von ſeinem Lager auf und lief ſchnell wie ein geſcheuchtes Reh im Waldgebirge weiter.

Seit dem Verſchwinden Serpentins fühlte Sililie einen Schmerz in ſich, den ſie ſich ſelbſt nicht zu deuten wußte. Sie ſahen und ſprachen einander im Waldgebirge nur ſelten, aber ein Jedes hatte das Andere, ohne es ſich gerade zu ſagen, warm und befreundet in ſich getragen. Eines Tages kam ſie mit

großer Freude zu Lambert gelaufen und verſicherte ihn, ſie wiſſe ganz gewiß, daß Serpentin ihrer recht ſehr denke. Von da an nannte ſie öfters ſeinen Namen, ſaß gern auf der Stelle, wo er geſeſſen, und berührte oft ſeine zurückgelaſſenen Gewande.

Lambert hatte einen uralten Becher von Kryſtall; er bemerkte, wie Sililie ſich öfters mit dieſem in ein einfaches Gemach ſchlich. Einsmals ging er ihr insgeheim nach und ſah, wie ſie daſaß und ſtarr in den Grund des Glaſes ſchaute. Sie ſchien ihn nicht zu bemerken, oder ſeine Tritte zu vernehmen. „Was machſt du, meine Tochter?“ ſprach er. „Ich ſehe Serpentin in dieſem Glaſe,“ ſprach ſie; „da ſitzt er im Waldgebirge im Zimmer eines Wirthshauſes; ich fühle, daß er meiner ſehr gedenkt.“

Von da an verſchloß Lambert das alte Glas, daß es Sililie nicht mehr vorfand, denn aus Sorgfalt für ihre Geſundheit wollte er verhüten, daß das ihr angeborne wunderbare Ahnungsvermögen geſteigert würde.

Serpentin ſaß in der Ecke einer Wirthsſtube, eines Hauſes, das noch im Waldgebirge lag, von wo aus aber ein gebahnter Weg bald zu freiern Ausſichten in die Ebene führte. Ein nach der Sitte der Stadt ge-

kleideter Mann saß am Tische und faßte den Jüngling öfter scharf in's Auge. Jetzt trat ein Mädchen mit einem Harfenspieler ein; sie schien dem Manne untergeordnet zu sein, denn derselbe legte alsbald einige Speisen, die vor ihm standen, zurück und befahl dem Mädchen, ihm sein Lied zu singen. Da sang das Mädchen mit Begleitung der Harfe:

In einem dunklen Thal
Lag ich einst träumend nieder;
Da sah ich einen Strahl
Von meiner Heimat wieder.

Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen,
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!

Wie war mein Heimatland
Voll Gold und Rosenhelle!
Doch bald der Traum verschwand,
Schmerz trat an seine Stelle.

Da irrt' ich weit hinaus
Durch's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, such' das Haus
Und find' es nicht vor Thränen.

Dem fremden Manne standen nach dem Gesange helle Thränen im Auge. Rasch griff er nach Hut und Wanderstab. „Auf!“ sprach er zu dem Mädchen,

„heute noch auf das Schloß von Kaſtell!“ — „Gott mit euch, Herr Leo!“ ſprach der Wirth, indem Beide das Wirthshaus verließen.

Das Weſen des fremden Mannes und der Geſang hatten Serpentin wunderſam ergriffen. Es ſchien ihm jede Strophe aus ſeinem eigenen Gemüthe genommen zu ſein. Er war im Begriffe, dem Manne nachzurufen und doch wußte er keine Worte zu finden. Er verließ das Wirthshaus und ſchlug unwillkührlich die Straße nach Kaſtell ein. In tiefen Gedanken ging er des Wegs hin. Es war ihm, als erinnerte er ſich, in früheſter Kindheit dem Manne ſchon einmal begegnet zu ſein. Da eröffnete ſich auf einer Berghöhe auf einmal die Wildniß zu einer freien Ausſicht. Es war ein herbſtlicher Abend. Unüberſehbar lag die Welt vor ihm ausgebreitet. Flüſſe, weite Thäler, Städte, Burgen und Dörfer, Alles ſchwamm im Feuer der ſinkenden Sonne. Wie er bei jener Glashütte die Menſchen von ferne, als wie in der Feuermaſſe ſtehend, erblickte, ſo ſah er jetzt in der Glut des Abendhimmels hohe alte Münſter und Burgen. Die Umriſſe der Gegenſtände waren auf dem Feuergrunde alle beſtimmt hervorgetreten, und ſo ſchien auch das Ferne dem Auge begrenzt und deutlich. Wie er mit Luſt in die geſchmolzene Glasmaſſe geſchaut, ſo ſah er nun mit dem höchſten Entzücken in dieſe milde Klarheit, die auch

dem Auge wohlthuend erſchien. Er verlor ſich mit ſeinen Blicken weit in die Ferne hin, wo blaue Gebirge Wolken von Gold und Feuer wie lichte Kronen trugen. Dann hing wieder ſein Auge auf dem alten Schloſſe von Kaſtell, das, eine wunderbare Geiſterburg, mit ſeinen alten Thürmen, ſchwarz, wie aus gegoſſenem Eiſen, auf dem lichten Grunde ſtand. Die Verzierungen der gothiſchen Thürme, die alten Ritterbilder, die Köpfe von Ungethümen und die ſteinernen Verzweigungen waren in ganz beſtimmten Umriſſen ſchwarz hervorgetreten und gewährten ſeinem Auge einen ganz ſeltſamen neuen Anblick. Noch ſtand er im Anſchauen dieſer Klarheit verloren, als ein ſchwarz gekleideter, wohlausſehender Mann von mittlerem Alter auf einem Maulthiere die Straße hergeritten kam, ihn anrief und aus ſeinen Träumen weckte; es war der Graf von Kaſtell. Der Graf war im Begriff, die Straße nach ſeinem Schloſſe einzulenken. Serpentin fragte ihn, ob dieſer Weg nach Kaſtell führe? Da der Weg einen ſteilen Berg hinabging, war der Graf von ſeinem Maulthier abgeſtiegen, und ging mit Serpentin zu Fuße weiter. Das eigene Weſen des Jünglings fiel dem Grafen bald auf; er erkundigte ſich, von wannen er komme und was der Zweck ſeiner Wanderung ſei. Serpentin hatte kaum Lamberts Namen ausgeſprochen, als der Graf ſich mit vieler Liebe nach

ihm, als einem alten Freunde, erkundigte. Es war ihm überraſchend, ihn in jenen Gebirgen zu wiſſen, da er ihn an den Küſten der Nordſee begraben glaubte. Serpentin, als er in dem Manne einen Freund ſeines Meiſters erkannte, konnte ſich der Thränen faſt nicht erwehren, denn er dachte ſeiner jetzt erſt recht in Liebe und konnte eine geheime Sehnſucht nach ihm, die ſeit ſeiner Entfernung ſchon einigemal gewaltig in ihm aufgeſtiegen war, nicht länger mehr zurückhalten. Das Lob, welches der Graf über ſeinen alten Freund ausgoß, machte ihn recht wehmüthig und er mußte mit feſten Blicken in die Glut des Himmels vor ſich hinſchauen, um in ſeinen Augen einen Strom von Thränen noch zurückzuhalten. Deſto heimlicher aber kam ihm jetzt der ihm erſt kurz noch ſo fremde Mann vor.

Als der Graf durch die freimüthige Erzählung des Jünglings ganz in deſſen Gemüth geſehen, als er erfahren, wie er aus bloßer innerer Sehnſucht, die Klarheit des Himmels zu ſchauen, die Nacht der Gebirge und ſeinen liebreichen Meiſter verlaſſen, ſo ſchien ihm ein ſo klares Herz noch nie begegnet zu ſein. Er machte ihm den Antrag, ihn in ſein Schloß zu begleiten, indem er ihm die Hoffnung gab, ihn vielleicht bald ſelbſt zu ſeinem Meiſter wieder zurückzuführen.

Das Wunderbare jenes Schloſſes, dem ſie nun

bald nahe waren, und ein geheimer Zug, der ihn dahin trieb, und den wohl jener Mann, deſſen Lied ihm noch ſo gut im Gedächtniß ſtand, in ihm veranlaßte, ließen ihn leicht in die Wünſche des Grafen eingehen.

Sililie widmete ſich von Tag zu Tag mehr ausſchließlich der Pflege jenes alten Mannes, den ſie den Waldvater nannten. Sie bereitete ihm an jedem Morgen ein neues Lager von getrocknetem Mooſe, das ſie öfters bunt mit jungen Waldblumen umwand. Oft auch bekränzte ſie, wenn der Alte im Schlummer lag, ſein bemoostes Haupt mit lichten Blumen. Unter dieſer zarten Pflege ſchien der Alte ſich auch in der That zu verjüngen. Seine von rauhen Wimpern beſchatteten Augen, die ſonſt immer unter harten Decken verborgen lagen, wurden immer ſichtbarer; ſie ſchienen größer zu werden und zeigten ein helles himmelblaues Licht. Auch bemerkte Lambert: daß, ſeit Sililie die Pflegerin des Alten war, er wärmer anzufühlen war und einige der Runzeln ſeines alten Geſichtes verſchwanden. Der Alte fing auch an, an Blumen, die Sililie ihm reichte, Wohlgefallen zu finden, dieſelben gern in ſeiner Nähe zu haben und ſie anzuſehen.

Indeß ging Sililie immer weniger unter andere

Geſpielinnen, ihre liebſte Beſchäftigung ſchien die um den alten Mann zu ſein; ſie war ſtiller geworden. Lambert bemerkte, daß ſie immer weniger aß, auch bleicher wurde, und ſo fing er an, um ihre Geſundheit beſorgt zu werden.

Schwarz und wunderſam ſtand das Schloß von Kaſtell auf einer abgeſonderten Berghöhe, hoch über das weite Thal ragend, mit Thürmen, von denen, wie von hohen Maſtbäumen, lange Wimpel in die Luft flatterten. Es war dieſes Schloß auch ſeltſam, ganz in Geſtalt eines Schiffes, gebaut, und trug aus uralter Zeit viele in Stein gehauene Bilder von Meerfrauen und räthſelhaften See-Ungethümen. Zwei Linden von unſäglichem Alter, die ihre ſchwarzen Arme weit in den hellen Himmel hinhielten, ſtanden vor den Thoren des Schloſſes, gleichſam wie rieſige Wächter.

Der Graf, welcher das Schloß bewohnte, war ein Mann in den mittlern Jahren. Einſt hatte er auf der See gedient; eine erhaltene Wunde aber machte ihn des Dienſtes unfähig, und er zog ſich auf die Burg ſeiner Väter zurück. Jetzt trat er mit Serpentin in das Schloß ein. Schon war Leo daſelbſt angekommen, und ging dem Grafen freudig entgegen.

Dieſer umarmte in ihm einen längſt erwarteten Bekannten. Er hatte die Gäſte in ſeinen Familienſaal geführt. Hier waren die Bilder ſeiner Ahnen, mehrere in verſchiedenen Epochen ihres Lebens, aufgeſtellt; es war ein kräftiger Menſchenſtamm. Serpentin zog vor Allen das Bild eines Kindes an. Es war ein Knabe von unbeſchreiblicher Lieblichkeit und Zartheit. Er ſaß am Geſtade des Meeres unter bunten Muſcheln und ſpielte mit einer Schildkröte. Lüfte, wohl von duftvollen Eilanden, ſchienen in ſeinen goldenen Locken zu wehen. Seine großen blauen Augen waren voll Anmuth und Klarheit. Im Hintergrunde des Bildes zeigte ſich das Meer, darob ein klarer Morgenhimmel. „Dieſer Knabe," ſprach der Graf, „ſteht hier als Mann." Serpentin wandte ſeinen Blick nach dem größern Gemälde. Es war das Bild eines kecken Seemanns. Sein blaues Auge, wie die ruhige See, zeugte von Tiefe und Kraft. Seine Stirne war breit und frei, und das auf ihr geſcheitelte braune Haar hing in langen Locken hernieder. Auch hier war ihm wieder eine Schildkröte beigegeben. Im Hintergrunde des Bildes erblickte man ein Schiff, das in ſtürmender See vor Anker lag.

„Dieſe Schildkröte," ſprach der Graf, „ſoll bei hundert Jahre und mehr in unſrer Familie lebend geweſen ſein; wir erblicken ſie noch auf einigen Abbil-

dungen meiner Vorfahren, die alle zur See dienten.“ — „O du beneidenswerthes, sorgloſes Geſchöpf,“ ſagte Leo, „Centnerlaſten gehen über dich hin, wie ruhſt du ſo ſicher noch lebend unter deiner Schale, harmlos, wie der arme Menſch erſt unter dem Sargdeckel!“

Der Graf hatte ſich in dem erleuchteten Saale mit Leo und Serpentin zur Abendtafel geſetzt.

Bei Gelegenheit einiger Früchte, die ihm gereicht wurden, ſprach Leo: „Nur eine ſchwache Erinnerung haben wir jetzt noch von der Luſt, die uns in früher Kindheit das Eſſen eines Apfels, einer Kirſche, eines Stückleins Brod verurſachte. Als wir noch keine ſo fleiſchfreſſenden Thiere waren, da wir noch mehr von Kraut und Früchten lebten, da war es auch noch anders, noch harmloſer in uns, ſo harmlos wie dem grasfreſſenden Thiere, das geruhig auf dem großen grünen Teller der Wieſe weidet, das nur eine Miene machen kann; weil es keine andere zu machen bedarf, als die, welche die größte Ruhe und Harmloſigkeit ausdrückt. Seit wir auf eignen Füßen gehen, ſeit wir unſrer Mutter, der Erde, entwöhnt ſind, will uns, was ſo ganz von ihr genommen iſt, wie Kraut, Frucht und Brod, nicht mehr ſo munden. Nur das Weib, das ſtets treue Kind der Erde, verbleibt gerne bei der Koſt, die die Mutter reicht; wir aber ſtreben

nach einer ihr fremden fleiſchigen Koſt mit Beil und Geſchoß, bis wir im Alter, zu Kindern geworden, wieder der Muttererde uns nähern; da labt uns wieder Kraut und Obſt, wie in der Kindheit, und endlich legen wir uns ſelbſt, ein Samenkorn, in ihren Schooß, wo es uns freilich am allerharmloſeſten wird."

Serpentin ſaß gerade dem Bilde jenes Seemannes gegenüber. Ein Kronleuchter erhellte das Bild. Während die Andern in ſolchen ihm gleichgültigen Geſprächen begriffen waren, hatte er es öfters unwillkürlich ſcharf in das Auge gefaßt.

Jetzt hatte er gerade wieder ſeinen Blick feſt darauf gerichtet, es ſchien ihn mit ſo wunderſamen bekannten Augen anzublicken, und dieſelben nicht von ihm zu laſſen; da ſtürzte das Bild plötzlich, ohne eine ſichtbare Berührung erhalten zu haben, mit einem dumpfen Schlag von der Wand hernieder.

„Schade, daß dieſer Mann ſchon vor fünfzig Jahren geſtorben, es müßte gewiß ſeinen Tod bedeuten," ſprach der Graf.

„Wer weiß," ſprach Leo, halb ſcherzend, halb im Ernſte, „ob mit dem Manne nicht gerade in dieſem Moment eine wichtige Veränderung in einem andern Leben, in welchem wir ihn anzunehmen haben, vorging? Es iſt bekannt, daß, wenn die Reben blühen, der Wein ſich im Faſſe rührt; allein nicht ſo bekannt

iſt die gewiſſe Beobachtung, daß die Weine aus den verſchiedenen Weinbergen ſich in ihren Bewegungen gänzlich nach der verſchiedenen Blüthezeit der verſchiedenen Berge, von denen ſie genommen ſind, richten. Was geſchieht mit einem Weine, deſſen Weinberg ausgerottet wurde? Gewiß hat er auch Ahnung davon. Sollten wir weniger Ahnung von bedeutenden Schickſalen, von dem Tode anverwandter theurer Perſonen haben, von denen wir ſo ganz genommen ſind wie die Traube von der Rebe?" —

Es war in derſelben Nacht, Meiſter Lambert war noch mit Berechnung gewiſſer Formeln beſchäftigt, da trat Sililie zur Mitternachtsſtunde in ſein Gemach und fragte ängſtlich: „Meiſter! o hört ihr nicht da oben den wunderbaren Geſang? Er kommt wie aus der Kammer des Alten, und ich vermag nicht mehr auf dem Lager zu bleiben." — „Es iſt der Wind, der durch das Schilf am See bläst," ſagte Lambert. Da that es in der Kammer des Alten einen dumpfen Fall.

„Laß uns auf den Boden gehen," ſprach Lambert.

Sie nahmen Licht und traten in die Kammer des Alten ein. Er lag auf ſeinem Lager nicht anders, als wär' es ſein ſteinern Bild, das man ihm zu einem

Grabsteine bereitet. Die Schildkröte, seine treue Gefährtin, lag auf seiner Brust; aber sie zeigte kein Leben mehr, ihre Schale war zersprungen. „Es ist gewiß," sprach Sililie, „daß jene wunderbaren Töne aus dieser Kammer kamen, und daß der Alte vor seinem Hinscheiden noch gesungen. Seht nur seine Hände, wie alt, wie die Haut der Schildkröte, und sein Nacken scheint wie die Rinde eines alten Baumes mit Moos bewachsen. Aber seine Augen, die haben sich ganz geöffnet und sind krystallhell, himmelblau als wie zwei große Thautropfen auf einer blauen Wasserlilie." „Du ruhst wohl, räthselhafter Mann!" sprach Lambert; „deine harte Schale ist zerbrochen, und dein banger Traum ist geendet!"

Der Tod des Alten wurde bald rings im Gebirge bekannt. Männer, Frauen und Kinder kamen häufig herbei, den Waldvater noch einmal zu sehen und ihn zu Grabe zu geleiten. Lambert hatte schon längst für ihn eine Bestattungsstelle ausersehen; es war eine von Bergkrystallen und Tropfsteinen ausgekleidete Höhle, die sich unweit seiner Wohnung in einem Felsen befand. Das Wasser, das von ihren Wandungen niederträufelte, hatte die Kraft, Alles bald in Stein zu verwandeln. „In diese Höhle," sprach Lambert, „laßt uns die Hülle des Alten legen; sie sei nicht der Verwesung preisgegeben. Wie ihr ihn, als er noch

auf der Erde war, Waldvater, Geiſt dieſer alten Wälder, nanntet, ſo liege er nun, da er nicht mehr auf der Erde weilen darf, unverweslich hier unten, Geiſt der Waſſer, Metalle und Geſteine dieſer Gebirge. „Geh, Sililie!“ ſprach er weiter, „bereite ihm in der Höhle ein Lager von Tulpen und Waſſerlilien; auch dieſe wird die Kraft des Waſſers unverweslich erhalten.“

Sililie bereitete der Leiche ein buntes Lager von Blumen. Wer dieſe holde Geſtalt ſo unter Blumen und Bergkryſtallen in dunkler Höhle beſchäftigt geſehen hätte, der würde nichts anders in ihr, als ein ſeltſames Berg- oder Nachtfräulein vermeint haben.

Um Mitternacht der folgenden Nacht trugen ſechs der älteſten Männer dieſer Gebirge, von denen jeder mehr als das achtzigſte Jahr erreicht hatte, unter Begleitung Lamberts und vieler Gebirgsbewohner, die Leiche im Scheine der Fackeln zur Höhle. Ein Chor weißgekleideter Jungfrauen war vorangeſchritten. Da legten ſie den durch Alter und Tod ganz erſtarrten Körper auf Blumen nieder. Ein Kranz von Schilfblättern war um ſein Haupt geſchlungen. Seine Augen gaben, wie die Kryſtalle der Höhle, hellen Schein. Die Höhle ſelbſt war durch das Licht der Fackeln wunderſam erleuchtet. Es brannten die bunten Kryſtalle in den Farben lichter Regenbogen. Die

Tropfſteine aber ſtanden, wunderſame Geſtaltungen, bald in dunkeln, bald in lichten Gruppen umher.

Nachdem ſie die Hülle des räthſelhaften Alten noch eine Zeitlang mit ſtiller Andacht betrachtet, ſang der Chor der Jungfrauen folgende Strophen:

Nun ſchließt das felſige Gemach,
Verweſung dring' nicht ein.
Wohl ruht ſich's bei Metallen licht,
Bei Waſſer und Geſtein.
Schlaft ſüß, ſchlaft ſüß, ihr müden, müden Glieder!
Kryſtallne Waſſer, träufelt tönend nieder!

Verwelket nicht, ihr Blumen bunt,
Auf die wir ihn gelegt.
Blüht auf zum farbigen Kryſtall,
Vom Bergfräulein gepflegt.
Schlaft ſüß, ſchlaft ſüß, ihr müden, müden Glieder!
Kryſtallne Waſſer, träufelt tönend nieder!

Erglüh' mit dem Kryſtall der Kluft,
Du Aug' mit hellem Schein,
Einſt finde man im Felſen dich
Als reichen Edelſtein.
Schlaft ſüß, ſchlaft ſüß, ihr müden, müden Glieder!
Kryſtallne Waſſer, träufelt tönend nieder!

Hierauf wälzten ſie einen großen Felsſtein vor die Höhle und vermauerten die noch offnen Stellen.

Der Graf hatte Leo und Serpentin in die alte Kapelle ſeines Schloſſes geführt. Sie betrachteten die gemalten Glasſcheiben der Kapelle mit ihren Heiligenbildern. Serpentin konnte die Glut ihrer Farben nicht genug bewundern. Mit ſolchem Himmelsſcheine traten ihm einſt Bilder in der Nacht der Gebirge vor's Auge. „Solche Bilder," ſprach Leo, „erſcheinen oft am Himmel im Farbenſchmelz des Abends. Derlei Malerei iſt dem Himmel ſelbſt abgelernt. Das iſt das Gold der Sonne, die Glut des Abendroths, die Bläue des Aethers. Gewiß hat dieſe Kunſt ein kindlich klares Gemüth zuerſt geübt, oder ein frommes Gemüthe, dem zum Erſtenmal in ſolcher Glorie ein Heiliger erſchien. Wir beſitzen dieſe Reinheit nicht mehr, dieſe Kunſt iſt uns verloren gegangen, wir ſind zu weiſe und groß geworden." Jetzt betrachteten ſie ein Bild des Erlöſers am Kreuze, auf Goldgrund gemalt. „Auch dieſe Art der Malerei wird nicht mehr geübt," ſprach der Graf, „und doch ſo herrlich treten auf einem ſolchen Grunde die Geſtalten hervor; er iſt ein Heiligenſchimmer, der über das ganze Gemälde hinfließt." Vor dieſem Gemälde blieb Serpentin in hoher Andacht ſtehen, nicht bemerkend, daß der Graf mit Leo in ſeine Familiengruft geſtiegen war.

„Wie ihr ſie in jenem Saale oben in lebendigen Farben ſahet," ſprach der Graf, „liegen ſie hier unten,

verſtorbene Leichen, in verſchloſſenen Sarkophagen. Alle ſind hier verſammelt, ſo getrennt ſie auch von einander lebten, ob ſie auf dem Meere oder auf dem Lande der Sturm des Lebens herumtrieb, von dieſem, der am heiligen Grabe kniete, bis auf dieſen, der unter Braunſchweigs Fahne in blutiger Schlacht erlag," er deutete auf den Sarg ſeines Vaters, „Alle kamen hier zuſammen. Nur Einer fehlt, hier ſteht ſein Sarkophag noch ungefüllt, es iſt der, deſſen Bild uns in vergangener Nacht durch ſeinen gewaltigen Fall erſchreckte. Er war der Bruder meines Urgroßvaters, und hat den größten Theil ſeines Lebens zur See verlebt. Er war auf der Inſel Helgoland geboren; daſelbſt brachte auch ſeine Mutter, durch gewiſſe politiſche Verhältniſſe gezwungen, einige Jahre zu. Frühe zum Seedienſte beſtimmt, ſollte ſein Körper, um ohne Nachtheil einſt den wilden Elementen ſich preiszugeben, auf das höchſt Möglichſte abgehärtet werden. Auf dieſer rauhen Inſel, die nicht *einen* Baum erzeugt, die gleichſam wie der gezackte Rücken eines verſteinerten See-Ungethüms aus dem Meere ragt, verlebte er ſeine Kindheit: das Geſtade des Meers war ſein liebſter Spielplatz, Meerfiſche, Wurzeln und Waſſer ſeine einzige Nahrung. Alle Sagen, die von dem Leben dieſes Mannes zu uns kamen, verlieren ſich faſt in das Wunderbare und Abenteuer-

liche. Gewiß iſt, daß er unter Seeräuber gerathen und in Tunis mehrere Jahre in der drückendſten Gefangenſchaft verlebte; auch iſt gewiß, daß er mit der Tochter eines reichen Banquiers in Bremen heimlich verehelicht war, einer Jungfrau, deren wunderbare Schönheit ihm alle Widerwärtigkeiten äußerer Verhältniſſe, die aus dieſer Verbindung entſprangen, vergeſſen machte.“

„Das Schickſal aber trieb ihn bald auf's Neue zur See; ſeine Gemahlin, mit der er einen Sohn erzeugte, ließ er an den Küſten von Spanien zurück. Fünf Jahre erhielt ſie regelmäßig Nachrichten von ihm, dann blieben alle auf einmal aus, und nach zwei Jahren, die ſie im tiefſten Kummer durchlebte, ſandte man ihr ſeinen Todtenſchein. In ihrer Trauer verſöhnten ſich ihre Eltern wieder mit ihr, beredeten ſie aber, in ihr Vaterland zurückzukehren und ihre Hand einem Landedelmann bei Oberoa zu geben. Sie verließ Spanien, indeß ihr Sohn an die Tochter eines Edelmannes in der Nähe von Valenzia verheirathet zurückblieb. Nachdem ſie mit ihrem zweiten Manne ſchon viele Jahre durchlebt und mit ihm Kinder erzeugt hatte, ſoll ſich, wie ſie und ihr Gemahl eines Abends bei Tiſche ſaßen, die Thüre geöffnet haben und ihr vormaliger Gemahl, ohne ein Wort zu reden, auf ſie zugeeilt ſein, ſie geküßt haben und

auf immer wieder verschwunden sein. Die Frau starb bald nachher an den Folgen des gehabten Schreckens. Von ihm aber ist nie eine Spur wieder zum Vorschein gekommen, als daß die Sage ging, er sei von Holzhauern nachher einmal in der Wildniß der Waldgebirge erblickt worden. Der Sohn, den er in Spanien zurückließ, starb, nachdem er viel Elend erlebt. Auch er hatte einen einzigen Erben, einen Sohn erzeugt, dem er sterbend noch den Rath gab: mit seiner Familie, einer Frau und drei Kindern in die Heimat der Voreltern zu kehren. Keines aber von ihnen kam je in Deutschland an. Es ging die Sage: das Schiff, auf dem sie sich zur Heimfahrt befunden, sei im Meere versunken; Andere wollen wissen: daß sie alle während eines Gefechts mit den Seeräubern umgekommen, und so ist nun dieser Zweig unserer Familie erloschen."

Leo stand während der Erzählung des Grafen in tiefem Nachdenken; einigemal wollte er denselben mit einer Frage unterbrechen, als ihm immer wieder die Frage entfiel. Er folgte in tiefem Sinnen dem Grafen aus der Gruft in die Kapelle. Serpentin stand noch immer in tiefer Andacht vor dem Bilde des Gekreuzigten; unwillkürlich hatten sich seine Hände gefaltet, seine Kniee gebogen. Der Goldgrund des Gemäldes war ihm zum goldentbrennenden Abend-

himmel geworden. Darin ſtand das ſterbende heilige Bild und hatte ſeine Arme verſöhnend über die weite Erde ausgereckt.

Sililie war nach dem Tode des Alten in große Stille verſunken. Es ſchien ihr in dem Gebirge immer unheimiſcher zu werden. Sie verlangte laut bald nach Serpentin, bald nach dem Alten, und ſetzte ſich auch oft Stundenlang in des Einen oder des Andern verlaſſenes Gemach. Eines Abends ſank ſie neben Lambert bleich auf einen Sitz zurück. „Sililie! ich glaube, du biſt krank," ſprach Lambert. „Mich friert," ſprach Sililie. „Komm', lege dich auf dein Lager nieder," ſprach Lambert, „ich will dir einen Trank bereiten."

Lambert erkannte, daß das Mädchen von einem Fieber befallen worden, das jede Stunde, der kräftigſten Heilmittel ungeachtet, zuzunehmen ſchien.

Am ſiebenten Tage der Krankheit ſprach ſie: „Meiſter! hört ihr die helle Flöte von Kryſtall?" Von da an verfiel ſie in einen langen Schlummer; Lambert hoffte mit banger Erwartung noch das Beſte.

Sie ſchien ihm wieder erwacht, und es war ihm, als ob ſie ganz fröhlich ſei und lache, er wußte nicht, durch welche Süßigkeit. Er trat näher zu ihr und fragte ſie, warum ſie ſo holdſelig lache?

„Ich ſah," ſprach ſie, „einen Ort, der mit ſchönem und hellem Lichte angefüllt iſt."

„Sei gutes Muthes, meine liebe Tochter," ſprach Lambert, „du wirſt in dieſem ſchönen Lichte wohnen." Sie lächelte wieder und nickte mit dem Haupte, und ein wenig hernach ſprach ſie: „Ich bin ganz fröhlich."

Mehr hat ſie darauf nicht geredet; außer da ſchon ihre Augen dunkel wurden, ſprach ſie: „Ich kenne euch faſt nicht mehr, aber alles Andre ſcheint mir voll heller Roſen zu ſein," — und dieſes iſt ihre letzte Rede geweſen.

Vor dem Waldhauſe in einem kleinen Garten hat ihr Lambert mit eigner Hand ein Grab bereitet, und hat es mit hellen, warmen Thränen benetzt. Ein Felsſtück, das mit Bergkryſtallen von ungemeiner Klarheit und Größe bewachſen war, hatte er auf die Stätte gewälzt.

Aus den Zwiſchenräumen der Kryſtalle ſproßten bald Alproſen empor und verbreiteten im Glanze derſelben ein jugendlich Morgenroth über die Stätte.

Serpentin und Leo hatten einander, ohne ihrer Kindheit noch klar zu gedenken, wie Brüder erkannt. Es war einem Jeden, als wär' er ſchon längſt um den Andern geweſen, und als zöge ſüße Gewohnheit einen Jeden wieder zum Andern hin. Serpentin legte

gern ſeine Hand in die von Leo, folgte ihm auch auf jedem Schritte.

Der Graf hatte große Freude an der Zuneigung, die ſich Beide ſchenkten. Schon längſt war der Tag verfloſſen, den Leo ſich zur Abreiſe vom Schloſſe beſtimmt hatte, aber immer fühlte er ſich wieder von Serpentin zurückgehalten. Ueberall ging der bleiche ſtille Knabe ihm zur Seite. Der Graf, beſorgt um ſeine Geſundheit, die immer wankender zu werden ſchien, ließ ſich von Serpentin das Wort geben, nicht ohne ſeinen Willen das Schloß zu verlaſſen. Heimlich aber hatte der Graf ſchon vor Tagen einen Brief an Meiſter Lambert, ſeinen alten Freund, geſandt, in welchem er ihm Serpentins Anweſenheit auf dem Schloſſe verkündet, und den Wunſch äußerte: ihn als ſeinen älteſten Freund, den er ſchon längſt begraben glaubte, wieder zu ſehen, wo er alsdann den zarten Pflegeſohn ihm wieder in die Arme führen werde. Deutlich wie noch nie ſtiegen indeß in Leo Gefühle aus ſeiner Kindheit auf. Es war ihm immer, als könnte er ohne Serpentin das Schloß nicht mehr verlaſſen; endlich aber gewann dennoch ſein Trieb zu wandern, die Unruhe, die er ſtets fühlte, wenn er eine Zeitlang an einem Orte verweilt hatte, die Oberhand, und er war feſt entſchloſſen, am nächſten Morgen Kaſtell zu verlaſſen.

Noch an dieſem Abend war Lambert angekommen.

Es war ihm nach dem Tode Sililiens ein Troſt, ſeinen Serpentin wieder zu ſehen. Der Graf umarmte in ihm den alten Freund. Er führte ihn zu dem Jünglinge, der erkrankt das Bette zu hüten gezwungen war. Serpentin zog den Meiſter mit Thränen an ſein Herz, auch dem Meiſter traten Thränen in das Auge. Er konnte Sililiens Tod nicht verſchweigen. Da ſtockten Serpentin die Thränen im Auge, und mildes Lächeln verbreitete ſich über ſein Geſicht.

Leo kam nur auf einen Augenblick in die Geſellſchaft Lamberts; er hielt ſich den Abend und die Nacht über allein in ſeinem Gemache verſchloſſen.

Serpentin lag im einſamen Gemache des Schloſſes auf ſeinem Lager ſchwer erkrankt. Es war drei Stunden nach Mitternacht, da trat ſeine Mutter in verklärter Hellheit vor ihn. Sie ſtand auf einem Grunde von brennenden Roſen, eine doppelte Glorie umfing ihr Haupt; in ihren Armen hielt ſie Sililie, ein Kind in holder Klarheit. Ihr Schein warf eine wonnige Wärme auf ihn, wie die des mildeſten Himmels. Alles außer ihr und dem klaren Roſenſchimmer war ein dunkelblauer Himmel. Es war ihm, als läge er, ein Kind, zu ihren Füßen und ſähe in die Hellheit hin.

Wie aus der weiteſten Ferne vernahm er jetzt den Klang einer Harfe. Es war Leo, der unruhige Wanderer. Dieſer hatte, als ihm noch Alles zu ſchlummern ſchien, ſein Reiſebündel zuſammengepackt, und mit dem kleinen Mädchen, das ihm die Harfe trug, das Schloß verlaſſen. Auf dem höchſten Gipfel eines noch über daſſelbe ragenden nahen Berges, dem Fenſter des Gemaches, in welchem Serpentin lag, gegenüber, ſetzte er ſich noch einmal nieder, ergriff die Harfe und ſang in die Thäler hin:

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich ſehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg, wo ich möcht' weilen,
Ich kann ſie nicht ereilen,
Weit, weit iſt ſie von hier.

So fremd mir anzuſchauen
Sind dieſe Städt' und Auen,
Die Burgen ſtumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Ein herrlicher Morgen war aufgegangen, der Himmel ſtand heute wie nie voll Glut. Die Gemächer des Schloſſes ſchienen durch ihre hohen Fenſter wie in Flammen zu brennen.

Lambert warf ſich noch unruhig auf ſeinem Lager hin und her; er war um Serpentin's Leben, der ſchon ſeit einigen Tagen das Bett zu hüten gezwungen war, ſehr beſorgt. Er erhob ſich und trat leiſe in des Jünglings Schlafgemach. Roſenroth vom heraufſteigenden Sonnenball beſchienen, lag er auf ſeinem Lager. Lambert trat näher zu ihm: kalt waren ſeine Hände, er war zur hellen Heimat übergeflogen. Unter den Harfentönen ſeines Bruders war er verſchieden. Mit ſtiller Rührung überbrachte Lambert dem Grafen die Nachricht von Serpentin's Tode. „Ich habe ſeinen Tod vorausgeſehen," ſprach der Graf; „Blumen der Art halten nicht über den Sommer aus." Lambert erzählte, wie er zu Serpentin und Sililie gekommen. „In den kurzen Augenblicken," ſprach er, „in welchen ich Leo geſehen, fand ich ſo viele Aehnlichkeit mit ihm und jenem ältern Knaben, der ſich damals ſeinen Bruder nannte, daß ich nicht zweifle, ihn als ſolchen bei näherer Betrachtung beſtimmt zu erkennen." — „So viel ich höre," ſprach der Graf, „hat er ſich vor Anbruch des Tages vom Schloſſe entfernt. Was ich von ſeinem Leben weiß, iſt zwar wenig; doch könnte es eurer Muthmaßung völlig zur Stütze dienen. Leo wurde als Knabe von vierzehn Jahren von herumziehenden Marionettenſpielern nach Oberoa gebracht, wo er auf einem Theater ſich nach und nach

zum beliebten Schauſpieler ausbildete. Er wurde aber bald wie von einer innern Unruhe von einer Stadt in die andere getrieben, wollte ungeſtört allein ſein und handeln, und fiel auf Erfindung jener Schattenſpiele, die man auch chineſiſche Schattenſpiele nennt. Mit dieſen zog er, ein ewiger Wanderer, bald dahin, bald dorthin. Ich lernte ihn früher zu Oberoa kennen, und ſchon einigemal kehrte er auf ſeinen Wanderungen in meinem Schloſſe ein. Zu Bremen ſoll er einige Jahre hindurch in einem Wirthshauſe, wie ein Reiſender immer mit gepacktem Koffer, gewohnt haben."

Unter ſolchem Geſpräche waren ſie in den Familienſaal getreten. Lambert betrachtete das Bild des Seemannes mit vieler Aufmerkſamkeit, und je feſter er es betrachtete, deſto mehr ſchien es ihm die Züge des alten Waldvaters an ſich zu tragen.

Der Graf erzählte ſeinem Freunde die Geſchichte des Mannes, wie er ſie Leo kürzlich vor dem leeren Sarkophage erzählt.

Nun hegte Lambert keinen Zweifel mehr; die Geſchichte des Waldvaters ſchien ihm enträthſelt zu ſein. Der Graf war von ſeinen Erzählungen überraſcht; er ließ ſich zu wiederholten Malen Alles ſagen, was er von dem alten Manne wußte, auch genau die Umſtände angeben, unter denen Serpentin und Sililie

in das Waldgebirge gebracht wurden, und was der Knabe dazumal über ihr früheres Schickſal äußerte. Lambert ſtellte Alles auf's Genaueſte zuſammen: da dämmerte dem Grafen ein Licht auf, und er ahnete in jenen Fremdlingen die Urenkel ſeines Verwandten. „Leo," ſprach er, „iſt der Einzige, der unſern Vermuthungen noch nähere Beſtätigung geben könnte; wer aber weiß, wohin ſich der unruhige Wanderer jetzt gewendet."

„Auch die Hülle des Alten," ſprach Lambert, „könnt ihr noch erſehen, unverſehrt noch ſo, wie er einſt in ihr lebte. Im Waldgebirge ruht ſie bald zu Stein gewandelt in einer Höhle von Bergkryſtall." — „Laßt uns den guten Knaben erſt zur Ruhe beſtatten," ſprach der Graf, und dann laßt mich mit euch in's Waldgebirge zur Ruheſtätte des Alten pilgern."

Der Graf ließ Serpentin in ein lichtes Gewand kleiden, und ihn in einen Sarg voll Roſen niederlegen. Seine kryſtallene Flöte, die einzige Habſeligkeit, die man außer einigen Kleidungsſtücken bei ihm fand, ward ihm zur Seite gelegt. Im Chor der alten Kapelle war ihm eine Ruheſtätte bereitet. Vier weißgekleidete Hirtenknaben trugen ihn im Morgenrothe un-

ter Begleitung des Grafen und Lamberts dahin. Auch viele Knaben und Mägdlein der Gegend folgten ſeinem Sarge in weißen Gewanden. Die Kapelle war rings mit Roſen ausgekleidet. Der Schloßkaplan, ein ehrwürdiger Greis mit ſilberhellem Haare, ſprach ein kurzes Gebet, weihte den Sarg mit heiligem Waſſer ein und gab ein Zeichen, ihn, das Haupt gegen Morgen gerichtet, in die Gruft zu verſenken.

Im nämlichen Momente trat der Feuerball der emporſteigenden Sonne der Kapelle gegenüber, die gemalten Glasſcheiben mit ihren Heiligenbildern brannten in verklärten Farben, und hellauf glühte die ganz mit Roſen ausgekleidete Kapelle und goß Duft und Schimmer auf den langſam verſinkenden Sarg. Aus all der Klarheit aber blickte das Bild des Gekreuzigten, vor dem Serpentin erſt kürzlich noch in ſo hehrer Andacht gekniet war, freundlich lächelnd hernieder.

Gebirgsmährchen.

Von

H. Steffens.

Eine Gesellschaft vornehmer Badegäste in Warmbrunn hatte sich vereinigt, um einen böhmischen Edelmann zu besuchen. Unter diesen befand sich der Freiherr von Emmerling, ein guter, wohlwollender Mann, der aber durch eine unglückliche Gewohnheit alle Heiterkeit der Gesellschaft zu vertreiben pflegte. Es war, als wäre ihm die Freude zuwider: immer mürrischer, je fröhlicher die Gesellschaft wurde, polterte, schalt er und erinnerte unaufhörlich, doch nicht den Anstand, den Ernst zu vergessen. Wenn die Uebrigen, unwillig über eine solche Störung, ihn baten, doch die kurze, schnell vorübergehende Lust zu ehren, erschien seine keineswegs liebenswürdige Frau, um sie in breiten Redensarten auf die Verdienste des Mannes

aufmerkſam zu machen. Bei dieſen Eigenheiten des Ehepaars war es nur gar zu natürlich, daß man es von den fröhlichen Gelagen entfernt zu halten wünſchte. Dieß Mal war es aber nicht möglich; mehrere von der Geſellſchaft waren mit dem Herrn von Emmerling in genauer Verbindung, er ſelbſt hatte ſich aufgedrängt und ſchien ſich von der fröhlichen Fahrt ſo viel Luſt zu verſprechen, daß man, ſelbſt heiter geſtimmt, ihn dieſes Mal verträglicher, als ſonſt, zu finden hoffte. An einem ſchönen warmen Sommermorgen fuhren vier glänzende Equipagen aus Warmbrunn, eilten ſchnell durch die langen Gebirgsörter, durch die holprigen Wege, die das Rieſengebirge von Böhmen trennen, und erreichten gegen Abend das Schloß, wo man ſie mit Sehnſucht erwartete. Viele Freunde hatten ſich hier verſammelt; man verlebte einige vergnügte Tage auf die anmuthigſte Weiſe, obgleich die Launen des Herrn von Emmerling und die polternde, altkluge Weiſe ſeiner Frau, mehr als ein Mal die Geduld der Geſellſchaft auf die ſchwerſte Probe ſetzten. Der letzte Abend hatte die ganze Geſellſchaft auf die traulichſte Weiſe vereinigt. Das Gefühl, daß man ſich nun nach einer kurzen Zeit der Luſt und Freude trennen müſſe, unterhielt eine ſtille Wehmuth, die man nur mit Mühe überwand. Freunde aus entfernten Gegenden hatten ſich unvermuthet getroffen,

um ſich eben ſo ſchnell zu trennen; aber man beſchloß die letzten Stunden ganz der Freude zu widmen, und die heiterſte Stimmung verdrängte alle Erinnerung an Abſchied und Trennung. Herr von Emmerling ſchien leider alle ſeine Launen für heute aufgeſpart zu haben. Er ſchien es abſichtlich darauf anzulegen, jede keimende Freude zu ſtören; ſeine Frau ergoß ſich in Sentenzen, und ſchon wollte die Geſellſchaft mismüthig auseinander gehen, als ein Fremder erſchien, der Allen unbekannt war. Er war zu Pferde, und bat den Wirth, ſeine Zudringlichkeit zu entſchuldigen. Er habe, ſagte er, ſich in dem Gebirge verirrt, ſein Pferd ſei ſo müde, daß er nicht weiter könne; er nannte mehrere entfernte Freunde, und ward um ſo freundlicher empfangen, da er als ein einnehmender, gewandter und geiſtreicher Mann erſchien, und ſeine Gegenwart die mismüthige Stimmung zu verdrängen verſprach. Auch gelang es ihm. Schnell ſchien er die Verhältniſſe aller Perſonen zu einander zu durchſchauen; die geheimen Neigungen der Männer und Frauen ſchienen ihm bekannt; einem Jeden wußte er etwas Angenehmes, Erfreuliches zu ſagen, und ſelbſt das verdrießliche Ehepaar ward, ohne zu wiſſen, wie, von ihm bezwungen. Er war heiter mit den Fröhlichen, wußte aber auch die Ernſteren bald durch ernſte Unterhaltung zu feſſeln, indem er wunderbare Erlebniſſe

von weiten Reiſen berichtete. So erzählte er u. A. Folgendes mit immer wachſender Lebhaftigkeit, wobei bald die ganze Geſellſchaft mit ſichtbarer Spannung ihm lauſchte.

„Die Inſel Seeland iſt gegen Nordweſten durch eine ſchmale, wüſte, ſandige Landſtrecke mit einer Halbinſel verbunden, die anmuthig, fruchtbar mit Dörfern bedeckt iſt. Aber jenſeit der einzigen kleinen Stadt der Halbinſel ragt ein Theil derſelben in das wilde Kattegat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Anſehn. Der Flugſand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land ſauſen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entſtehen, verwehen und häufen ſich an einem andern Orte wieder an. Ich brachte die Gegend durchreiſend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches Bild der wildeſten Zerſtörung hinterließ, und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, ſandige Gegend einſam durchritt, erhob ſich vom Meere, aus Norden her, ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben ſich, die Wolken jagten ſich unruhig, der Himmel ward dunkler und drohender; der Sand fing an, ſich in immer größern und größern Maſſen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob ſich im Wirbel und erfüllte die Luft.

Der Weg war unkenntlich, das Pferd ſank tief in den loſen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden vermiſcht und alle Gegenſtände in eine Staub- und Sandwolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm ſauſte durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitſchten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne, und durch die Staubwolke drang der Blitz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenſcheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte und mich, völlig durchnäßt, den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauenhafte Vermiſchung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer der Natur aus tiefer Bruſt iſt, gab dieſes Chaos das Bild eines wild zerriſſenen Gemüthes: alle Hoffnung zerſtört, jede Freude verſchüttet, die Trümmer der Vergangenheit, grauſe Wuth und Kummer verdeckend, unter der wüſten Stätte unruhiger Leidenſchaften vergraben; die Stimme des Gewiſſens drohend, donnerähnlich; in der Ferne das verzehrende Feuer dunkel leuchtend in der trüben Seele, bis die längſt verſiegten Thränenquellen ſich gewaltſam fluthend eröffnen, und die Wehmuth die zerriſſene Seele in ihren Wellen begräbt.

In dieſer traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, etwa eine Viertelmeile vom Ufer des Meeres ent-

fernt. Der Flugsand hat das Dorf verschüttet, die Einwohner, meist Schiffer und Fischer, haben sich dicht am Ufer angebauet, nur die feste Kirche, auf einem Hügel erbaut, steht noch einsam, von der traurigen, beweglichen Oede umgeben. Sie ist der Schauplatz dieser räthselhaften Erzählung."

„In der einsamen Stube saß, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Ortes, in fromme Betrachtung versunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechselseitige Mistrauen so wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren, und jede Thüre offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauschen des Meeres unterbrochen und der blasse Mond spiegelte sich in seinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm starke Männertritte auf der Treppe, und erwartete schon die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geistlichem Troste beizustehen. Zwei fremde Männer traten schnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte sich ihm höflich. Mein Herr, sagte er, Sie werden uns sogleich folgen. Sie müssen eine Trauung verrichten; das Brautpaar

wartet ſchon in der entfernten Kirche. Dieſe Summe, ſprach er ferner und zeigte dem Greis eine volle Geldbörſe, wird Sie für die Mühe und für den Schrecken über eine ſo unerwartete Aufforderung hinlänglich entſchädigen. Der Greis ſtarrte die fremden Geſtalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Geſpenſtiſches zu haben ſchienen, ſtumm und erſchrocken an. Der Fremde wiederholte ſeinen Antrag dringend und gebieteriſch. Als der Greis ſich erholt hatte, fing er mild an, dem Fremden vorzuſtellen, wie ſein Amt ihm nicht erlaube, eine ſolche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Perſonen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Geſetze fordern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie uns und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch Ihren Kopf. Er hielt ihm ein Piſtol vor die Stirne und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhob ſich furchtſam und ſtillſchweigend, kleidete ſich ſchnell an und ſagte dann: Ich bin fertig. Die Fremden hatten zwar Däniſch geſprochen, aber ſo, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthſelhaften Männer gingen ſchweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbſtnacht, denn der Mond war ſchon untergegangen. Als ſie aus dem Dorfe

traten, ſah der von Schrecken und Erſtaunen betäubte Greis die Kirche hell erleuchtet; und noch immer ſtillſchweigend ſchritten ſeine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, ſchnell durch die öde, ſandige Fläche, während er mühſam und nachdenklich zu folgen ſtrebte. Als ſie die Kirche erreicht hatten, verbanden ſie ihm die Augen. Die dem Prediger wohl bekannte Nebenthür öffnete ſich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menſchen hineingeſtoßen. Um ſich her hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in ſeiner Nähe Geſpräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es Ruſſiſch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung daſtand, fühlte er ſich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es ſchien, zurückgewichen; man löſte die Binde, er erkannte den einen ſeiner nächtlichen Begleiter und fand ſich vor dem Altar ſtehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter, in prächtigen ſilbernen Leuchtern, zierte den Altar; die Kirche ſelbſt war durch viele Lichter ſo hell erleuchtet, daß man die entfernteſten Gegenſtände erkannte; und war kurz vorher, als er erblindet in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, ſo erfüllte jetzo die furchtbare Stille unter

der großen Menge die bange Seele mit Entſetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menſchen beſetzt waren, ſo war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein friſch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es ſonſt bedeckte, ſtand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger ſah nichts, als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß Jemand ſich rührte. So mag in der verirrten Seele ein ſtilles, dumpfes Brüten jeder entſetzlichen That vorangehen.

Endlich richtete ſich ein Mann auf, deſſen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterſchied und ſeinen hohen Stand verrieth. Er ſchritt raſch den leeren Gang entlang, indem die Menge ihn anſtarrte, und ſeine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchſe, breitſchultrig, von gedrungenem Bau, ſein Gang trotzig, das Geſicht gelblichbraun, die Haare rabenſchwarz, die Züge ſtrenge, die Lippen wie voll Ingrimm geſchloſſen; eine kühn gebogene Naſe erhöhte das Gebieteriſche ſeines Anſehens; lange dunkle und buſchige Augenbraunen überſchatteten die kleinen ſchwarzen Augen, in welchen eine wilde Gluth brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit ſtarken goldenen Treſſen beſetzt, und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm

kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber beſetzt, umfing die ſchlanke Geſtalt und warf ſich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelſteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchſte Anmuth und Schönheit ließ ſich in den obſchon entſtellten Zügen des Geſichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erſtarrt: kein Zug bewegte ſich; die erblaßten Lippen ſchienen todt die Augen wie gebrochen, und die erſchlafften Arme hingen völlig gerade an den zuſammengeſunkenen Leib herab. So kniete ſie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entſetzen ſchien ſo Bewußtſein, wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer feſtzuhalten.

Jetzt erſt entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja ſpöttiſch über die knieende Braut weg blickte. Hinter den Bräutigam hatte ſich ein rieſenhafter Mann geſtellt, von finſterm Anſehen, der unbeweglich, ſtarr und ernſt vor ſich hinſah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit ſtumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar ſeine Sprache verſtehen würde. Es war ihm

nicht wahrſcheinlich. Dennoch faßte er ſich und wagte es, den Bräutigam nach dem Namen der Brautpaars zu fragen. Neander, Feodora, antwortete dieſer mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel herzuleſen, indem ſeine Stimme ſchwankte und er, oft ſich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar ſeine Verwirrung zu bemerken ſchien, wodurch er in ſeiner Vermuthung, daß Beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt ſein müßte, beſtätigt ward. Als er nun fragte: Neander, willſt Du die hier neben Dir knieende Feodora für dein rechtmäßiges Eheweib erkennen? da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu ſeinem Erſtaunen ſprach dieſer laut, ja faſt ſchreiend, das Ja, in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten das entſetzliche Ja, und ein ſtilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, ſetzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte ſich darauf, lauter redend, als wollte er ſie aus dem Todesſchlummer erwecken, an die Braut, indem er ſagte: Willſt Du, Feodora, den neben Dir knieenden Neander für Deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, ſo antworte durch ein vernehmliches Ja!

Da erwachte die entſeelte Braut, ein tiefes, grauenhaftes Entſetzen bewegte die erſchlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein ſchnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Bruſt hob ſich, ein gewaltſamer Thränenguß löſchte die Gluth der Augen, und das Ja ließ ſich hören wie das Angſtgeſchrei einer Sterbenden, und ſchien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Bruſt der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut ſank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillſchweigen. Da ſah der Prediger die leichenblaſſe Braut, wie vorher, in tiefer Betäubung knieen und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob ſich und führte die ſchwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der rieſenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erſchienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn, nicht ohne Mühe, durch das Gedränge, und nachdem ſie ihn aus der Thür geſtoßen hatten, verriegelten ſie dieſelbe inwendig und überließen ihn ſich ſelber.

Hier ſtand er nun einſam und ungewiß, ob das ſchauderhafte Ereigniß, mit allen ſeinen furchtbaren, ja geſpenſterähnlichen Umſtänden nicht ein Traum wäre, der ihn ängſtigte. Als er aber die Binde von den Augen geriſſen hatte, als er die hellerleuchtete

Kirche vor ſich ſah und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er ſich wohl von der Wirklichkeit der räthſelhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg, ſo viel möglich, zu erfahren, verbarg er ſich in einem Winkel außerhalb der Kirche, an der entgegengeſetzten Seite, und indem er hier lauſchte, hörte er, wie das Gemurmel immer ſtärker ward. Es war, als entſpönne ſich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieteriſch Stillſchweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pauſe. Ein Schuß fiel, das Geſchrei einer weiblichen Stimme ließ ſich hören. Darauf wieder eine Pauſe; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches faſt eine Viertelſtunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöſcht, das Gemurmel erhob ſich wieder, und die ganze Menge ſtürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem Meere zu.

Jetzt erhob ſich der alte Prediger und eilte nach ſeinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbarn und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnet war, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber ſo ruhig, ſtill, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen beſtimmt, war alles, was dieſen einfachen Menſchen entgegentrat, daß ſie von einem ganz andern Entſetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall

die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem sie sich nach seinen vermeintlichen Phantasieen richten wollten, überredete er einige, sich mit Brecheisen und Schaufeln zu versehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indessen war die Nacht verschwunden, die Sonne zeigte sich schon, und als der Prediger mit seinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufstieg, erkannten sie ein Kriegsschiff unter vollen Segeln, welches sich vom Ufer entfernte und nach Norden hinsteuerte. Ein so überraschender Anblick in dieser einsamen Gegend machte die Begleiter schon zweifelhaft; aber noch geneigter waren sie, dem Greise Glauben beizumessen, als sie die Nebenthüre der Kirche gewaltsam erbrochen fanden. Voll Erwartung betraten sie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt gesehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von Neuem daraufgelegt war. Das Brecheisen ward angesetzt und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geschmückten Sarg. Mit fast jugendlicher Ungeduld stieg der Greis selber mühsam in das Grab hinab, Andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben und der alte Prediger fand seine entsetzliche Ahnung bestätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das

prächtige Diadem war verſchwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Bruſt gegangen. Die entſtellenden Züge des tiefen Grams waren aus ihrem Antlitze verſchwunden, ein himmliſcher Friede hatte das ſchöne Geſicht verklärt, und wie ein Engel lag ſie da. Der alte Greis ſtürzte laut weinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der Ermordeten, und ſtumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand ſich verpflichtet, dieſes Ereigniß dem Biſchofe von Seeland, als ſeiner höchſten Behörde, ungeſäumt und umſtändlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß ſie ſtill ſchwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt und Keiner wagte etwas zu ſprechen. Plötzlich erſchien ein angeſehener Mann aus der Hauptſtadt, erkundigte ſich genau nach Allem, ließ ſich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillſchweigen, forderte ſtrenge, daß der Vorfall beſtändiges Geheimniß bleiben ſollte, indem er jeden, der davon zu ſprechen wagte, mit der härteſten Strafe bedrohte.

Nach dem Tode des Predigers fand man einen ſchriftlichen Aufſatz, die Erzählung dieſes Ereigniſſes, dem Kirchenbuche beigefügt. Einige glauben, daß es mit den ſchnellen und gewaltſamen Thronveränderun-

gen nach Peter des Erſten und Katharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung ſtehen mag. Das tiefe Räthſel dieſer ſchauderhaften That zu löſen, wird ſchwer, wo nicht unmöglich ſein.“

Als der Erzähler geendet, herrſchte das tiefſte Schweigen unter den Hörern. Alle ſchienen ergriffen von der unheimlichen räthſelhaften Erzählung. Erſt als Einige zur Löſung des Räthſels Muthmaßungen wagten, löſ'te ſich im Geſpräch die dumpfe befangene Stimmung, und man ging von mitternächtigen Geſpenſter- und Räubergeſchichten allmählig zu den luſtigſten Schwänken über, wobei endlich die allgemeinſte Heiterkeit Raum gewann. Keiner gedachte der nahen Trennung, und nur als die ſpäte Nacht an die Ruhe mahnte, reichte man ſich wehmüthig die Hände, und ein Jeder gedachte mit Schmerzen, wie ſchnell die genußvollen Stunden verſchwunden waren.

Am andern Morgen ſtanden die gepackten Wagen ſchon da, die ungeduldigen Pferde ſchnaubten, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen; aber es dauerte lange, ehe man fertig ward. Die Frauen hatten, wie gewöhnlich die wichtigſten Sachen bis zuletzt aufgeſpart; man hatte ſich noch ſo Vieles zu ſagen, ſo manches Bedeutende zu verabreden, und als ſchon Alle in

dem Wagen ſaßen, der traurige Abſchied vorüber war, hatte man hier einen Kaſten, dort ein Packet vergeſſen; ja kaum war eine kleine Strecke zurückgelegt, als ſchon wieder ein Halt dem vorderſten Kutſcher zugerufen ward. Eilig mußte ein Bedienter nach dem Schloſſe zurückeilen, um einen Regenſchirm zu ſuchen, den man nach langem vergeblichen Suchen doch nicht fand. So war ein bedeutender Theil des Tages vergangen, als man endlich ſchnell davoneilte. Die Wege waren nicht die beſten; auf der Hinreiſe hatte man ſich mit Wegweiſern verſehen, die man auf der Rückreiſe entbehren zu können glaubte. Die Kutſcher nicht allein, auch die Herren bildeten ſich viel auf ihren Ortsſinn ein, daher entſtand unterwegs öfters Streit; der eine wollte hier, der andre dorthin fahren. So verging der Tag und die Sonne neigte ſich ſchon bedeutend, als man ſich dem ſüdlichen Abhange des rauhen Rieſengebirges näherte. Die Frauen fingen ſchon an bedenklich zu werden, und eben hielt der vordere Wagen an einer Stelle, wo die Landſtraße ſich ſpaltete. Der Kutſcher war ungewiß, welchen Weg er wählen ſollte, die Herren ſtiegen aus, um zu berathſchlagen, als ein Reiter ſich den Reiſenden näherte. Es war der unbekannte Fremde, der ſich ſo liebenswürdig gezeigt hatte. Er behauptete dieſe Gegend genau zu kennen und rieth der Geſellſchaft, den Weg rechts zu wählen.

Sie ſehen, ſagte er, dort einige Häuſer, es ſind die erſten von einem Gebirgsdorfe, welches ſich ſehr lang in ein enges Thal hineindrängt. Wenn Sie dieſes erreicht haben, können Sie ohne Sorge ſein. Schroffe Felſenwände machen einen jeden Nebenweg unmöglich; wenige Berge, die nicht von bedeutender Höhe ſind, verbinden die öſtliche Gebirgskette mit der weſtlichen, und in zwei bis drei Stunden können Sie ſchon den nördlichen Abhang erreichen. Der Weg iſt ſo gut, wie man ihn hier, wo keine große Landſtraße durch das Gebirge geht, erwarten kann, ſetzte er ironiſch lächelnd hinzu, bedauerte, daß er die Geſellſchaft nicht begleiten könnte, und ritt eilig weiter. Man beſchloß ſeinem Rathe zu folgen und erreichte das Dorf. Aber es wollte kein Ende nehmen, der Weg war abſcheulich, die Wagen konnten nur langſam vorwärts, die Sonne ſank, und als das Dorf zu Ende war, ſah man nur die höchſten Bergſpitzen röthlich erhellt, und die nächtliche Dunkelheit fing ſchon auf eine bedenkliche Weiſe an, ſich in dem Thale zu zeigen. Langſam und vorſichtig fuhr man weiter, die Geſellſchaft ward immer einſylbiger, die Frauen ſahen furchtſam nach den ſtarren Felſen, die auf beiden Seiten ſchroff in die Höhe ſtiegen. So brach die Nacht völlig ein, der Himmel war mit trüben Wolken überzogen, kein Stern ließ ſich ſehen, die Wagen ſanken in tiefe Löcher und

drohten öfters umzuwerfen. Je weiter man kam, deſto mehr häuften ſich die Schwierigkeiten, deſto ärger ward der Knüppeldamm, deſſen queerliegende Balken, zum Theil verfault, mit heftigen Stößen die Räder in die tiefſten Löcher hineinſtießen. Endlich erreichte die Verlegenheit, ja die Verzweiflung den höchſten Gipfel. Die Räder ſchwankten, als wollten ſie aus den Speichen fallen, die Aren knackten, die Stangen zerbrachen und mußten gebunden werden, das Riemenzeug zerriß und die Pferde ſchnaubten, ſprangen hin und her und waren nicht zu beruhigen. Schon lange waren die Herren insgeſammt ausgeſtiegen und ſuchten zu helfen, wie ſie konnten. Die Damen ſaßen voll Schrecken, und nur die abwechſelnden harten Stöße preßten hier und da einen ängſtlichen Schrei aus, welcher das allgemeine Stillſchweigen unterbrach. Aber mit Entſetzen mußte man wahrnehmen, daß man nicht bloß mit ſchlechtem Wege und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Zwiſchen den düſtern Tannen der Felſenwände ſchienen nächtliche, rieſenhafte Geſtalten zu ſchreiten; es pfiff aus den nahen Schluchten, ein fernes Heulen ließ ſich hören, ein geiſterhaftes Wimmern ſchallte durch das enge Thal, und immer wilder wurden die Pferde. Plötzlich ertönte aus den Wagen lautes Geſchrei. Die Kutſcher wurden durch eine unſichtbare Gewalt von den Böcken geriſſen, ſie ließen

die Zügel fallen, die Pferde hoben ſich wildſchnaubend in die Höhe, blieben aber feſtgewurzelt, wie durch Geiſtergewalt gebannt, ſtehen. Die Herren zogen die Säbel, ſpannten die geladenen Piſtolen, obgleich ſie, von Entſetzen ergriffen, wohl fühlten, daß ſie in der Gewalt der Berggeiſter wären. Die Damen waren der Ohnmacht nahe. In dieſer Lage entdeckte man vor ſich einen hellen Schein, ohne zu wiſſen, wo er herkam. Ein muthiger junger Mann ging dem Scheine entgegen: das Thal und mit dieſem der Weg bog ſich links, und hinter der Biegung entdeckte er mit Erſtaunen einen prächtigen, hell erleuchteten Palaſt. Er ging unerſchrocken durch das große, offene Portal, über den breit gepflaſterten Hof. Eine Reihe hellblau brennender Fackeln ſtanden auf beiden Seiten der breiten hohen Treppe, die zu dem Haupteingange führte, und warf eine magiſche Beleuchtung in das Gebäude hinein. Ein prächtig angezogener Pförtner empfing ihn höflich und ohne Verwunderung; er erzählte dieſem kurz die Verlegenheit der Geſellſchaft. Da zog der Pförtner an der Klingel, eine Menge Bedienten kamen zum Vorſchein, und an ihrer Spitze derſelbe Fremde, der ihnen den Abend ſo angenehm vertrieben und dann den Weg gezeigt hatte. Ich habe Sie erwartet, ſagte er, aber Sie ſind ſehr ſpät angekommen. Wo iſt die übrige Geſellſchaft? In der Nähe antwortete

der junge Mann, aber in der peinlichſten Verlegenheit: die Räder ſind loſe, die Stangen gebrochen, die Stränge zerriſſen, die Kutſcher von den Böcken gefallen, die Pferde unbändig, und das Grauen der Nacht hat die Frauen ergriffen. Er ſchämte ſich hier, in der hellen Erleuchtung, gegen einen geiſtreichen Mann irgend etwas von den geſpenſterhaften Erſcheinungen zu erwähnen. So wie der Unbekannte die Noth der Damen und Herren erfahren hatte, entſtand auf ſeine Befehle die lebhafteſte Bewegung. Bedienten mit Fackeln erſchienen, und er ſelbſt eilte, von dem kühnen jungen Manne begleitet, von den Bedienten gefolgt, dahin, wo er die Geſellſchaft in der traurigſten Lage fand. Die Herren und Frauen wußten nicht, ob ſie ſich freuen oder entſetzen ſollten, als ſie eine große Menge Männer in fliegender Eile mit brennenden Fackeln kommen ſahen. Doch bald waren ſie beruhigt, als ſie den Jüngling erkannten und nach ihm den räthſelhaften Fremden, den ſie voll Verwunderung hier wiederſahen. Als er in die Nähe der Wagen kam, waren alle Pferde ruhig, die Kutſcher ſchienen aus einer Betäubung erwacht, richteten ſich auf und ſetzten ſich auf die Böcke. Man glaubte nicht, daß es möglich wäre, mit den beſchädigten Wagen den Palaſt zu erreichen; ſchon wollten die Frauen ausſteigen, um den kurzen Weg, von den Fackeln erleuchtet, zu Fuße zu-

rückzulegen. Als man aber eine ſorgfältige Unterſuchung anſtellte, zeigte es ſich, wie ſehr man ſich durch das Schrecken der Nacht getäuſcht hatte. Die Räder ſaßen feſt, die Riemen waren unverletzt, die Stangen, die man zuſammengebunden hatte, waren völlig unbeſchädigt. Raſch rollten die Kutſchen, der Weg war völlig eben und breit; in fliegendem Galopp ging es durch das Portal, und die Wagen hielten ſtill. An dem Haupteingange ſtand wieder der Fremde als Wirth und empfing ſeine Gäſte, ohne daß man begreifen konnte, wie er in ſolcher Schnelligkeit zurückgekommen war. Die Geſellſchaft befand ſich in dem großen Vorſaale. Zwiſchen großen Säulen ſtanden Statuen, zwei koloſſale Sphinxe ruheten an der breiten prächtigen Treppe, deren Stufen mit den bunteſten perſiſchen Teppichen bedeckt waren. An den Geländern erhob ſich ein blühender Wald von Orangen, Granaten, Tulpenbäumen, Oleandern, Pinien. Zwiſchen die Bäume drängten ſich ungeheure Blumen, Malven, Roſen, Volkamerien, Tuberoſen, Georginen, Melaſtomen, Hortenſien, in wunderbarer Fülle. Eine Maſſe von bunten Lichtern erleuchtete das Ganze. Verbindlich reichte der Wirth der Frau von Emmerling den Arm; die Uebrigen folgten, ſtumm vor Erſtaunen, mit einem geheimen Grauen gepaart. Man ſtieg die Treppe hinauf, oben wurden die großen Flügelthüren

geöffnet, und man trat in den Saal. Liebliche, himmlische Töne ließen sich, wie aus weiter Ferne, hören. Die seltsame Nacht und jetzt die glänzenden Lichter, die überirdische Pracht, der Duft von tausend Blumen, die wundersame Musik hatte schon die Gemüther gefangen genommen, daß sie sich beruhigt den Wellen der Zauberwelt hingaben, die von allen Seiten auf sie losstürmten, und wie uns im Traume das Seltsamste natürlich dünkt, so schien auch den Gästen nichts mehr räthselhaft. Fast ohne Erstaunen traten sie daher in den Saal hinein, dessen Größe und Höhe ihnen sonst unbegreiflich sein mußte. Das hohe Gewölbe schien mit Wolken und Kindern bemalt; aber wenn man hinsah, schienen die Wolken sich zu senken und zu heben, die Kinder traten in der Verhüllung der Wolken zurück, wie hinter einen leichten Schleier, und drängten sich wieder hervor, hier einzeln, dort paarweise; sie schienen sich zu necken, zu tändeln. Ein helles Licht von oben erleuchtete Alles. Nach kurzer Zeit vereinigte sich das Ganze: das Licht leuchtete zauberisch in der Mitte, rings umgeben von einem leichten Kranze aus Wolken und Kindern, die lächelnd herunterblickten, wie aus Blättern und Blumen lieblich gewoben. An den Wänden sah man Säulen, bedeckt mit glänzenden Edelsteinen, deren Glanz kaum zu ertragen war. In der Mitte des

großen Saals schien die gedeckte Tafel sich zu verlieren. Nicht Stühle umgaben den Tisch, sondern breite Bänke, mit weichen, prächtigen Polstern bedeckt, die einen Ueberzug von grünem Sammt hatten, der reich mit Gold besetzt war und von Edelsteinen strotzte. Von Ferne sahen sie einer reichen, mit Blumen bedeckten Wiese täuschend ähnlich. Man setzte sich. In der Mitte des Tisches sah man eine seltsame Verzierung. Bunte Gebirgsblumen schienen aus dem Tische hervor zu wachsen, man blieb ungewiß, ob sie natürlich oder künstlich wären. Auf dem Tische fand man eben so viele Gedecke, als Gäste da waren, und einem Jeden reichte von der blumenreichen Mitte her ein hervorsprießender Zweig eine ihm bestimmte Blume. Der kühne Jüngling sah sich gegenüber Tausendschön; neben ihm saß ein liebliches Mädchen, die er im Stillen liebte, und zu ihr ragte aus dem Blumenflor Männertreu lieblich herüber. Einer erkannte in seiner Nähe den blauen Enzian, ein zweiter Ringelblumen, eine gesprächige Dame das Gänsekraut, eine andere Löwenzahn. Der Herr von Emmerling und seine Frau saßen sich gegenüber, und aus der Mitte der Wiese drängte sich ein großer Haufen des feinsten Grases nach beiden Seiten den Gedecken des Ehepaars zu. Der Wirth war verschwunden und man vermißte ihn kaum. Die Erleuchtung ward immer glänzender, nach

beiden Seiten der Tafel ſchien der Saal ſich zu verlängern. An der einen Seite erſchienen eine Menge Geſtalten wie nächtliche fratzenhafte Traumbilder, und eine ſeltſame Muſik ertönte aus wunderbar gebildeten, unbekannten Inſtrumenten; auf der andern Seite entwickelte ſich eine ganze Welt tanzender Mädchen und Kinder. Die Mädchen tanzten ſchwebend auf rollenden Kugeln, näherten, umarmten, trennten ſich, die Kugeln rollten unter ihren Füßen weg, aber ſchnell berührten ſie andere mit den Fußſpitzen, und enthüllten in gaukelnder Bewegung die anmuthigſten Stellungen. Die Kinder ſchienen aus den Wolken an der Decke herunter zu ſchweben, und liefen, wälzten ſich, bald hier, bald da, und drängten ſich zwiſchen die tanzenden Mädchen in üppiger Fülle.

Indeſſen genoſſen die Gäſte das herrliche Mahl. Die ſchönſten Weine, wie ſie gewünſcht wurden, brachte die eilige, aufmerkſame Dienerſchaft. Ueber einem Jeden ſchwebte ein Strohhalm, man ſah nicht, womit er befeſtigt war, er ſchien vielmehr frei in der Luft zu ſchweben. Die Diener belehrten die Gäſte, daß ſie nur unter die Halme ihre Gläſer halten ſollten, und ſogleich ſtrömte aus dieſen Halmen das friſcheſte Gebirgswaſſer perlend in die Gläſer. So verging die Zeit, man verlor ſich in die ſeltſamſten Geſpräche, wie die Umgebung ſie zu fordern ſchien, dankte dem Wirth,

deſſen Abweſenheit man jetzt erſt gewahr wurde, und in die ſeligſten Träume verloren, hatte man alle Schrecken der Nacht völlig vergeſſen. Der Jüngling und ſein Mädchen ſahen ſich zärtlich an: die wunderſame Umgebung hatte das Vertrauen, die Freude, den Muth geweckt, und das Bekenntniß der lange verhüllten Liebe ſpielte aus den Augen, bewegte die Züge des Geſichts, drängte ſich wie die reife, im Verborgenen ſchwellende Frucht hervor auf die bebenden Lippen.

Herr von Emmerling, nachdem er einige Gläſer glühende Weine genoſſen hatte, ward aber immer verdrießlicher. Schon früher hatte er den wilden Geſprächen, die, wie in den tollſten Träumen, das Seltſamſte als das Gewöhnlichſte behandelten, zu ſteuern geſucht. „Die Tänze auf Kugeln, bemerkte er, ſind in der deutſchen Geſchichte ſchon bekannt; in den alten Chroniken können Sie leſen, wie ſich der Kaiſer Friedrich der Zweite an dieſem leichten Spiele ergötzte, was aber die ernſthafte Mitwelt ihm von Rechtswegen vorwarf.“ Als aber alle Einreden nicht gehört wurden, als er die ganze Geſellſchaft von den Wundern, die ſie umgaben, wie verzaubert ſah, ſtand er polternd auf. Auch die Uebrigen erhoben ſich, um die Seltſamkeiten des Saals genauer zu betrachten. Schon lange hatte man unter den fratzenhaften Geſtalten der Muſiker in einem Winkel einen rieſenhaften Mann

wahrgenommen, mit einem langen, grauen Barte, einer ungeheuern, krummen Naſe und brennenden Augen, von langen Augenbraunen düſter beſchattet. Er trug eine braune Mönchskutte, drehte unaufhörlich und emſig an einem Inſtrumente, einer Drehorgel nicht unähnlich, und ſah unbeweglich, ſtarr, ernſthaft, faſt mürriſch vor ſich hin. Herr von Emmerling fühlte ſich nach dieſer finſtern Geſtalt unwiderſtehlich hingezogen. Er näherte ſich ihm, redete ihn an, erhielt aber von der ſeltſamen Geſtalt keine Antwort; er ſah ſtarr vor ſich hin, indem er fort drehte, obgleich das Inſtrument, wie man jetzt in der Nähe vernahm, gar keinen Ton von ſich gab. Mein Herr, ſagte der Herr von Emmerling, verwechſeln Sie mich nicht mit den übrigen Thoren, die ſich an dieſen Gaukelpoſſen ergötzen. Bald werden unſere Frauen ſich auf die rollenden Kugeln ſtellen und die Männer ebenfalls. Es iſt unerlaubt, unſer freundlicher Wirth hat uns durch Phantasmagorie und optiſche Täuſchung vortrefflich zu unterhalten geſucht, aber das unbeſonnene Volk ſcheint in einen gefährlichen Aberglauben zu verfallen. Sie müſſen uns Aufklärung verſchaffen. Zeigen Sie doch die Maſchinen, die Hohlſpiegel, die Inſtrumente, denn obgleich ich Manches zu verſtehen glaube, ſo iſt mir doch Vieles noch räthſelhaft. So ſprach der Herr von Emmerling unabläſſig, und als der alte Mann ſtill

ſchwieg und ihn drohend anſah, ſuchte er ihn aus dem Winkel, hinter welchem er die verborgene Maſchinerie verſteckt glaubte, mit Gewalt zu vertreiben. Der Alte ſtieß ihn zurück und ſprach mit hohler Stimme:

Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen,
  Daß die Geſtalten
  Zuſammen halten.
Siehſt Du nicht die rauhen Hände?
  Hörſt Du nicht den wilden Bach?
Fluthen reißen an die Wände,
  Geiſter an das loſe Dach. —
Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen. —

Der Herr von Emmerling war durch dieſe Anrede des Alten wie betäubt; eine lange Zeit ſchwieg er ſtill und ſchien ernſthaft nachzudenken. „Jetzt wird mir Alles klar, rief er auf einmal laut, es iſt eine höchſt merkwürdige magiſche Erſcheinung, ein hoher Grad des Hellſehens hat ſich bei der ganzen Geſellſchaft wunderbar entwickelt. Ich bin mit den Magnetiſeurs in Berlin, München und Stuttgart in Verbindung, und habe dem Herrn Kieſer in Jena Beiträge verſprochen. Daß mir nur kein merkwürdiger Umſtand entgeht. Es iſt in der That ein großes Glück, daß ich allein unter

allen dieſen Träumenden der einzige ſich Bewußte, daß ich völlig wach bin.“

Er nahm hierauf ein Taſchenbuch heraus und fing an, alles, was der Geſellſchaft, ſeit ſie dieſes wunderbare Haus betrat, begegnet war, ſorgfältig aufzuzeichnen. Der Jüngling, der in der Nähe ſtand, hatte mit Verwunderung dieſe Aeußerungen gehört. „Aber, mein theuerſter Herr von Emmerling, ſagte er, erinnern Sie ſich doch nur, daß Sie ja ein Theil der magnetiſchen Viſion ſind. Sind wir wirklich in einen magiſchen Zuſtand verſetzt, dann iſt alles, was um uns vorgeht, unſer Traum; Sie aber, wenn Sie nicht träumen, ſind ja nur ein Traumbild unſerer Viſion, Sie ſind gar nichts. Wie können Sie nun Bemerkungen anſtellen, ein Phantasma über die Phantaſie, deren Geſchöpf es iſt, reflektiren? Ein bedenklicher Fall, wie Sie nicht läugnen können.“ Herr von Emmerling nieſte. Proſit! ſagte der Jüngling. Und Beide ſchwiegen eine Zeitlang.

„Wenn ich Alles genau bedenke, fing darauf der Herr von Emmerling an, ſo findet hier etwas Seltenes ſtatt; ich ſehe als beſonnener Beobachter von innen aus dem Traume heraus, da es ſonſt den Beobachtern nur vergönnt iſt, von Außen durch die Erzählung in die Welt des Hellſehens hinein zu ſehen, — eine Differenz der Richtung, aber in der That nichts weiter.

Aber ich bitte Sie, iſt es nicht klar, daß das ganze Haus ein magnetiſches Banquet iſt? Die Bäume auf den Treppen ſind magnetiſirt, die narkotiſchen Düfte der Blumen erhöhen den magnetiſchen Zuſtand, eiſerne Geländer leiten die Wirkung nach allen Punkten, eiſerne Stangen ſehen Sie an den Wänden, und die waſſerhaltigen, ſchwebenden Strohhalme ſind wichtige Werkzeuge, den wunderbaren Effekt zu erhöhen. Die Drehmaſchine, die jener Magnetiſeur in beſtändiger Bewegung erhält, iſt ohne allen Zweifel mit einer Menge beweglicher Magnete erfüllt, die mannigfaltig untereinander ſpielend eine fortdauernde Beziehung gegen das Ganze unterhalten. Stören Sie unſere lobenswerthen Forſchungen nicht, ſprach er ferner, indem er ſich dem Alten wieder näherte, von welchem er ſich kurz vorher furchtſam entfernt hatte, denn wahrlich, die Geheimniſſe Ihrer Drehmaſchine müſſen wir genau unterſuchen."

Der Alte drehte mit der linken Hand unaufhaltſam fort und berührte den Herrn von Emmerling, als er ihm nahe genug trat, mit einem Stabe. Kaum war er berührt, als er in eine beſtändige unruhige Bewegung gerieth, wobei er fortdauernd ſprach, die Geheimniſſe der Maſchine entwickelte und den Jüngling über die Natur der ſcheinbaren Bezauberung aufzuklären ſuchte. „Aber, mein Herr, ſagte der Jüngling

Sie haben ſeit Kurzem ſeltſame Gewohnheiten angenommen, was in aller Welt bedeutet die beſtändige Kopfbewegung, es kommt mir faſt vor, als wenn Sie jeden Satz, den Sie entwickeln, durch einen Kopfſtoß einleuchtender machen wollten. Bei Gott, Sie haben mich empfindlich geſtoßen, die Lippen ſchwellen, das Geſicht verändert ſich, es wachſen Ihnen Hörner aus der Stirne, mein Lieber, was bedeutet das?“

„Ich habe, ſagte Herr von Emmerling, ſehr undeutlich und ſtotternd, eine Bemerkung gemacht, eine Bemerk — Bemerk — merk — merk, o ich merke, ich merke — merk — merk — merke.“ Die Lippen waren völlig zur Schnauze angewachſen, die Augen zurückgetreten, das ganze Geſicht behaart, die Hörner völlig heraus gewachſen, und ein vollendeter Bockskopf ward von den Schultern des verwandelten Mannes getragen. Indem dieſe Verwandlung geſchah, ward die Muſik wilder, der Tanz der Mädchen und Kinder verlor ſich in wunderliche Sprünge, die Lichter brannten dunkler und röthlicher, und ein geheimes Flüſtern und Kichern, wie von unſichtbaren Geſtalten, ließ ſich allenthalben in dem Saale hören.

Die lauten Geſpräche hatten die Aufmerkſamkeit der übrigen Geſellſchaft auf ſich gezogen; ſie verließ die Tanzenden, und verſammelte ſich ſpottend und lachend um den Verwandelten, der durch die ſeltſam-

ſten Sprünge ergötzte, und bald hier, bald da ſich durch Stöße zu rächen ſuchte. Die Frau von Emmerling war eben im Begriff einzuſchlummern, als ſie von der lärmenden Geſellſchaft geſtört ward und ſich neugierig zudrängte. Wer vermag ihre Wuth zu ſchildern, als ſie die Verwandlung ihres Mannes wahrnahm und wie er der Gegenſtand des Geſpöttes war. Sie ſchalt, ſchimpfte und fluchte dem Wirthe, der ihr ein boshafter Zauberer ſchien. Vergebens ward ſie gewarnt, den Zorn des mächtigen Geiſtes nicht gegen ſich zu waffnen, ſie brach in die heftigſten Verwünſchungen aus und ruhte nicht eher, als bis ſie, von dem Stabe berührt, einen Ziegenkopf erhielt. Das verwandelte Ehepaar ſprang nun gemeinſchaftlich. Aus den thieriſchen Geſichtern ſchienen ſie ſich zärtlich anzublicken, dann ſchlürften ſie Waſſer, welches, man wußte nicht, wie, in großen Gefäßen neben ihnen ſtand, umarmten ſich ſpringend und hüpfend, und ſanken zuletzt hin, an den Plätzen, die ihnen am Tiſch angewieſen waren, indem ſie, wie es ſchien, mit unendlichem Behagen das feine Gras verzehrten, welches für ſie aus der Tafel hervor zu wachſen ſchien.

Eine bachantiſche Wuth hatte die ganze Geſellſchaft ergriffen, Frauen und Männer liefen, ſprangen, ſchrieen, ſangen untereinander, bis ſie taumelnd und

beſinnungslos unter lautem Gelächter auf die Polſter hinſanken und einſchliefen.

Die Liebe, ſagt man, ſei mächtiger, als aller Zauber, ſie ſelbſt ſei der größte. So ſtand der Jüngling ruhig neben ſeinem Mädchen, während die Uebrigen von der wildeſten Wuth bewegt wurden, und als Alle hingeſunken waren, ſchienen ſie wie in der größten Einſamkeit nur für ſich da zu ſein. Da geſtand der Jüngling ſeine lange verborgen gehaltene Liebe, und das blühende Mädchen ſank in ſeine Arme.

Ein ſchneidender, ſchnarrender Ton, der zitternd durch den ganzen Saal drang, erweckte das liebende Paar aus dem ſeligen Rauſch. Er kam aus der Maſchine hervor, die der Alte nicht mehr drehte. Das Licht von oben ward immer düſterer, die Wände zogen ſich ſichtbar zurück. Die Muſiker erſchienen immer ferner, die Muſik immer ſchwächer, die tanzenden Mädchen und Kinder ſchienen ſich in Nebel zu verlieren, ein Bach ſtrömte rieſelnd durch den Saal, das Dach öffnete ſich, der ſternenhelle Himmel blickte herein, und von Entzücken und Betäubung übermannt, ſanken nun auch die Liebenden neben einander auf die Bank hin.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als der räthſelhafte Fremde, von einem Bedienten begleitet, durch das Thal ritt. Auf dem Wege hielten die Wa-

gen, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen. Neben der breiten Landſtraße ſah man eine ſchöne blumenreiche Wieſe, von Felſen umgeben und durchſchlängelt von einem lieblichen Bache. Im Graſe lag eine Geſellſchaft von Herren und Frauen im tiefſten Schlafe kreisförmig gelagert. Der Fremde ſtieg vom Pferde ab und ging auf die Geſellſchaft zu. Wachen Sie auf, ſagte er, es iſt hoch am Tage und nicht geſund, im Graſe zu ſchlafen, indem er zugleich die nächſten Herren ſchüttelte. Alle fingen an ſich zu ſtrecken, rieben ſich die Augen und ſahen vor ſich hin. Blauer Enzian, ſagte einer und ſah dieſe Blume neben ſich blühen, Ringelblumen, rief der zweite, Gänſekraut, liſpelte eine Dame, Löwenzahn, eine andere; ſchönes, weiches Gras, riefen Herr und Frau von Emmerling zugleich. Ach Männertreu, ſprach das liebe Mädchen, indem ſie den Geliebten und die Blume zärtlich anblickte, Tauſendſchön, erwiederte der Jüngling, und ſah neben ſich die Blume und das Mädchen.

Nach und nach ſchienen ſich die Schlafenden zu beſinnen, richteten ſich auf, ſahen ſich mit Verwunderung wechſelſeitig an, betrachteten mit ſtillſchweigendem Erſtaunen die unbekannte Gegend, und erblickten nicht ohne Grauen den Fremden, der ſchon zu Pferde ſaß, der Geſellſchaft lächelnd ein Lebewohl zurief und verſchwand. Herr von Emmerling brach das Still-

ſchweigen zuerſt. Das naſſe Gras iſt doch ſchädlich, ich bin durch und durch erkältet, ſehen Sie, wie mir die Lippen geſchwollen ſind. — Die Uebrigen blickten ihn an und glaubten noch die Bocksphyſiognomie zu erkennen. Ich bin von einer unangenehmen Heiſerkeit befallen, ſprach die Frau, und die Geſellſchaft erkannte die meckernde Stimme.

Der Jüngling und ſein Mädchen waren die einzigen, die ſich der ſelig verlebten Stunden wohl bewußt waren, ja die aufgeſchloſſene Zauberwelt der Liebe ſchien ihnen die andere freundlich näher zu rücken, begreiflicher zu machen. Der Jüngling erfuhr von den Bedienten, wie ſie nach einem entfernten Gebäude waren gebracht worden, wo ſie und ihre Pferde wohl verſorgt die Nacht ganz ruhig zugebracht hätten, wie ein Bedienter etwa vor einer Stunde erſchien, der ſie, nachdem ſie angeſpannt hatten, hierher begleitete und verſchwand.

Man ſetzte ſich darauf, noch voller Verwirrung, in die Wagen, und beſonders Herr und Frau von Emmerling waren, ſie wußten ſelbſt nicht deutlich, warum, höchſt verdrießlich. Als man aber aus dem rauhen Gebirgswegen heraus war, als man die lieblichen ſchleſiſchen Dörfer erreichte, wo die heitere Sonne die ſchönſten Gegenden erleuchtete, und nun vor einer Schenke ſtill hielt, um zu frühſtücken, hatte der fröhliche Tag einen Jeden in die freundlichſte Stimmung verſetzt.

Man gestand sich nun, daß der Fremde, der nächtliche Wirth, kein anderer, als der launenhafte Herr des Gebirgs sein könnte, die geschwollenen Lippen des Herrn von Emmerling und die Heiserkeit seiner Frau waren verschwunden, und sie selbst schienen die Foppereien der Nacht vergessen zu haben. Begierig griff Herr von Emmerling nach seinem Taschenbuche, um zu erfahren, was er, umfangen von den Zaubereien der Nacht, aufgezeichnet hatte, aber er fand fast ausgeblichene magische Charaktere, die er nicht zu enträthseln vermochte.

Wenn das Ehepaar sich der übeln, alle gesellige Fröhlichkeit störenden Gewohnheit überließ, erinnerte, wie man versichert, die schwellende Lippe den Mann, eine plötzliche Heiserkeit die Frau an die Gewalt des fernen Rübezahl, und nachdem sie, nicht ohne Schrecken, diese Erfahrung einige Mal gemacht, verschwand die üble Laune ganz, und in allen fröhlichen Kreisen ward das liebenswürdige Ehepaar mit Vergnügen gesehen.

Der junge Mann ward wenige Monate später mit seiner Geliebten verbunden, und feierte in einer glücklichen Ehe das Andenken der seligen Nacht, die in einer so seltsamen Umgebung die Knospe der verborgenen Liebe aufschloß.

Miniaturausgaben,

im Verlage von Carl Rümpler in Hannover.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Vierte wiederum vermehrte Auflage. Mit Titelstahlstich von Prof. Oesterley, gest. von Adrian Schleich und prachtvollem Titel in Buntdruck, nach Zeichnung von Fr. Kretzschmar. Miniatur-Ausgabe in feinem mit den zartesten Farben ausgelegten Mosaikbande mit Goldschnitt . . . . . 2 ℳ

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Vierte Auflage. In elegantem englischen Einbande mit Goldschnitt $2^1/_4$ ℳ

Tellkampf, A., Irmgard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Zweite Auflage. In elegantem englischen Einbande mit Goldschnitt . . . . . $1^1/_2$ ℳ

Schwermuths-Trost und Lebens-Lust in deutschen Liedern. Gesammelt und herausgegeben von einem Schwermüthigen. In elegantem englischen Einbande mit Goldschnitt . . . . . $1^1/_2$ ℳ

Bernhardi, F. E., Asträa. Briefe über Astronomie an eine Dame. Mit erläuternden Holzschnitten und einer Sternkarte. In prachtvollem englischen Einbande mit Goldschnitt . . . . . $1^5/_6$ ℳ

Miniaturausgaben,

im Verlage von Joh. Friedr. Hartknoch in Leipzig.

Seume, J. G., mein Sommer. In elegantem englischen Einbande mit Goldschnitt . . . . . $1^1/_3$ ℳ

— — Spaziergang nach Syrakus. 2 Theile. In elegantem englischen Einbande mit Goldschnitt . . $2^1/_3$ ℳ

Stanford University Libraries
3 6105 010 447 170

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

JUN 1994

SEP 2 6 2007

SEP 2 1 2007

JUN 2 0 1999

APR - 9 1999

Digitized by Google